Wilhelm Hey,

nach seinen eigenen Briefen

und

Mitteilungen seiner Freunde

dargestellt

von

Dr. **Theodor Hansen.**

Gotha.

Friedrich Andreas Perthes.

1886.

Der

Familie Perthes,

mit welcher seit den Tagen des „alten Herrn" der Name

Wilhelm Hey

unablöslich verbunden war und bleibt,

gewidmet

vom Verfasser.

„Denn wer den Besten seiner Zeit genug
Gethan, der hat gelebt für alle Zeiten."

Vorwort.

Wilhelm Heys Leben bietet dem aufmerksamen Beobachter eine Pastoraltheologie und eine Pädagogik in greifbarer Gestalt. Daß eine eingehende Biographie dieses Mannes abzufassen ein praktischer Theologe und zugleich Pädagoge am ersten berufen war, begründet ihr Inhalt. Wir möchten wünschen, daß, wer sie gelesen, des Trostes teilhaftig worden sei, den der Römer Tacitus in den zehn letzten Worten des 19. Kapitels seiner „Germania" über den Eingang zur Geschichte unseres Volkes gesetzt hat; ja wünschen möchten wir, daß die „mores" wieder einmal das Übergewicht über die „leges" bekommen, daß die Zeit entweiche, da vor lauter regelrecht paradierenden Bäumen man den frischen grünen Wald kaum mehr sieht. Wer berechtigte Eigentümlichkeit aus seinem Wörterbuch gestrichen hat, für den ist diese Biographie unverständlich oder mindestens nicht anziehend. Denn hier ist alles original.

Dieselbe ist seit 1876 vorbereitet worden. Das „nonum prematur in annum" des Horatius (de arte poetica ad Pisones v. 388) hat sich also bewährt, ja über sein Maß hinaus. —

— Im Besitz des Verlegers und seiner Verwandten befindet sich eine reichhaltige Sammlung von Briefen und Gedichten von W. Hey, sowie Aufzeichnungen solcher, welche ihm im Leben nahe gestanden. Außerdem stellte Herr Dr. Georg v. Bunsen die Briefe Heys an seinen Vater, soweit solche noch vorhanden, zur Verfügung, und bleibt nur zu bedauern, daß vom Jahre 1828 an die

Zahl so gering ist; ferner überließ die aus Thüringen entstammte Familie Lossius in Livland Briefe von Hey an Eduard Lossius, seinen im Texte genannten Zögling.

Diesen Quellen reihten sich andere an, welche der Verfasser selbst aufzuspüren die Freude hatte, der allen, die beigesteuert, den vorgenannten, wie den folgenden, seinen aufrichtigen Dank zollt: den Verwandten Fr. Lückes in Göttingen, den Verwandten K. Recks in Göttingen und Braunschweig, dem Herrn Archivar Dr. Otto Beneke in Hamburg und der Frau Thekla Jürgensen geb. v. Axen, den Herren Pfarrern im Gothaischen: K. Bonsack in Sülzenbrücken, Hugo Heydenreich in Sättelstedt, L. Zschetzsche in Ballstedt, H. Krieg in Ichtershausen, O. Ortlepp in Leina, W. Tümpel in Schmölln, S.-Altenburg, vormals in Gotha, E. Herbig in Volkenroda, B. Apel in Töttelstedt, Dr. Weiß in Elgersburg. Auch der vormalige Superintendent in Ruhla, Kirchenrat Berthold Müller wäre zu nennen, der einzige, der unter den Ephoren s. Z. Heys Genosse gewesen; aber der Dank wird zum Nachruf, da nach einer Notiz in H. Steinhausens „Pfarrhaus", Nr. 4 d. J., S. XXVIII derselbe in Wandersleben am 25. Januar d. J. im 77. Jahre entschlafen ist. Somit ist S. 317, Z. 11 zu berichtigen. Dasselbe gilt vom Kirchenrat Julius Brandis, der dem Verfasser über seinen Bruder Christian August freundliche Mitteilungen machte, bald darauf aber am 6. Mai vorigen Jahres zu Schwartau unweit Lübeck im 78. Jahre heimging. —

Das reichhaltige Material ward im Lauf der Jahre einer Redaktion unterzogen, deren Resultat so ohne weiteres, wie sich schließlich herausstellte, des allzu großen Umfangs wegen nicht wohl veröffentlicht werden konnte. So ging leider das Jubiläumsjahr der Fabeln, in welchem die Biographie hätte erscheinen sollen, das Jahr 1883 vorüber. Der Herbst des Jahres 1885 ward dann als Zeitpunkt der Vollendung einer Biographie für den Druck festgesetzt, und durfte der Verfasser hoffen, bis dahin das Ziel zu erreichen.

Da trat ein unvorhergesehenes Hindernis ein, indem infolge neuer Organisation der Kreisschulinspektion dem Verfasser ein Nebenamt auferlegt ward, das seit dem März vorigen Jahres fast den ganzen Rest seiner ohnedies nicht reichlichen Muße in Anspruch nahm, so daß es nunmehr unmöglich ward.

So entstand denn, da dem Verleger anlag vorerst die Aufmerksamkeit der betr. Kreise auf Heys Person zu lenken, als Vorläufer die auf Grund der umfangreichen Materialredaktion des Verfassers in kurzer Frist weniger Wochen von J. Bonnet entworfene Skizze: „Der Fabeldichter W. Hey ꝛc.“, die im Herbst 1885 erschien. Die in der Eile dort bei geringerer Vertrautheit mit den Einzelheiten unvermeidlichen und deshalb leicht verzeihlichen Versehen werden für die Besitzer der Skizze nach Kenntnisnahme der nunmehr von dem Verfasser selbst möglichst knapp ausgearbeiteten Biographie sich von selbst berichtigen. Denn für die Richtigkeit der hier vorliegenden Angaben darf der Verfasser bürgen, falls nicht etwa ein erheblicher Druckfehler stehen geblieben ist; für die Revision der Korrektur war kaum die allernotdürftigste Muße zu erbeuten.

Unwesentliche Druckfehler, die dem Verfasser entgangen sind, wolle der geneigte Leser selbst verbessern. Anzuführen bleiben folgende:

S. 20, Z. 1 v. o. zu lesen: Epaminondas
„ 57, „ 4 u. 5 v. u. zu lesen: machte mir
„ 82, „ 4 v. o. zu lesen: aus dem Lande
„ 133, „ 4 v. o. „ „ göttlichen
„ 170, „ 15 v. u. „ „ Umkreis st. Antrieb
„ 170, „ 9 v. u. „ „ 1830
„ 194, „ 12 v. o. „ „ vernünftige
„ 201, „ 15 v. o. „ „ Augenlider
„ 210, „ 4 v. u. „ „ Gewinde
„ 229, „ 5 u. 6 v. u. zu lesen: vielgekannte
„ 238, „ 9 v. u. zu lesen: den st. die
„ 250, „ 15 v. o: „ „ sichrerer
„ 257, „ 7 v. o. „ „ wird st. würde

S. 262, Z. 12 v. u. zu lesen: Fanny st. Franz
„ 271, „ 16 v. u. „ „ desgleichen st. dergleichen.
„ 329, „ 8 v. o. „ „ denn st. dann
„ 351, „ 15 v. u. „ „ bis an st. bis

Die Parenthesen in Briefen gehören vielfach nicht unserem Hey, sondern dem Verfasser an, was durch die Zeichen [ ] statt d. Z. ( ) erkennbar hätte gemacht werden müssen. So z. B. S. 68, Z. 14 v. o., S. 69, Z. 3 und 10 v. u., S. 70, Z. 5 v. o., S. 89, Z. 12 bis 9 v. u., S. 133, Z. 3 v. o., S. 146, Z. 12 bis 5 v. u., S. 160, Z. 3 v. u., S. 187, Z. 1 und 2 v. o., S. 214, Z. 12 und 14 v. o., Z. 1 v. u.

Und nun, mein Leser, komm und siehe, und freue dich an unserem Hey mit

dem Verfasser.

Leezen unweit Segeberg (Schleswigholstein) im Juni 1886.

I.

Heimat und Vorfahren.

„Die Thüringer Berge und Thäler greifen die Menschen an der rechten Stelle; ich halte sie fest und werde sie festhalten, so lange ich lebe."

Friedrich Perthes.

Mit H. A. Daniel, der dem Vaterlande, dessen vertrauter Kenner er war, zu früh entrissen ward, rühmen wir nach L. Storch, dem Thüringer aus Ruhla: Ein grünes freundliches Blatt ist der Thüringer Wald, das sich Deutschland zu Schmuck und Zier an seine treuschlagende Brust gesteckt hat. Auch ein Herz ist der Thüringer Wald, durchpulst von grünem Waldleben, voll heimlich süßer deutscher Träume, voll stiller Poesie, voll Sehnsucht und Hoffnung; das Herz Deutschlands, das seine Adern, seine frischen klaren Quellen und Ströme dem Rhein, der Elbe und der Weser zuführt. Auch ein Garten Eden ist er, baum- und wasserreich, gras- und blumenreich, kühl und anmutig. In der Mitte Deutschlands liegt er, wie Arkadien in der Mitte des Peloponnes; er ist das deutsche Arkadien. Der Charakter holder Anmut ist es, der über dem Thüringer Walde, seinen Thälern und Höhen ausgebreitet liegt. Das Land ist lustig von altersher und auch das Volk. An dem Kamme des Gebirges berühren sich nord- und süddeutsches Wesen, und der Menschenstamm vereint in glücklicher Mischung

beide, auch dadurch anziehend die der norddeutschen Ebene Entwachsenen.

Diesem Herzen des Vaterlandes entwuchs der Mann, dessen Andenken wir segnend erneuern, der unzähligen Kindern den ersten Weg staunenden Erkennens, sinnigen Suchens und treuen Liebens, unzähligen Vätern und Müttern den Weg nationaler und zugleich christlicher Erziehung gewiesen hat.

Am Spießberge in der nordwestlichen Hälfte des Thüringer Waldes, dem nahe, gegen Süden, eine der Wasserscheiden zwischen Weser und Elbe sich hebt, entspringt oberhalb Finsterbergen im Herzogtum Sachsen-Gotha die kleine Leina aus zwei oder mehr Quellen, zuerst in nordöstlicher Richtung fließend bis Schönau vorm Wald. Da die Stadt Gotha des Wassers bedurfte, leitete Landgraf Balthasar im 14. Jahrhundert durch einen oberhalb Schönau beginnenden Kanal das Wasser dorthin, das weiter zur Nesse nördlich geführt ward. Die Leina selbst aber wendet sich von Schönau aus mehr gen Norden, bis sie gerade östlich von Waltershausen, zwischen Gotha und Friedrichroda die nordwestliche Richtung einschlägt und bald vor Hörselgau den Namen Hörsel annimmt. Südöstlich von Hörselgau und gleich weit, etwa 7 Kilometer, von jenen drei Städten entfernt, liegt Leina, ein ansehnliches Kirchdorf von 120 Gebäuden und 550 Seelen. Die Gegend ist nicht flach, nicht gebirgig, hält wellenförmig zwischen beiden die Mitte.

Unmittelbar von Leina aus genießt man eine herrliche Aussicht nach dem Thüringer Walde, dem „berceau de verdure (Wiege von grünem Laube)“ nach eines staunenden Welschen Ausruf. Die ganze Kette von der Wartburg rechts bis zu Schneekopf und Kickelhahn links hat man vor Augen, noch fast eine Meile näher als von Gotha, in der Mitte über Reinhardsbrunn hin den schönsten seiner Berge, den mehrfach besungenen, Inselberg, schauend.

Mitten in Leina an der Straße steht das alte Pfarrhaus, wohl der Grundlage nach noch dasselbe, das nach einem großen Brande im Jahre 1746 gebaut worden ist, schön in einem großen Garten gelegen.

Im Jahre 1651 ward einem Bäckermeister Hey in Warza — soweit zurück ließ sich forschen — an der alten Landstraße von Gotha nach Langensalza ein Sohn Matthias geboren. Dieser war von 1686 ab zuerst ein Jahr Vikar und dann bis 1730 Pfarrer in Craula im Nordwesten des Herzogtums. Diesem folgte daselbst sein Sohn Johann Tobias, geboren 1704, von 1730 bis 1757 im Pfarramte, während zugleich ein anderer Sohn Ernst Friedemann ebendaselbst Schulmeister war. Der zweite Sohn des Johann Tobias, Heinrich August, ward zuerst Kollaborator (Adjunkt) des geistlichen Stadtministeriums in Gotha und sodann Pfarrer in Leina. Dieser, geboren 25, Juni 1736, trat 4. Mai 1778 in die Ehe mit Juliane Christiane Sophie Sommer, jüngster Tochter des vormaligen Registrators bei der herzoglichen Regierungskanzlei auf dem von Ernst dem Frommen im Jahre 1643 gebauten Schlosse Friedenstein zu Gotha. Im Sterberegister zu Leina, Jahrgang 1791 heißt es von der Hand des Pfarrers Heinrich August Hey nach dem Hinscheiden seiner Ehegattin am 26. August, sie sei eine rechtschaffene Christin, zärtliche Gattin, treue Mutter, redliche Freundin gewesen, der er mit fünf unerzogenen Kindern wehmütig nachweine, nachdem sie im 40. Lebensjahre ihm schon entrissen worden.

Von Heinrich August Hey wird berichtet, daß er ein gescheiter und wissenschaftlich gebildeter Mann war, wie man denn auch von seiner Gattin rühmt, daß sie von reicher geistiger Begabung gewesen. Manche Anzeichen deuten darauf hin, daß er nach ihrem Tode öfter an tiefer Verstimmung des Gemüts gelitten; worin denn auch der Grund gelegen haben mag dafür,

daß er schon im Jahre 1802, kaum 66 Jahr alt, seinen Abschied nahm und sich in sein Filialdorf Gospiteroda zurückzog. Hier ist er nach wenigen Jahren gestorben, treu gepflegt von seiner einzigen Tochter Karoline, die später in der Familie Grosch in Gotha Aufnahme fand und sich dann mit dem Amtskommissar Ludwig in Ichtershausen verheiratete, welcher schon ums Jahr 1814 an dem, wie aus Joh. Falks Leben bekannt, damals in Thüringen grassierenden Typhus starb und welchem sie schon 1819 im Tode nachfolgte.

Außer dieser Schwester überlebten den Vater vier Söhne. Der älteste, August, geb. 1779, studierte Medizin, ging zuerst in russische, dann in österreichische Militärdienste und soll in Neapel 1824 gestorben sein. Der zweite, Gottfried, geb. 1782, ward Drechsler, wanderte nach Polen und soll dann nach Bukarest verschlagen und dort gestorben sein. Der dritte, Karl, geb. 18. März 1784, studierte Theologie und ward 1815 Archidiakonus an St. Margareten in Gotha, seit 1856 Kirchenrat, später auch Doctor theol. Jenensis, starb 30. März 1864. Der vierte und jüngste, Johann Wilhelm, ward am 26. März 1789 geboren, am 29. März getauft. Seine Taufpaten waren: Johann Jakob Burbach, Pfarrer in Wahlwinkel, und Charlotte Wilhelmine Wachler, Pfarrfrau zu Laucha.

Unter den vielen Theologen unseres Volkes, die mit unserem Johann Wilhelm Hey das Jahr der Geburt 1789 teilen, nennen wir an dieser Stelle nur drei, die hervorragenden Einfluß auf die Jugend geübt haben: J. Aug. W. Neander, geb. 17. Januar, Georg Benedikt Winer, geb. 13. April, Aloys Henhöfer, geb. 11. Juli; gesegnete und, wie Hey, im Segen fortlebende Männer!

II.

Lehrjahre.

„Wenn man Rosen will abbrechen,
Muß man leiden in der Still',
Daß uns auch die Dornen stechen;
Es geht alles, wie Gott will."

Mutterlos schon im dritten Lebensjahre, hatte unser Wilhelm Hey ein trübes Kindesleben zu bestehen. Von ihm gilt, was von J. J. Rousseau berichtet wird, dem bei seiner Geburt die Mutter starb, der etwas seltsame Vater wenig Liebe schenkte, sodaß er kaum eine Erfahrung von Vater- und Mutterliebe ins Leben mitnahm; ganz entgegengesetzt ward Pestalozzi, früh vaterlos, von brennender Liebe einer armen Mutter ins Leben getragen. Trotzdem hat Hey, wie Pestalozzi, früh erkannt, daß die Mutter die erste Lehrmeisterin des Kindes ist, dem die Zukunft gehört.

Der Vater, bei der Geburt seines Wilhelm schon fast 53 Jahre alt, scheint nach seiner Grundstimmung wie nach seinen Gewöhnungen mehr und mehr auf sich selbst reflektiert und nicht eben allzuviel in geistigen Verkehr mit seinem Jüngsten sich eingelassen zu haben. Der 10jährige Karl ward der erste Lehrmeister des 5jährigen Bruders, der bei seiner hervorragenden Begabung das Lesen leicht und schnell von ihm erlernte — gleichsam ein selbständiges Bruchstück der später aufkommenden aber kurzlebigen „wechselseitigen" Schuleinrichtung,

aber von besserem Erfolge, weil es nicht künstlich gemacht ward. Vielmehr erfuhr der kleine Wilhelm praktisch, wiewohl unbewußt, wie man die ersten Anfangsgründe spielend erlernt. Ob etwas von der „kuriosen Art“, wie Konrädchen in Chr. G. Salzmanns „Konrad Kiefer“ lesen lernt, in der unbewußten Methode des kindlichen Lehrers mitregierte, darüber schweigt die Geschichte; die Anstalt in Schnepfenthal bestand damals schon ein Decennium und liegt von Leina nicht weit.

Kaum hatte der Kleine lesen gelernt, da begann er auch schon, während er vom Vater unterrichtet ward, in allen möglichen Büchern seines Vaters umherzustöbern; ja sogar in die archivalischen Bände der Pfarrei mochte er sich gern verirren. Die einsamen Stunden, welche sich noch zahlreicher fanden, nachdem Karl auf das Gymnasium nach Gotha hatte abgehen müssen, führten den leselustigen Kleinen sogar zu Brückners „Kirchen- und Schulstaat des Herzogtums Gotha“, dessen drei ansehnliche Quartanten (Gotha, bei Christ. Mevius, 1753—1760) eine Spezialgeschichte jedes Ortes, sowie Lebensbeschreibungen aller Geistlichen und Lehrer seit der Reformation enthalten, — wohl die ausführlichste Kirchen- und Schulenstatistik, die es giebt, deren Anschaffung s. Z. jedem Kirchspiel des Herzogtums, in welchem die meisten Dörfer je ihre Kirche haben, auferlegt worden war.

Während so der Knabe den Grund legte zu der hervorragenden Landeskunde des Mannes, sorgte unzweifelhaft der fromme Sinn früherer Zeiten in dem Lande Ernsts des Frommen dafür, Saatkörner der Ewigkeit in das empfängliche Herz des Kindes zu streuen. Vielleicht mochten auch die ersten Jahrgänge der Baseler „Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit und Gottseligkeit“, die seit 1786 erschien, sowie die denselben seit 1783 vorausgehenden drei Bände „Auszüge aus dem Briefwechsel der deutschen Gesellschaft thätiger Beförderer

reiner Lehre und wahrer Gottseligkeit“ (der sogenannten Christentumsgesellschaft Joh. Aug. Urlsspergers zu Augsburg), welche auch aus Thüringen Beiträge enthalten, in den Händen des Vaters H. A. Hey sich befinden, dessen Vater und Großvater, wie wir sahen, im Pfarramte gestanden. Nach seinen eigenen späteren Mitteilungen hat unseren Wilhelm Hey jedenfalls besonders ein Band „Gespräche aus dem Totenreiche“ interessiert, dessen Verfasser er nicht gekannt; es waren ohne Zweifel die bei Heinrich Ludwig Brönner in Frankfurt a. M. 1737 und 1738 erschienenen „Gespräche ꝛc.“, in welchen die hervorragendsten Männer, besonders Feldherren, neuerer Geschichte: Wilhelm von Oranien, Prinz Eugen von Savoyen, Prinz Ludwig von Württemberg u. a., ihre eigene Lebensgeschichte: in seltsamen Dialogen erzählend vorgeführt werden, deren Verfasser sich nicht genannt hat. Nach des Vaters Tode ist ihm dieser absonderliche Quartant nicht wieder zu Gesicht gekommen.

Als unser Wilhelm acht Jahre alt geworden, begann sein Bruder, so oft er auf Wochen oder Tage ins Vaterhaus kam, ihn ins Latein einzuführen. Im übrigen war, da des Vaters Unterricht sich mehr und mehr auf sehr wenige Stunden beschränkte, der überaus regsame und wissensdurstige Knabe auf Selbstunterricht angewiesen. Wenn dieser auch besser anschlug als dies bei beschränkteren Geistesanlagen möglich gewesen wäre, so wurden die Mängel doch so fühlbar, daß der Vater ihn nach dem Eintritt in das 14. Lebenjahr gleichfalls nach Gotha auf das Gymnasium illustre sandte, dessen Zierde Friedrich Jacobs war; er zog in das Coenobium, die eigentliche Klosterschule, ein. Wenn auch Galletti durch seine Zerstreutheit manchen Anlaß zu lustigen Anekdoten geben mochte, so waren andere Lehrer des Gymnasium illustre in weiteren Kreisen bekannt und einzelne Schattenseiten verdunkelten den wohlbe-

gründeten Ruf der Anstalt nicht. Wer ihre Bedeutung, von der einst Männer, wie der edle Urenkel des Sebastian Schärtlin v. Burtenbach, Veit Ludwig v. Seckendorf, und August Hermann Francke reichen Segen für erfolgreiches Berufsleben davongetragen haben, recht würdigen will, der lese die Abschiedsrede, die Fr. Jacobs am 24. Oktober 1807 gehalten, als er nach München abging. (Vermischte Schriften I.)

Der reichlichen geistigen Nahrung kann nach unseres Wilhelm späteren Berichten die leibliche der Klosterschüler in Kraft und Fülle weitaus nicht immer entsprochen haben; in diesem Betracht hat es offenbar an der nötigen Kontrolle gefehlt. Namentlich die kleineren und zarteren, zu denen er gehörte, kamen, zumal so lange sie noch Neulinge waren, nicht zu ihrem Recht. In den ersten Jahren will er oftmals ungesättigt davon gegangen sein; beim Mittag- und Abendessen seien, so erzählt er, ihrer zehn bis zwölf an einem Tische gesessen; der oberste habe die Schüssel ergriffen und je nach dem Inhalt mit Löffel oder Gabel hineingetaucht und, so viel er gekonnt, sich versorgt; der zweite und der dritte seien vom Nachahmungstriebe geleitet worden; und so sei denn zu den letzten, gewöhnlich kleinsten, die Schüssel immer „nur zum Ausputzen" gekommen; über zwei bis drei Blättchen Salat hinaus habe er es z. B. nicht bringen können, die im Essig als trübselige Reste schwimmend er habe herausfischen müssen.

Wenn nun der Kleine aus Leina in den ersten Gymnasialjahren von seinen größeren und stärkeren Kameraden, mit denen er dieselbe Klasse teilte, oft über die Achsel angesehen und geneckt ward, so gewann er ihnen doch Achtung ab, weil er sie durch Fleiß und Fortschritte bald überholte. Wenn ihn schon Liebe und Lust anspornte, so trieb ihn auch die Not vorwärts. Durch das Ausscheiden des Vaters aus seinem Amte, das ja

bald nach Wilhelms Eintritt in das Gymnasium erfolgte, waren die ohnedies schon nicht reichlichen Mittel noch mehr beschränkt und die Geschwister hatten alle drei nur das Notdürftige. So fing unser Wilhelm allmählich an, anderen Schülern Nachhilfestunden zu erteilen, indem er rasch in die oberen Klassen vorrückte.

Er fand besonders viel Gefallen an der griechischen Sprache, trieb aber mit gleichem Eifer auch das Französische und die Mathematik, in welcher er sich fortdauernd auszeichnete — wohl schon damals eine Seltenheit unter künftigen Theologen —, und machte außerdem gerne metrische Übersetzungen aus den alten klassischen Dichterwerken. Er arbeitete viel mit Mitschülern, mit welchen er nähere Freundschaft schloß, z. B. mit Friedrich Agricola, mit Wilhelm Thienemann; mit einem Lewald (später in Heidelberg?) soll er bisweilen ganze Nächte hindurch Homer und andere griechische Dichter gelesen haben.

Inzwischen trieb er gern, wie sein nachmaliger Schwager Karl Grosch erzählte, im Hause der Pfarrerswitwe Grosch geb. Ludwig in Gotha mit den jüngeren Kindern des Hauses sowie mit einem Zögling Heinrich Kanz aus Plauen einfache Kinderspiele, wobei denn wohl in jenen kriegerischen Tagen mit Bleisoldaten und Bohnen Schlachten auf dem Tische aufgeführt wurden. Schon damals fühlte er den ihn zeitlebens beseelenden Trieb, mit den Kindern Kind zu werden, bei ihnen zu erstarken wider das feindliche Leben. Daran hatte er mehr Freude, als an der vergeblichen Mentorbeschäftigung mit einem gänzlich unbegabten Verwandten eines Geistlichen in Gotha, die sein letztes Schuljahr erschwerte. Es war ein Glück für ihn, daß er trotz seinem zarteren Körper doch gesund war und größere geistige wie körperliche Anstrengung nicht zu scheuen brauchte. Da trat ein Zwischenfall ein, der

seine Gesundheit mehr als sich anfangs befürchten ließ erschütterte.

Er war bis in die höchste Stufe der Prima vorgerückt. Einige Mitschüler gaben eines Abends „etwas zum besten“ und luden ihn dazu ein. Wie sie fröhlich bei einander sind, wird er aufgefordert, doch auch ’mal zu rauchen. Er läßt sich bereden, merkt aber bald, daß ihm der Kopf schwer wird und giebt es wieder auf. Am anderen Tage lassen die Nachwehen dem Ärmsten keine Ruhe. Unter heftigen Kopfschmerzen muß er eine schriftliche Ausarbeitung machen. Die Arbeit fällt, wie ihm nicht verborgen bleibt, schlecht aus; doch er muß sie abliefern. Der Lehrer wird in hohem Grade erregt, da, wie er annehmen muß, sein bester Schüler nachlässig gewesen, und giebt ihm das Heft mit den Worten zurück: „Eine so schlechte Arbeit hätte ich von Ihnen nicht erwartet; setzen Sie Sich für acht Tage auf den untersten Platz!“ Der arme Primaner nimmt schweigend die harte Verurteilung hin, wird aber innerlichst derart erschüttert, daß ihn ein hitziges Fieber ergreift und Monate lang ans Lager fesselte. Nur sehr langsam erholte er sich.

Dem Rauchen blieb er nunmehr ein- für allemal abgeneigt auf Lebenszeit, so sehr er in späteren Jahren seinen Gästen dadurch, daß er ihnen es gern vergönnte, die seltene Behaglichkeit seines Hauses erhöht hat. Aber einer festen Gesundheit hat er sich im späteren Leben nicht wieder dauernd erfreuen dürfen.

Im Jahre 1808 ging Wilhelm Hey nach Jena, um nach eigener Wahl Theologie zu studieren. Hier fand der mit ganz vorzüglichem Talent für Sprachen aller Zeiten ausgerüstete Jüngling an Johann Jakob Griesbach, dem Sohne der Johanna Dorothea Rambach und Enkel des so gelehrten wie liederreichen Johann Jakob Rambach, einen für ihn ganz besonders

geeigneten Meister biblischer Philologie und Theologie. Wenn dessen Mutter, im Lateinischen und Griechischen bewandert, in dem Kreise der Susanna Katharina v. Klettenberg nach Goethes bekanntem Bericht (Dichtung und Wahrheit, Buch 8) „die vorzüglichste der Freundinnen" war, so war dieser ihr Sohn durch sein kühnes Hinausschreiten über den „textus receptus" unzweifelhaft einer der Bahnbrecher für unseres Jahrhunderts weitere theologische Arbeit, dessen glänzender Wirksamkeit bis in die Tage des Alters ein so selbständiger Geist wie unser Hey vielseitige Anregung und Förderung danken mochte.

Hey war ein sehr fleißiger Student, mißbilligte das Duellwesen der damals in Jena vorherrschenden Landsmannschaften gründlich, achtete es auch nicht des Kummers wert, wenn er etwa von den Tonangebern über die Achsel angesehen wurde. Karl Grosch weiß nur von zwei näheren Freunden Heys in Jena, deren einer der im Jahre 1858 in Ostindien verstorbene Missionar Bernhard Schmid gewesen. Dagegen weiß er von einer hübschen Exkursion zu erzählen, die sie miteinander von Jena aus im Frühling des Jahres 1809 nach Plauen zu der Familie Kanz gemacht. Da fanden sich die Stiefel unseres Hey in Triptis, der letzten Station vor Plauen, eines schönen Morgens so vom Regenwasser des vorigen Tages zusammengeschrumpft, daß alle aufgewandten Kunstgriffe sie nicht an den Ort ihrer Bestimmung brachten und der Studiosus in angeliehenen großen Dragonerstiefeln in die ehrsame Stadt Plauen und bei Heinrich Kanz' Eltern zum vorläufigen Entsetzen einmarschieren mußte!

Von 1810 bis 1811 studierte Hey in Göttingen, wo damals die schwäbischen Theologen G. J. Planck und K. Fr. Stäudlin wirkten. Mehr als durch den Einfluß dieser Männer ward dadurch der Aufenthalt hier für ihn von der größten Bedeutung, daß er K. Chr. Jos. Bunsen nahe trat

und dadurch dessen Freundeskreise zugezählt ward, welcher aus Ernst Schulzes Tagebuchblättern (Werke, 5. Tl., von Herm. Marggraff, Leipzig 1855), aus Bunsens Lebenserinnerungen (I. Bd., S. 44) und wiederholten Kopieen zu vielen genügend bekannt ist, um hier nochmaliger Schilderung zu bedürfen: Bunsen mit dem königlichen, alles beherrschenden Geiste und tiefstem Gemüt; Brandis, scharfsinnig und gelehrt mit treuem fröhlichen Herzen; Lachmann, kritisch, spöttisch und witzig, dabei zart besaitet; Lücke in der Glorie glücklicher Liebe und religiöser Begeisterung, wiederum sinnig und beinahe mystisch; Reck, seinen Freunden treu und anhänglich, wenngleich für manche Art des Schönen wenig empfänglich. Wir wissen, daß Clemens Klenze, Ullrich *), Fr. Jacobs, Brandis' Bruder anderswo von Ernst Schulze genannt werden, der selbst des Bundes Lieblingskind war; und hinzufügen müssen wir noch den „feinen griechisch-geistigen" Dissen, den „biederen und klugen" Agricola, den „seelenreichen" L. Abeken. Wie sollte nicht ein solcher Kreis auf den empfänglichen, regsamen Hey nachhaltig tief eingewirkt haben, der seinerseits wieder auf die anderen durch geniales und liebenswürdiges Wesen bleibenden Eindruck machte, von dem auch Chr. Aug. Brandis sofort bei dem ersten Begegnen durch seine mit großer Verstandesschärfe verbundene „Gemütlichkeit und poetische Naivetät" dauernd gefesselt ward.

Es ist zu bedauern, daß keine Briefe von Hey an seinen Bruder Karl oder an seine Schwester Karoline uns vorliegen. Über den Gang seiner Studien im Gebiete der Theologie in jenen Jahren 1808 bis 1811 hat er, soweit bis jetzt bekannt, keine Mitteilungen hinterlassen. Wer die mustergültigen von

*) Über Klenze s. Näheres in Hertz' „Karl Lachmann", über Ullrich das Programm des Johanneums in Hamburg vom Jahre 1880. Ins Pfarramt ist der letztere nie getreten; J. Bonnet ist im Irrtum.

E. Henke gezeichneten Lebensbilder (Theol. Realencykl. von Herzog, Bd. XI) von G. J. Planck und dessen Sohne H. L. Planck kennt, wird nicht zweifeln, daß Hey beide ebenso sehr wie sein Freund Lücke geschätzt hat; und wer möchte sich nicht überzeugt halten, daß eine so philologisch wie pädagogisch begabte Natur auch an Heeren und an dem Altmeister Heyne nicht bloß von ferne vorübergegangen sein wird! Einem so vielseitigen, mit so offenem Sinne ausgerüsteten Studiosus blieb es unverborgen, wie ein Theologe wohl daran thut, die Philologie nicht als exotisches Gewächs zu betrachten und die sogenannte allgemeine Bildung gebührend hochzuhalten!

Hey wird sein Pfarramtsexamen im Jahre 1811 vor dem Oberkonsistorium unter Generalsuperintendent Löffler rühmlich bestanden haben. Eine rechtzeitig gesuchte Hauslehrerstelle fand er in Holland, ganz nahe der deutschen Grenze. Da sich sein Elternhaus aufgelöst hatte, machte er sich sofort auf den Weg. Von Jena und Göttingen aus war er in den Ferien immer zu Fuße zu seiner Schwester gegangen, die, wie oben berichtet, in Ichtershausen, zwischen Neudietendorf und Arnstadt verheiratet, ihm vorerst das Vaterhaus ersetzte, in demselben Orte, wo er selbst seine letzte Station und das Ziel seiner Wallfahrt finden sollte. So wanderte er denn auch nach alter Gewohnheit, mittellos wie er war, zu Fuße nach Appeltéren bei Nimwegen, welches er nach 10—12 Tagen angestrengten Marsches erreichte.

III.

Wanderjahre.

Psalm 23.

Bei einem Grafen R. sollte unser Hey einziehen, um einem größeren Knaben ganz Lehrer und Erzieher zu werden, außerdem auch auf die Ausbildung der älteren Schwestern einzuwirken. Welche drei Jahre waren es: 1811, 1812, 1813! Welch ein crescendo welterschütternden Ringens für und wider Napoleon! Und während in Spanien, Rußland, Deutschland die Völker aufeinander schlagen, herrscht im Lande des Phlegma, wo träge der Rhein seine Wogen zum Meere entläßt, tiefe Ruhe; nachdem das Könìgtum des Louis im Sande verlaufen, ist man in Holland fern vom Schuß. Im Herzen unseres Hey aber glühte tiefe, warme Liebe zum Vaterlande; und wie sehr war er, ohne es damals zu ahnen, berufen, an der Nationalerziehung künftiger Zeiten zu arbeiten! Vorerst saß er im engen Bereich ländlicher Stille, und das spätere Wort Geibels litt, in anderem Sinne zwar, Anwendung auf ihn:

„Es glüht und blüht die Minne,
Tief im Sinne,
Aber sie schweigt."

Wie wenig unthätig er dagesessen, wie sehr er mitten in der pädagogischen Arbeit an seiner eigenen inneren Entwickelung gearbeitet, zeigen die Briefe, die er von Appeltéren an Bunsen

gerichtet. So schreibt er am 15. August 1812: „Nur nicht das traurige Fortkriechen mit dem Haufen, der unsere Aussichten, unsere Hoffnungen Lügen strafen und unseren Augen weis*) machen möchte, es sei kein anderes Ziel als das eine, wonach sie alle hinken oder eilen und jeden verketzern, der auch für sich sehen, der nicht gerade in ihrer Bahn bleiben will! Wie viel zu leisten mich der Unveränderliche bestimmt hat, das weiß ich nicht und ich denke: nicht viel. Aber recht zu leisten, nicht zu stümpern, vollkommen zu werden in meiner Natur, mich nicht in Anderer Formen drücken zu lassen, das ist mir gestattet, darin muß ich, nach der nie unterdrückten inneren Sehnsucht, darin will ich Ihm nachstreben, der mich mehr für inneres als äußeres Wirken bestimmt hat. Das also zuerst will ich heilig pflegen, das Feuer, das in mir nach oben strebt, wie mich auch vorher Umgang und Bedürfnis und eine in meinem Körper schon liegende Furchtsamkeit heruntergezogen hatten unter die anderen und scheu gemacht, meiner stillen Sehnsucht nachzuhangen. Es ist mir noch so deutlich, wie auch in meinen ärmsten Jahren mich doch diese Sehnsucht nicht ganz verlassen hat; und so will ich auch dieses Eine als das Ziel meines Lebens betrachten und ihm treu sein wie es mir war. Und wie es mich von je angezogen hat, in den Anderen die gleiche schwesterliche Flamme zu suchen und mich ihrer zu freuen, so will ich überall den kleinen glimmenden Funken nähren und nie vergessen, was mir immer vorgeschwebt, daß der Mensch nur ein kluges Tier ist, wenn er das nicht hat, wenn sein Auge nicht auf das Eine gerichtet bleibt und hinter allen Plänen und Freuden des Lebens nicht noch dieses erkennt." — Wer denkt nicht bei Heys Worten an Schleiermachers Monologe, V,

*) Hey schreibt „weiß". S. jedoch J. Grimm, D. Grammatik IV (1837), S. 624, Anm. 1.

„Jugend und Alter“! — „So habe ich die Erziehung meines J. begonnen und darf mir das Zeugnis geben, daß mir mein Ziel bis jetzt vor Augen geblieben, so fremd ihm auch die Dinge sein mögen, durch die ich dazu kommen muß. Ich fand in J. einen klugen, leicht fassenden, leicht vergessenden, verzogenen (bei dem aber der Leichtsinn den Schaden des Verziehens gemildert), fast zu weichen und zu kindischen Knaben. Er hat eine Art praktischer Bildung, die mir mißfällt, so zum Gemeinen hin, lebensklug, auf den Gewinn sehend. Die adeligen Prinzipe Ehre und Stolz habe ich leider weniger gefunden, als ich wünschte. Denn diese lassen sich zum Schönen bilden. Dagegen hat ihm die zu starke Liebe der Mutter einen zu starken Bettelstolz auf Geschicklichkeit und Talente eingepflanzt. Aber er ist nicht dumm und nicht verderbt; darum wagte ich zu hoffen, daß er nach dem Besseren sehen kann und wird, wenn ich es ihm zeige; daß er nach einem ernsten Ziele streben wird, wenn ich ihm dazu die schwachen Kräfte gehörig stärken kann. So begann ich. —

„Zum Glück ließ man es, vielleicht aus Indolenz oder aus Vertrauen auf meine Geschicklichkeit, zum Teil auch aus Höflichkeit geschehen, daß ich ihn ziemlich schnell fast ganz an mich riß. Dem Leichtsinnigen — das fühlte ich — mußte mit Ernst, dem Weichling mit Kraft begegnet werden, um ihm beides zu geben. Ich wurde ihm also bald ein sehr strenger, fast tyrannischer Lehrer; doch scheute ich mich sorglich vor Ungerechtigkeit, weil die ihm das Vertrauen genommen hätte, das mir gerade meine feste, zuversichtliche Strenge bei ihm gewann. Auch seine Liebe erhielt ich leicht, weil ich in seinen Spielstunden mit ihm spielte. Doch war ich nie kindisch mit ihm.

„Wer etwas Ordentliches leisten, wer Kraft und Vertrauen auf dieselbe haben soll, bei dem muß sie kräftig entwickelt werden. So überhäufte ich den Leichtsinnigen mit Arbeit, ließ

ihm keinen Augenblick Schlaffheit oder Träumerei hingehen. Seine Arbeiten waren fast zu schwer für ihn; ich half, wesentlich bisweilen, sichtbar selten, und trieb ihn vor allem mit ungeheurer Heftigkeit. (Gemeint ist „Hastigkeit“.) So lernt er mehr und mehr sich anstrengen und hat außerdem sehr viel Deutsch und so viel Latein gelernt, daß er, nachdem er einen Monat bloß Deutsch (er hatte vorher mit dem Jäger, einem Deutschen, halb Deutsch, halb Holländisch gesprochen, was ich also nur säubern, ordnen und vermehren mußte) gelernt und 6—7 Wochen krank gewesen ist, jetzt sehr viel und leicht in einem Elementarwerk, von künftiger Woche an im Nepos übersetzt und mich fast immer deutlich versteht, seit ich in den Stunden bloß lateinisch, und zwar so schnell als möglich, rede. Er selbst erzählt mir kleine Geschichten lateinisch, die er vorher gelesen hat, obgleich langsam. Er muß des Tages aber wohl neun Stunden, und immer mit größter Anstrengung, arbeiten, weil ich immer dabei bin und treibe.

„Fast immer bin ich unzufrieden, oft sehr hart und heftig. So demütigt sich seine Eitelkeit und er strengt sich immer von neuem an. Ich glaube nach und nach zu sehen, wie auch sein Charakter mit diesen unablässigen Anstrengungen fester und kräftiger wird. Wenn er die Sprachen gründlich weiß, soll er bei den Alten Kraft und Würde kennen und bewahren lernen. Schon braucht er sich nicht mehr mit den Wörtern zu plagen. Ich habe ihn jedesmal alle lernen lassen, die er nicht wußte und die ich ihm aufschrieb. Das werde ich auch im Nepos noch thun, damit er die Geschichten und nicht bloß die Worte lesen könne. Lateinisch werde ich noch immer, bald auch er sprechen. Bald will ich ihn in die Mathematik ebenso heftig hineinreißen wie in das Lateinische. Diese beiden werden ihn den Winter beschäftigen. Dann Griechisch ebenso. Dies durfte ich jetzt nicht vorschlagen, weil man ihn für zu alt hält (13 Jahre alt

ist er gewesen), um — etwas Unnötiges (!!) zu lernen. Aber Ostern soll er es, und von den Griechen soll er lernen, ein Mann zu sein. —

„Seinen praktischen Sinn drücke ich überall hart nieder und lehre ihn das Große und Heilige überall ehren durch Geschichten, durch einzelne Aussprüche meiner Machtvollkommenheit; denn er glaubt an mich. Eigentlichen Religionunterricht habe ich noch nicht begonnen, aber ich heilige ihm den Sonntag durch eine Erzählung, gewöhnlich eine biblische, und vorzüglich durch eine viel stillere, mit ihm zufriedenere Stimmung.

„So siehst Du, wie ich jetzt für den Knaben lebe, aus dem ich hoffe, etwas zu machen. Für mich ist wenig Zeit. Und es ist gut, denn eine unwiderstehliche Sehnsucht zieht mich nach dem Vaterlande, den Freunden, d[er] G[eliebten]. Und ich würde nicht leben können, wenn ich mich nicht gewaltig in eine Arbeit stürzte. Die wenige Zeit, die mir übrig bleibt (denn ich lese auch noch mit einer seiner Schwestern Deutsch), bringe ich mit Lesen hin. Englische Schauspiele, Racine, Schiller und Goethes Meister vorher, jetzt Tacitus, der mir manches zu sagen gäbe, wenn Raum wäre; bald auch, denk' ich, die Griechen wieder. Wenn J. erst weiter ist im W i s s e n und S e i n, dann werde ich auch wieder mehr für mich gewinnen und dem schönen Wege folgen, den ich auch unter seinen Vokabeln vor den frohen Augen habe.

„Die Leute im Hause sind gut und lassen mich machen. Die älteren Kinder sind gebildet, der Vater heiter und artig, die Mutter eine kräftige, minder gebildete Republikanerin von seltsamem Charakter. — Meine Klagen und Entbehrungen will ich Dir ein andermal mitteilen. Die größte ist gänzliche Trennung von A l l e n, d i e m i c h v e r s t e h e n, von A l l e m, w a s m i r w e r t i s t. D i e G e s t o r b e n e n s i n d g l ü c k l i c h, d e n n s i e s e h e n d i e a l l g e m e i n e S c h m a c h n i c h t m e h r. Du

hast Recht. Laß uns werden wie sie und in uns suchen, was wir ja auch in frohen Zeiten nicht außer uns finden können! — — —"

Am 10. Oktober 1812 folgte diesem Briefe an Christian Bunsen (Hey nennt ihn immer mit seinem ersten Vornamen, während B. sonst meistens, auch von Brandis, mit dem zweiten, „Karl", genannt wird), der nach wie vor Kollaborator am Lyceum in Göttingen war, ein zweiter: „— — Wie lebst Du, was thust Du, mit wem gehst Du um? So frage ich Dich oft in Gedanken und wünsche mich wieder nach Göttingen, um mit zu leben und zu thun. Indes wir leben einmal hier und der Lebende hat Recht. Also auch ich und mein J.; denn dieser ist und bleibt jetzt für mich Buch und Wissenschaft und Leben. Wir arbeiten viel und schreiten langsam fort; das ist die Geschichte eines Tages und aller. Ich schrieb Dir neulich, daß wir den Cornelius Nepos anfangen wollten. Es ist geschehen, und mit unsäglicher Mühe von Anfang, dann mit geringerer, jetzt mit sehr leichter Mühe liest er, erzählt dann und hat sogar schon das Leben des Alcibiades lateinisch, ein wenig abgekürzt, aus dem Gedächtnis aufgeschrieben. (Du siehst, ich rühme mich, wie Paulus, meiner Schwachheit). Was aber mehr ist: ich brauche diese edlen Männer als moralische Treibhäuser. Wenn wir aus den anderen zwei Dritteln derselben nur auch noch einige gute Vorsätze fassen, freiwillig, wie aus dem ersten, dann sind wir am Ende — NB.! die Vorsätze ausgeführt — ebenso weit, wie ich wünschte, daß jeder 14jährige Knabe wäre. Aber weil einmal Vorsätze nicht so schnell behalten und ausgeführt werden können, wie vitae (Leben) gelesen, so mache ich jetzt eine Pause, um unterdeß am Alexander des Curtius Rufus sehen zu lassen, welche Richtung Kraft allein ohne einen edleren Führer nehmen könne und wie viel besser die Griechen waren als jener Eroberer. Dann

wird das Leben des Epaminandos und des Timoleon hoffentlich noch bedeutender werden. Wir stottern viel Latein; J. hat Lust zu der Sprache jener edleren Griechen, und — nach ein paar Monaten fangen wir sie an.

Die Mathematik habe ich durchaus ganz wissenschaftlich behandelt, bloß das Zufällige gesagt, dann ihn selbst die Regel herleiten und den Beweis führen und aufschreiben lassen — eine erschreckliche Arbeit, besonders in den ersten so allgemeinen Abstraktionen und bei J.s Zerstreutheit. Noch fehlt aber viel, daß ich zufrieden sein könnte mit ihm und — mir; ich habe ihm schon einmal sein ganzes mathematisches Heft, die Frucht von 14 Morgen, aus dem Fenster geworfen und ruhe bei meinen immer wiederholten Repetitionen nie, bis er selbst die Beweise seiner gelernten Regeln findet. Noch ist die Frucht gering und die Arbeit viel; aber künftig, wenn ich es durchsetze, muß es auch sehr gut sein. Ich erkläre mir selbst allemal erst das Dunkle aus Thibaut. Wir arbeiten jeden Tag drei bis vier Stunden daran und haben doch nicht viel! Aber nun genug von meiner Eitelkeit und J. —"

Im weiteren spricht Hey dem Freunde, den er als „Universitätgelehrten" begrüßt, den Wunsch nach einer anderen Stelle aus und bittet um seine Vermittelung. Er weist zunächst auf Schulden hin, die „zuhause schon lange auf ihre Erlösung harren", sodann darauf, daß im Hause ihm nichts anderes als sein Zögling erträglich sei und sein Gehalt nach holländischem Brauch sehr gering. Wenn ihm nun in Deutschland oder der Schweiz mehr Gehalt und gar auch noch ein behaglicherer Aufenthalt sich bieten sollte, und wär's auch „in dem Luftsumpfe der Frösche und Kröten", in dem er stecke, so dürfe er hoffen, daß man ihm hier eine Zulage gewähre. Dabei betont er, daß er sich hier beständig im Französisch-sprechen und -schreiben übe, was ja „ein Hauptpunkt bei einem Hofmeister" sei.

Bunsen hat richtig — der glückliche „Universitätgelehrte“ — ein anderes Plätzchen ausfindig gemacht und seinem Hey dies gemeldet. Am 4. März 1813 schreibt dieser: „Dank Dir, geliebter Freund, für Deinen Antrag und überhaupt für Deinen Brief. — — Dein Brief ist mir ein klarer Beweis der treuen, fortdauernden Liebe gewesen. Nicht der Antrag allein, mehr noch die offene Gutmütigkeit, mit der Du mir Deine Arbeiten und Deine Gefühle mitteilst, haben mich sehr erfreut. Denn der ist Dein Freund, dem Du solche Angelegenheiten Deiner Seele mitteilst. O, daß ich nicht auch Dir gleiches mitteilen kann! Aber ich bin so arm. Was mir im Herzen und Kopf wühlt, das darf ich rühmen; es ist meiner Freunde und meiner Wissenschaft und der Menschheit wert. Aber Du Glücklicher darfst ihm frei nachhangen; Du darfst in allen Deinen Studien das heilige Licht aufgraben, das Du ahnst! Ich muß in dem Haupte eines Knaben alle diese Gedanken erst säen und pflanzen, — um vielleicht nie zu ernten. Seit meinem letzten Briefe habe ich schwer gearbeitet — ich darf es rühmen; aber ich bin mehr und mehr zu einer klaren Einsicht der Schwierigkeit gekommen, die mir entgegenkämpft. Egoismus! das ist der unerbittliche Feind, der mir das Edelste meines Zöglings und meines Wirkens geraubt hat; nicht bloß der kleinliche Geldegoismus, sondern ein konsequent durchgeführter, der Feind aller Religion und Tugend und Größe; das ist der Glaube, der in unserem Hause bekannt wird, der meinem Zögling eingeprägt ist und in ihm erhalten wird. Ich habe müssen verzichten auf alles Höhere; der elende Behelf allein ist mir geblieben, ihn gelehrt zu machen; und er würde es werden, wenn er länger so angestrengt würde. Ich suche dann noch seinen Charakter fest und stark zu machen, um vielleicht noch von dieser Seite ihn über die Erbärmlichkeit zu erheben, der er bestimmt ist.

Mit blutendem Herzen habe ich meine Hoffnungen zerbrechen

sehen und bin mit desto größerem Eifer in mich selbst zurückgekehrt. Aber es ist mir verderblich, so beständig mit diesen Ideen vertraut zu sein, ohne sie für meine Bildung oder für Fremde realisieren zu können. Denn für mich ist keine Zeit, weil ich jetzt zu sehr beschäftigt war, meinem Zögling erst eine Art von wissenschaftlicher Selbständigkeit zu geben, wo er dann freier für sich studieren könnte. Aber ich muß nun bei anderen noch einmal anfangen. Wenn ich aber das erst überwunden habe, dann bin ich glücklich, wenn ich mit meinem Zögling oder allein mehr meinem Wunsche nachgeben darf.

„Und so gebe mir dann Gott, daß ich, wie mein Freund, im einzelnen mich nicht verliere, sondern immer das Heilige finde und bewahre! Heil Dir! Du hast es gefunden und bewahrt. Dreimal Heil Dir, daß Du im Irdischen das ursprüngliche ewige Licht erkennest und suchest. Hätte ich Dich nie gekannt, so müßtest Du nun mein Freund sein, weil Du nicht wissen willst, um zu wissen, sondern um des Höheren willen. O, daß Du den Kirchenrat Schmid in Jena nicht gehört und gekannt hast! (Karl Christ. Erhard Schmid † 1812.) Wie tönen mir noch immer die Worte dieses verkannten Edlen wieder, den sie alle für einen kalten, starren Kantianer hielten und den sie darum so wenig verstanden! Auch Herder war ein religiöser Geist, wie Jean Paul, Novalis; und das deutsche Vaterland darf sich rühmen, unter schwärmenden Fanatikern, die sich selbst vergöttern, und unter kalten, beschränkten Gelehrten oder sinnlich-verständigen Philosophen auch Gemüter hervorgebracht zu haben, die Gott in der Welt lieben und erkennen. Möge Dir und mir das Auge immer offen bleiben, daß wir in Allem stets das Uranfängliche suchen!

„Die Stelle nehme ich auf jeden Fall an, wenn ich sie kriegen kann. Der Egoismus hier hat mich schwer gedrückt. Auch in pekuniärer Hinsicht ist nichts zu erwarten. Aber ich

kann billigerweise nicht eher weggehen, als etwa drei Monate nachdem ich aufgesagt habe; und das könnte ich nicht jetzt, wo ich noch nicht gewiß bin. Also etwa im Julius, wenn ich bald Bestimmung erhalte. Ich kann Griechisch, Lateinisch (viel mehr als sonst), Französisch — ich spreche ziemlich geläufig und schreibe richtig und ziemlich fertig —; ich verstehe Italiänisch und Englisch — beides zu lesen, nicht zu sprechen. In letzterem lese ich jetzt viel mit dem ältesten Fräulein; und um das andere mit Fertigkeit zu lesen, brauche ich etwa das Studium eines Halbjahrs.

„Ich betrachte, wie Du, Geschichte und Philologie (ihre Tochter und den Pflegling der Kunst) als die rechte Erziehung des Menschen, sowie Mathematik des Verstandes. Ich habe Religion als die Urharmonie menschlichen Wissens und Lebens bei der Erziehung als Endzweck vor Augen und habe ein Herz, offen für die Liebe meines Zöglings.

„Das ist's, was ich weiß und will; bedeute das Deiner Korrespondentin und sage ihr dazu (denn das kannst Du), daß Dein Freund die Verspätung dreier Monate durch Eifer ersetzen wird! Es liegt mir viel daran, die Stelle zu bekommen. Gieb also der Comtesse de L. meine Adresse und mir die ihrige mit dem Titel, den ich bei solchen Leuten nicht verstehe, sowie auch: ob ich französisch oder deutsch schreiben muß! Sonst würde ich durch Deine Abreise dieser Hoffnung beraubt. Glück zu Deinem literarischen Ruhm und zur Doktorwürde. Glück zu Deiner Reise und Geduld, Deinen Genossen zu ertragen!

„Schon hatte sich eine Stelle für mich im Elsaß dargeboten; aber es hat sich zerschlagen. — Wenn mir auch diese Hoffnung verloren ginge, die mir Dein Eifer verschafft hat, so wäre ich auf ewig in dieses Land des Geldes und Egoismus verbannt. — —"

Christian Bunsen trat (Leben I, S. 27 und 37) am

7. April 1813 die Reise mit dem jungen W. B. Astor aus Newyork an, dessen Lehrer im Deutschen u. a. er seit 2½ Jahren gewesen, wozu ihn Chr. G. Heyne ausersehen.

Die vorstehenden drei Briefe aus Holland bedürfen keines Kommentars. Ein Examen „pro facultate docendi" hatte der Kandidat Hey nicht bestanden; aber es läßt sich aus dem obigen wohl erkennen, daß die facultas docendi et educandi ihm ureigen war. Er war für den Dienst an der Jugend prädestiniert, wie sein Zeitgenosse Gerd Eilers, der Friese, der, ohne je ein Examen durchgemacht zu haben, bis zur Rechten des preußischen Kultusministers emporstieg. Dieser hat weiland auch in Göttingen zu Heerens und G. J. Plancks Füßen gesessen, war aber demnächst glücklicher daran, da er als Hauslehrer zu Frankfurt a. M. sich nicht gedrückt, sondern gehoben, Herz und Sinn nicht verengt, sondern erweitert sah und mit den Größen des Adels wie des Bürgertums deutscher Nation, den von Stein und Smidt, persönlich zusammengeführt, zur gedeihlichen Frucht fürs Leben, zum idealen Streben wie zum praktischen Handeln täglich neu angeleitet und hingerissen zu werden sich froh bewußt werden durfte.

So ging denn auch dem geliebten Freunde Chr. Bunsen Alles nach Wunsch, dem Schoßkinde des Glückes; nur das gelang ihm nicht: die Thore der Comtesse de L. dem armen Kandidaten aus Leina zu öffnen; oder wenn es wirklich gelang, so nur auf kurze Zeit. Nach einer Notiz, die wohl auf Hey selbst zurückzuführen ist, im Ephoralarchiv der Ephorie Ichtershausen, muß er die Stellung beim Grafen R. im Laufe des Jahres 1813 aufgegeben und eine andere gleichartige bei einem Freiherrn v. L., gleichfalls in Holland, angenommen haben, die er jedoch nur bis zum Frühling des folgenden Jahres behalten. Denn im Sommer des Jahres 1814 finden wir ihn in Gotha, wo er zunächst wohl nur in der Privatschule mit Pensionat,

welche die Frau Pfarrer Grosch eingerichtet hatte, unterrichtete. „Er kehrte“ — so sagt der kurze Nekrolog in Nr. 53 und 54 der Evang. Kirchenzeitung vom Jahre 1854 (A. F. B. in H. unterzeichnet) — „als der einfache, genügsame Mann nach Gotha zurück. An der Klippe, die manchem Kandidaten das Hauslehrerleben gefährlich macht: sich an fleischliches Wohlleben zu gewöhnen, schiffte er glücklich vorüber. Eine Frucht, die Kenntnis und das Verständnis der holländischen Sprache, brachte er mit zurück.“ So war er des Hebräischen, Griechischen, Lateinischen, Französischen, Englischen, zum Teil auch des Holländischen und des Italiänischen kundig — wie erwünscht besonders gerade für einen Theologen, der das „nil humani a me alienum“ vor Anderen auf seiner Fahne tragen soll!

So fand denn der früh Mutterlose, dem auch das Vaterhaus sich vor der Zeit geschlossen, die erwünschte Thätigkeit und Ruhe in der Familie der Frau Pfarrer Grosch in der Mandelsgasse zu Gotha, in welcher er schon als Schüler wie ein Sohn des Hauses Aufnahme gefunden. Und hier fand früh ungesucht mehr als das der früh auf eigene Füße Gestellte. Wir wissen aus dem ersten der oben mitgeteilten Briefe von der „unwiderstehlichen Sehnsucht nach der Geliebten“. Nach dieser werden wir uns zunächst umzusehen haben und bald inne werden, daß die frühe Jugendliebe schon in ihrer besonderen Eigentümlichkeit unserem Hey die Wahrheit des Schriftworts: „Wir haben hier keine bleibende Statt, sondern die zukünftige suchen wir“ nahe gelegt und ihn alsbald mit dem „ernsten Abschiedssang“ vertraut gemacht hat.

Jakob Grosch, Bürger in Friedrichroda († 84jährig im Jahre 1750) hatte einen begabten Sohn Georg, geb. 8. Okt. 1698, der trotz vielfachen Widerwärtigkeiten das Ziel des theologischen Studiums glücklich erreichte, besonders unterstützt von dem bekannten im Jahre 1745 verstorbenen Konsist. Präsidenten

E. S. Cyprian in Gotha, dessen rechte Hand er wurde in dem übrigens nicht beneidenswerten Kampfe gegen Gottfr. Arnold und die Reformierten; unterstützt auch von dem Superintendentur-Adjunktus in Friedrichroda, vorher Pfarrer in Hayna, Fr. W. Zachariä (gest. als Superintendent in Wangenheim 1760), der ihn in sein Haus aufnahm und seinen Sohn Justus Friedrich (gest. als Prof. Theol. zu Kiel 1773) von ihm unterrichten ließ, endlich ihm auch seine Tochter Christine Friederike zur Gattin gab. Georg Grosch starb als Superintendent in Waltershausen, nachdem er in Hohenkirchen und Burgtonna Pfarrer, in Friedrichroda Superintendentur-Adjunktus gewesen war. Zwei seiner Söhne wurden Pfarrer, Heinrich Friedrich Sigismund und Christian Ludwig; der letztere starb zu Bischleben; der erstere war in Elgersburg, dann in Gotha angestellt; sein im Jahre 1767 geborener Sohn Konrad Philipp Gottlieb ward im Jahre 1791 Pfarrer in Volkenroda und seine Gattin ward Wilhelmine Christiane Dorothea Ludwig, Amtmannstochter daselbst. Diese sind die Eltern der Geliebten unseres Hey: Auguste Grosch. Ihr Vater starb schon im 30. Lebensjahre am 10. Februar 1797, als sie, am 17. Juni 1794 geboren, kaum 2 Jahre 8 Monate, ihr am 2. April 1792 geborener Bruder Karl 4 Jahre 10 Monate alt war. Die sehr jung verwitwete Mutter zog mit den zwei vaterlosen Kindern nach Gotha und suchte ihre Existenz durch Gymnasiasten, die sie in Kost und Aufsicht hielt. In der Erfüllung dieser schweren Aufgabe trat ihr unser Hey zur Seite und fand darin reichlichen Ersatz für das, was er in Holland vermißt hatte.

Am 9. August 1814 schreibt er an seinen Bunsen, damals im alten Hospital am Geismarthor in Göttingen: „Mein Bunsen! Es ist nun ein Jahr, seit unser Briefwechsel aufgehört hat — ich weiß selbst nicht, ob durch meine oder Deine

Schuld. Soviel weiß ich, daß ich mir fest vorgenommen hatte, ihn bei meiner Rückkehr ins Vaterland mit Gewalt wieder anzuknüpfen, wenn Du Dich nicht etwa gar zu stark widersetztest. Ich bin nicht mehr in jener offenen Zeit und in jener — ob glücklichen oder unglücklichen — Lage, wo jeder Tag einen neuen Bekannten, jede Woche einen anderen Freund gebiert. Die Formen, die sich einmal meinem Herzen eingedrückt, sind hart und fest darin geworden. Mir thut es not, meine alten Freunde zu behalten, auch Dich, mein Bunsen. In meiner holländischen Einsamkeit habe ich allein mit meinen Erinnerungen leben müssen. Du, in einer schönen Welt, unter dem Drange der Ereignisse, die jeden über das Maß seines vorigen Lebens erheben mußten, mögest auch Du nicht das vorige stillere Freundesleben ganz vergessen haben, welches auch heilig ist, wie das andere!

„Ich würde Dir noch lange nicht geschrieben haben, wenn ich nicht — o Schande! — durch etwas Äußeres dazu gezwungen würde. Du hast meiner schon freundlich gedacht. Agricola sagt mir, daß Du den Plan habest, mir den Bruder Astors anzuvertrauen, der das hiesige Gymnasium besuchen soll. Hier will man mich in eine Hofmeisterstelle zwingen, bei einem Grafen von S., neben welcher ich noch eine nicht uneinträgliche Stelle an der Subtertia (Vorbereitungsklasse für das Gymnasium), um die ich mich beworben, würde verwalten können. Ich habe keinen Grund, das lästige Anerbieten bei von S. zurückzuweisen, so lange ich meinen Freunden keine bessere Aussicht für die wenigen Zwangsjahre, die ich als Kandidat hier zubringen muß, vorzeigen kann. Ich bitte Dich deshalb, mir bald und ausführlich mitzuteilen, was Du wegen Astor gewiß oder mutmaßlich weißt, damit ich, auch der lieben Notdurft wegen, mich entschließen könne. Für einige Wochen läßt von S. mir Zeit. Wenn es gewiß wäre, daß Astor Ostern käme, so würde ich

gewiß auf ihn warten. Doch vielleicht ist das Ganze nur ein freundlicher Gedanke von Dir gewesen, der noch nur auf Möglichkeit beruht. Darüber bitte ich Dich mich zu belehren. Ich bin zu zerstreut, um Dir etwas von meinen Erfahrungen, von meinem äußeren und inneren Leben zu schreiben. Nächstens davon ausführlich. — —"

Wie uns Brandis (Bunsens Leben I, S. 57) erzählt, war Hey „im Laufe des Sommers" auf einige Tage nach Göttingen gekommen und hatte das Haus am Geismarthor besucht, wo auch Lachmann und Lücke wohnten. Nicht lange nach seiner Rückkehr wird er folgenden Brief geschrieben haben, datiert Gotha, 11. Sept. 1814:

„Mein Bunsen! Der Taumel, in dem ich seit meiner Rückkehr von Göttingen sehr unfreiwillig bis jetzt gelebt habe, fängt an sich ein wenig zu beruhigen; und so sei das erste Geschäft, das ich nun wieder mit gelassener Seele vornehme, Dir Nachricht zu geben von meiner Rückkehr und Dank für Deine freundliche Aufnahme. Es will mir bisweilen scheinen, als habe der Himmel gefürchtet, mein Herz werde zu sehr an Eurem schönen, bedeutungsvollen Leben hangen und die Gegenwart, die mir nun einmal beschieden ist, zu lästig finden. Darum hat er meine Gedanken gewaltsam von aller Vergangenheit bloß auf das vor mir Liegende gezogen. Am ersten Tage der Reise wurde ich so krank, daß ich mich in einem einsamen Jägerhause hinter Mühlhausen für die Nacht einquartieren mußte, fast gewiß, daß ich auch den andern Tag würde liegen bleiben. Doch nach einem tiefen Schlaf, von 7 Uhr abends bis 2 Uhr morgens war ich wieder hergestellt, ging weiter und kam mittags hier an. Ich hatte gehofft meine Freundin (Auguste Grosch, die Hey so zu bezeichnen pflegt) fast genesen wiederzufinden, wie ich sie denn in der schönsten Besserung verlassen hatte. Ein zu früh gewagter Ausgang hatte alle diese Hoffnung zer-

stört und sie für viele Wochen zurückgeworfen. Sie war todkrank, als ich wiederkam. Vierzehn Tage lang hat sie mit dem neuen Anfall unaufhörlich gekämpft; jetzt scheint sie wieder gewonnen zu haben. A. ist schwach, doch nicht mehr so sehr dem Wechsel der Empfindungen unterworfen.

„Auch diese Zeit ist mir, wie die vorige, vergangen, ohne daß ich die mindeste Zeit zu meinen Arbeiten behalten hätte. Doch das Dringendere geht vor. Gestern habe ich von Fritz Becker (dem Buchhändler, der uns noch näher rücken wird) die Nibelungen geholt *). Nächstens vielleicht werde ich anfangen sie zu lesen, sowie überhaupt Michaelis meine äußeren und häuslichen Arbeiten anfangen werden.

Bisweilen, oft sogar auf der einsamen Reise, habe ich an Göttingen zurückgedacht und an den schönen Freundeverein um Dich her. Und wiewohl binnen kurzem die meisten von Euch getrennt sein werden, so sind die wenigen bleibenden — Lücke vor allen — noch so reich für mich und ihre wissenschaftlichen Bestrebungen liegen so lockend vor meiner Seele, daß ich fast nicht mit dem frohen zufriedenen Mut zurückgekehrt bin, den ich den Meinigen hier schulde. Doch am Ende habe ich mich nur desto wärmer wieder an alle, besonders an meinen

*) Es war jedenfalls die zuerst in Berlin 1810 erschienene Ausgabe von Fr. H. von der Hagen (deren 4. Auflage 1842 erschien), der, 1780 geboren, in demselben Jahre 1810 Professor in Berlin ward und — ein Vorgänger und Wegbereiter der etliche Jahre jüngeren Brüder Grimm — die deutsche Philologie in umfassenderer Weise für das Universitätsstudium empfahl. Reichlich 5 Wochen nach Heys obigem Briefe schrieb am 18. Oktober 1814 der damalige Konrektor in Ratzeburg K. Fr. L. Arndt das Vorwort zu seinem „Glossar zu dem Urtexte des Liedes der Nibelungen und der Klage, zunächst zum Gebrauch für Schulen, nebst einem kurzen Abriß einer altdeutschen Grammatik", erschienen zu Lüneburg bei Herold und Wahlstab 1815. Die Nibelungen waren im Jahre 1814 gewiß noch sehr wenig bekannt, zumal unter den Theologen! —

Bruder, angeschlossen und wollte nur, daß ich ihn so oft und ungezwungen sehen könnte, wie ich in Göttingen mit Euch leben würde. Von Becker höre ich, daß Du nicht mit Abeken, sondern erst in den Ferien kommen wirst, desto besser, wenn Du dann länger bleiben kannst. Ich grüße Abeken voraus als Deinen Freund und, wenn mich nicht Wunsch und Erwartung täuschen, auch als meinen.

„Agricola ist der alte treue Freund. — — Er läßt Dich grüßen und auch A. grüßt den Freund ihres Freundes. Ich grüße Euch alle und danke der freundlichen Offenheit, mit der mir die neuen Freunde entgegengekommen sind. Möchten besonders Brandis und Lücke sich meiner bisweilen so erinnern wie ich mich ihrer!“ —

Noch einmal im Jahre 1814 zog das Band der Herzensfreundschaft unsern Hey stark nach Göttingen hin. Aber wie Fr. Agricola, so mußte auch er verzichten. Es war zu bedauern. Wenn Hey hätte seinem Wunsche folgen und gar als fahrender Schüler, von lästigen Banden frei, Bunsens Reise nach Holland hätte teilen und demnächst in dem erleuchteten Göttinger Freundeskreise deren Eindrücke wieder aufleben lassen können, dann wäre ihm im Gegensatze zu dem höchst ungünstigen Vorurteil, von welchem erfüllt wir ihn sahen, wohl ein neues Licht über jenes Land und Volk aufgegangen, von dem Bunsen (Leben I, S. 67) rühmt (im Anschluß an Carlyles Schilderung der Puritaner), daß die dortige Religion jedem Herzen bezeuge, wie dieses irdische Leben mit seinem Reichtum und Besitz und seinem guten und bösen Geschick durchaus nicht innerlich eine Wirklichkeit ist, sondern ein Schatten von Wirklichkeiten, ewigen, unendlichen; Hey hätte mit seinem Freunde sich in jener Atmosphäre der Männer und Frauen von ehrfurchtgebietender Geistesbildung bewegen dürfen, für welche das Christentum das alles durchdringende,

Empfindungen und Handlungen leitende Element war, hätte sich mit ihm daran freuen dürfen, wie an diesem merkwürdigen Volke, Land, Sprache, Sitte, Kunst, kurz alles charakteristisch und aus einem Gusse ist, von germanischer Grundart wie seine Malerei.

Allein es hatte nicht sein sollen; diese Reinigung und Klärung der im Mißgeschick angesiedelten Vorstellungen durch freundliche Bilder blieb dem jugendlichen Geiste versagt. Am 21. Dezember schreibt er an Bunsen („im Wagemannschen Haus auf dem unteren Masch in Göttingen"):

„Mein Bunsen! Statt der erwarteten Freunde erhältst Du diesen Brief. Denn Agricola wird durch Arbeiten, ich sowohl durch diese als durch die traurige Lage meiner Freundin verhindert, am Weihnachten noch einmal in dem schönen Kreise Eures akademischen Lebens der Sorgen und Mühen unseres jetzigen zu vergessen. Ob zwar seit Deinem Hiersein*) Dein Name nicht wieder bis zu uns gelangt ist, so darf ich doch hoffen, daß Du Deine Reise über Holland und Hannover glücklich und erfreulich geendigt habest, und schreibe es bloß Deiner mir, wie meine eigene, bekannten Schreibfaulheit zu, daß wir nichts davon vernommen haben. Doch bitte ich Dich, ehe Du Göttingen verlässest, mir noch einmal zu schreiben, auch Deine künftige Adresse zu schicken, wenn Du sie kennst, daß ich Dich in der weiten Welt nicht etwa noch einmal verliere, wie vorher in Holland. Ich füge, um Dich desto eher zu bewegen, A.'s Bitte bei, die in den wenigen Stunden, wo sie Dich gesehen, den Freund ihres Freundes liebgewonnen und mich schon oft nach Nachrichten von ihm gefragt hat. Du wirst begreifen,

*) Über die Herbstferienreise Bunsens mit Brandis über Gotha und den Thüringerwald nach Heidelberg, von wo dann Bunsen nach Holland reiste, berichtet der eine wie der andere; Bunsens Leben I, S. 58 und 65.

daß ich wenigstens das als sehr schmeichelhaft für Dich ansehe! Doch im Ernst: ihrem warmen Herzen gehört jeder von meinen Freunden an; und — wie wenig sie Dir es gesagt haben mag, die Erinnerung an Deine Freundlichkeit und Teilnahme ist ihr sehr lebendig geblieben. Übrigens hat sich das Dunkel immer noch nicht aufgeklärt, welches über ihr schwebt. Gute Tage wechseln mit bösen, und die Krankheit steht vielleicht noch auf derselben Stelle.

„Meine andere Freundin, die Poesie, aber hat treulich mit mir ausgehalten. Doch haben ihr die Umstände einen etwas ernsteren Charakter aufgedrückt. Leider bin ich so sehr beschäftigt, daß ich ihr gar wenig folgen kann. Ich habe in der Regel des Tages 7—8 Stunden. Diese erfordern noch manche Stunde zu Korrekturen*). Auch meine Predigten, wie selten sie kommen, machen mir viel zu schaffen. Ich muß mir jetzt Beifall erwerben, schon weil er überhaupt etwas Erfreuliches ist; und dann genießt ihn mein Bruder hier in hohem Grade, was mich mit Recht um so mehr auffordert nicht zurückzubleiben. Es stehen mir aber zwei Schwierigkeiten im Wege: daß ich die Gestikulation wenig liebe, also auch wenig und schlecht übe; und daß mich meine Neigung immer mehr zu abstrakten [?] eigentlich religiösen Predigten zieht, als zu populär-moralischen, die viel leichter den Zuhörer ansprechen, wenn er nicht sehr an Ernst und Religion gewöhnt ist. Alle übrige Zeit des Tages und Abends gehört meiner Kranken; so daß ich die erwähnten Arbeiten durchaus nur morgens vor ihrem Erwachen machen kann. Zu eigentlichen Studien ist gar keine Zeit, und die Poesie ist mit unruhigen Nächten oder seltenen arbeitslosen Morgen zufrieden.

---

*) Heys eigene Orthographie; er schreibt sogar noch über v. Puttkamer hinaus. „Karakter"!

„Schlimmer als alles ist, daß ich mehr und mehr fürchte, die Anstrengungen, verbunden mit der beständigen Spannung der Furcht und Hoffnung, nicht lange ertragen zu können; und ich muß nach Mitteln suchen, wenigstens die Arbeiten zum Teil von mir zu schieben. Dazu bietet sich jetzt eine Gelegenheit dar.

„Mit Ostern wird die Stelle des Pageninformators erledigt, die außer freier Station 160 Thaler trägt und sehr wenig — freilich auch höchst undankbare — Arbeit hat. Ich würde sie vielleicht erhalten, wenn ich sie suchte. Aber wenn Astor kommt, so wird bei nicht mehr Arbeit und viel mehr Freude der Erwerb, auf den ich jetzt sehr sehen muß, viel größer sein, auch für meine Verwandten, die unsere Ökonomie besorgen würden. Sobald ich also nur nicht gar zu gewiß fürchten muß, daß er nicht kommt, so werde ich jene Stelle ganz fallen lassen. Ich bitte Dich, mir Mitteilung zu machen, wann Du wieder etwas davon gehört hast. Der Krieg zwischen England und Amerika scheint mir ein großes Hindernis; meine Forderungen sind vielleicht ein anderes. Glaubst Du, daß es schaden könnte, wenn ich auch andere nicht schlecht bezahlte Pensionäre zu mir nähme, die unter meiner Aufsicht die Schule besuchten? Sollten Deine ausgebreiteten Verbindungen in Deutschland mir nicht dazu Gelegenheit geben? — Freilich wenn Astor kommt, hätte ich nicht Lust, mich noch mit anderen zu überladen, die ihm vielleicht noch nachteilig wären. Also der andere Vorschlag, wenn Du etwas dazu thun könntest, bloß auf den Fall, daß Astor nicht käme? — —

„Ich ärgere mich, daß ich nichts Gescheiteres schreiben kann als diese Dir und mir gehässigen ökonomischen Klagen. Ich will auch mit etwas Besserem schließen. Dieses leere Blatt läßt sich recht gut mit Poesieen ausfüllen. Das ‚Gebet‘ ist in einer fürchterlichen Nacht am Lager der Freundin entstanden.“

Hier fügt nun Hey dem Briefe zwei jener Gedichte ein, welche dann gegen Ende des Jahres 1816 in der Realschulbuchhandlung zu Berlin unter dem Titel „Gedichte von Wilhelm Hey“ (292 S. in 8⁰) ohne Vorwort erschienen sind, deren letzte 58 Seiten geistliche Lieder enthalten. Das „Gebet“ steht S. 180 und 181, in Str. 3, 4 und 5 etwas verändert; es ist aus tiefem Leide der Liebe entsprungen. Wenngleich jene Sammlung in weiteren Kreisen schwerlich bekannt geworden ist, müssen wir doch hier auf dieselbe verweisen. Das andere dem Freunde hier mitgeteilte Gedicht: „Was ist Liebe?“ steht dort S. 185. Der Brief lautet weiter:

„Das ist, meines Bedünkens, das Beste was ich neuerdings geben kann. Möge es Dir gefallen! Die anderen Papiere, die Du hast, behalte, wenn du willst, als ein paar Stammblätter von Deinem Freunde; nur die beiden kleinen schicke mir wieder! Ein Versuch, in den (Erfurter) „Erholungen“ etwas gegen klingendere Dinge umzusetzen, scheint mißlungen. Vielleicht daß ich Dich künftig bitte, mir eine andere Gelegenheit dazu zu suchen.

„Meine Weihnachtsferien will ich zu fleißiger theologischer Arbeit verwenden. Vielleicht erwerbe ich dadurch von mir selbst und vom Himmel die Vergünstigung, daß ich den schönen Reiseplan nach Dresden Ostern ausführen und Euch lieben Freunde dort finden kann. —

„Ich grüße alle Freunde recht sehr herzlich und bitte Dich, mir ganz gewiß noch von Göttingen aus zu antworten. In diesem Briefe mußt Du mir hübsch ausführliche Nachrichten von Deinem jetzigen Leben und von den Plänen Deiner nächsten Zukunft geben, damit der Gedanke an Dich bei mir nie im Unbestimmten umherschwanke. Du wirst auch anzeigen, ob Du mir aus Berlin oder ich Dir dahin zuerst schreiben soll.

„A., die sich jetzt leidlich befindet, trägt mir sehr viele

Grüße an Dich auf und dankt Dir insbesondere für das Stammblatt, das Du ihr vor Deiner Abreise beschrieben hast. Vergiß ja nicht, daß — auch meiner äußerlichen Lage wegen — jene Verbindung für alle meine Landsleute durchaus nie über die Grenze der Vermutung (allerhöchstens) bekannt werden muß.

Dein Hey."

Auf diesen Brief hat Bunsen aus jener thätigen Gemeinschaft begeisterter Jünglinge heraus, die bei aller Anerkennung individueller Unabhängigkeit durch gemeinsame Übereinstimmung das Leben im Leben ergriffen (Leben I, S. 76) und in entschiedener Opposition gegen den Rationalismus in Wissenschaft und Leben standen, vorerst kurz, aber mit verständnisvoller Rücksicht auf Heys Dichtungen alsbald geantwortet. Dieser schüttet am 17. Februar 1815 sein liebendes Herz wieder gegen den Freund aus:

„Auch von mir, mein sehr teurer Freund, für jetzt nur ein paar Zeilen. Sehr sehnlich habe ich die Nachricht von Deiner Rückkehr erwartet. Habe Dank, daß Du meiner sogleich gedacht hast; auch dafür danke ich, daß Du Dich meiner Lieder so freundlich annimmst. Ich würde Dir eine Auswahl derselben für Cotta geschickt haben, wenn ich nicht erst Deine Kritik erwartete, die Du mir ja recht bald und ausführlich mitteilen mußt.

„Ich habe diesen Winter viel und viel Verdrießliches arbeiten müssen — fast täglich 6—8 Stunden und dazu noch viele leidige Korrekturen. Von Ostern an hoffe ich weniger arbeiten zu müssen und mich wieder mehr zu den Beschäftigungen wenden zu können, nach denen ich mich immer gesehnt habe.

„Die Freundin, deren Wert ich täglich mehr kennen lerne sowie ihre überschwengliche Liebe (das sei Dir nicht das Rühmen des Eigendünkels, sondern der höchsten Freude), geht noch

immer mit sehr langsamen Schritten zur Besserung. Vom nächsten Frühling erwarten wir alles. ‚Der Himmel hat uns so vieles gegeben; er wird uns ganz glücklich machen‘, so hat sie in den trübsten Stunden immer mutig, immer hoffend gesagt. Verzeihe, Lieber! Ich kann so etwas niemand sagen als Dir.

„Ich erwarte recht bald den verheißenen ausführlichen Brief und darin die Erzählung: wie es Dir seit unserer Trennung gegangen ist. Wo möglich, werde ich etwa 14 Tage vor Ostern nach Endigung meiner Schule kommen. Ich freue mich zum voraus Euch alle wiederzusehen.

„Die Freundin grüßt Dich sehr herzlich, auch Agricola und mein Bruder. Lebe wohl und gedenke mein, wie ich Dein gedenke! —“

Diesen Zeilen folgte am 5. März, da auf den letzten noch keine Antwort gekommen, wieder ein kurzer Brief, in welchem Hey nochmals seinen Entschluß ausspricht, in den Osterferien Bunsens Einladung zu folgen, falls dieser zuhause sei und A.s Gesundheitszustand es noch erlaube; sollte Bunsen nach Waldeck, seiner Heimat, reisen, dann hoffe er ihn in Kassel für einige Stunden zu sehen; in den Tagen vom Gründonnerstag bis zum 2. Ostertage zwar habe er zweimal zu predigen. Dann fährt er fort: „Von unseren Landsleuten kannst Du gehört haben, daß die gute Mutter unseres Wilh. Thienemann gestorben ist, für mich ein empfindlicher Verlust, weil ich so lange gewohnt war, meine Teilnahme an Wilhelm auf sie zu übertragen und bei ihr dasselbe zu finden. Wilhelm hat mir geschrieben; er fühlt sich in seiner Lage (am Waisenhaus-Pädagogium zu Züllichau in der Neumark) nicht glücklich; er muß zu viele Stunden geben und scheint des geistigen Genusses wenig zu haben. Vielleicht daß er bald hierher kommt, weil unsere Pfarrer sehr wegsterben und uns den Weg öffnen, bald zum eigenen Herde

zu gelangen. — — Schreibe mir hübsch und deutlich, wo Du wohnst!"

Die Antwort auf diesen wieder nach dem alten Hospital am Geismarthor gerichteten Brief wird sofort gekommen sein. Denn wenngleich Ernst Schulze in seinem Tagebuch a. a. O., S. 258 sagt, der Göttinger Freundeskreis sei „in der Mitte des März durch das achttägige Weilen des liebenswürdigen und genialen Hey verschönert worden", so ist diese Angabe wohl nach dem Vorstehenden und Nachfolgenden dahin zu beschränken, daß Hey sich etwa um den 10. März, da A.s Zustand es zu gestatten schien, Urbaub erbeten hat und am 10. oder 11. aufgebrochen ist. Am 16. aber war er schon wieder in Gotha. Die Reise war also sehr kurz und wurde von dem geistig und körperlich in hohem Grade Leistungsfähigen gewiß wie die vorige zu Fuße gemacht, und zwar wohl in Agricolas Geleit. Schon am 16. schreibt er wieder an Bunsen:

„Teuerster Freund! Heute kann ich Dir nur mit ein paar Zeilen für Deine mir jetzt von neuem bewiesene Liebe danken. Meine A. ist sehr, sehr krank, so daß in meiner Abwesenheit ihre Mutter das Ärgste gefürchtet hat. Ich kann sie also jetzt nicht lange verlassen, obgleich sie seitdem etwas besser geworden ist. Außerdem bin ich noch so düster und müde von den fürchterlichen Anstrengungen unserer Reise, daß ich kaum meine fünf Sinne beisammen habe.

„Du lieber Freund! Wenn ich mir so recht vorstelle, was Du alles schon für mich gethan hast und wie du nicht müde wirst immer auf einem anderen Wege das Glück für mich zu suchen, das mich immer flieht; wie Du mich in einen so schönen Kreis edler Freunde gestellt und Du, Du allein sie an mich gezogen hast; wie Du das einzige Verdienst, das ich vor der Welt habe oder künftig haben werde, anderen, ja mir selbst erst klar und lebendig und freudig gemacht hast; wie Du an allem,

was mir in meinem engen Kreise wert ist, so warmen Anteil nimmst; dann möchte ich Dich wohl fragen, was Dich in dem schönen Laufe Deines herrlichen Lebens in mein enges Thal hinunterzieht? — Ich weiß es nicht; aber das weiß ich, daß mein Dank und meine Freundschaft Dein sein werden, daß meine wärmste Teilnahme an allen Deinen Freuden und Sorgen (vor denen Dich Gott recht lange bewahre!) Dir überall folgen wird; und daß ich nach dem Tage meiner ersehnten Verbindung mit A., nach den Tagen, die Gott selbst und die Natur geheiligt, keinen schöneren kennen werde als den, wo Du bei uns einziehen wirst, um mein Haus der Wissenschaft und der Freundschaft zu weihen. Lieber, laß ihn recht bald sein! —

„Daß Du Dich meiner Lieder so väterlich annimmst, dafür sollen sie Dir selbst danken dadurch, daß sie sich bemühen, Deines Beifalls immer würdiger zu werden. Zum Bewegrunde, daß Du mir ja noch vor Deiner Reise die versprochene ausführliche Kritik sendest, diene die hoffentlich verbesserte Ausgabe Deines verwaisten Pflegekindes. Möge sie Dir gefallen! Noch einmal, Lieber: unterrichte mich ja recht deutlich und rücksichtslos über alles, was Dir und Anderen mißfallen, auch in den beiliegenden! Sobald Du das wirst gethan haben, aber eher nicht, sollst Du auch nach und nach die versprochene Abschrift der sämtlichen Gedichte erhalten, auf ähnlichen Blättern, die die Stelle der alten vertreten sollen. — Du magst das um so höher anrechnen, weil ich mich fest entschlossen habe, das wenige abgerechnet, was Schulze fordern wird, jetzt nichts drucken zu lassen, bis ich erst mehr habe und reifer bin. —

„An Lücke bitte ich Dich zu schreiben, daß er die Unterhandlung mit P. M. fallen lasse. Die letzte Erfahrung hat mich von neuem überzeugt, daß m. A. nicht so schnell genesen wird und daß jede frühere Entfernung besonders für längere Zeit mein Glück und meine Hoffnung für immer brechen würde. —

„Ich schreibe dieses nach Korbach, weil Du in Göttingen wohl nicht mehr sein wirst. Ehe Du nach Kopenhagen gehst, wirst Du mich gewiß noch in ein paar Zeilen lesen lassen, daß Du der abgebrochenen Unterhandlung wegen mir nicht zürnest, und wirst mir die Kritik schicken, ohne die ich gewiß nicht korrigieren werde. Grüße Reck und alle Freunde, denen Du schreibst! Agricola grüßt Dich. Lebe wohl! —"

Auguste schreibt zum erstenmale mit ihrem Wilhelm an Bunsen, diesmal bloß die Ränder seines Blattes ausfüllend. Interessant und anziehend ist es, zu beobachten, wie ihre Handschrift sich offenbar im ganzen wie in einzelnen Zügen der seinigen nachgebildet, in einzelnen Fällen bis zur täuschenden Ähnlichkeit, die auch nicht verschwindet, wenn man — was diese alten Gedenkblätter oftmals fordern — die Lupe zuhilfe nimmt; man wird auch darin gewahr, daß „an ihm ihr Leben hing". Ist ja doch auch sogar das nicht Schein bloß sondern Wahrheit, nicht Einbildung, sondern Wirklichkeit, daß in dem Liebefrühling zweier, besonders solcher, die schon in der Kindheit zusammenwuchsen, Gesichtszüge gegenseitig sich ähnlich werden! A. schreibt:

„Darf ich selbst Ihnen, teurer Freund, meinen innigsten, wärmsten Dank sagen für die unendliche Liebe und Freundschaft, durch die Sie meinen geliebten Wilhelm so sehr, sehr glücklich machen und die Sie auch auf mich mit übertragen? O sein Herz hing schon lange mit warmer Liebe an Ihnen; aber auch ich bin Ihnen jetzt (ich kann es mit Wahrheit sagen) eine Freundin. Der redende Beweis ihrer Freundschaft, das liebe Buch, wird mir immer sehr teuer sein; wie sehr danke ich Ihnen! Ich bin sehr krank und fürchtete die Zukunft meines Wilhelm nicht zu erleben — der schrecklichste Gedanke für mich —; nun hoffe ich wieder. Aber an ihm hangt mein Leben; ohne ihn würde meine so sehr schwache, kranke Natur sogleich erliegen.

Für die frohen Stunden, die er bei Ihnen, wie seinen übrigen Freunden, hatte, danke ich Allen; der Gedanke konnte mich bloß trösten, da ich bloß in der Sehnsucht nach ihm lebte. Nun kann er wieder mutig die Leiden mit seiner A. tragen. Einst werden auch die Freuden kommen; und o! wie will ich dem Guten sein Leben versüßen! Dann sind Sie, teurer Freund, bei uns und freuen Sich mit uns. Erhalten Sie auch mir ein kleines Andenken neben meinem Hey! — Auguste."

Ein kleines Blättchen ist an einer anderen Stelle aufbewahrt, das Hey offenbar diesem Briefe, nachdem A. mitgeschrieben, angelegt hat:

„Du siehst, lieber Freund, aus A.s Zeilen, daß ich ihr die ‚Undine' gegeben habe als von Dir für sie bestimmt. Lieber, verzeihe mir diesen Eingriff in Deine Rechte! Ach gewiß, Du hättest es auch gethan, wenn Du sie so gefunden hättest, fast sterbend, und — ich darf es mir nicht verhehlen — wohl größtenteils vor Sehnsucht krank. Da suchte ich alles auf, sie zu erheitern, und gab ihr was ich hatte. Auch so ist ja die ‚Undine' mir ein liebes Andenken, doppelt lieb noch, und wird der Freundin und mir recht oft Deine Güte zurückrufen. Nichtwahr, Du wirst nicht zürnen und wirst auch in ein paar Zeilen an sie selbst den Irrtum bestätigen, und die Kranke erfreuen, die meinem Freunde so herzlich und warm zugethan ist. Hey."

Man wird hiebei erinnert an das Erlebnis H. Heines, dem einst ein Mägdlein im Harz gestand, sie gäbe ein Jahr ihres Lebens [?!] darum, wenn sie dem Verfasser der „Undine" zum Danke nur einmal einen Kuß geben könnte. Daß Friedrich de la Motte Fouqué, dessen Taufpate „der alte Fritz" gewesen, nicht allein einer der tapfersten Kampfgenossen E. Schulzes in den Freiheitskriegen, sondern auch einer seiner kühnsten Genossen in der Handhabung der schönsten Formen und der lieblichsten Klänge der Muttersprache, daß er einer der tiefsten und innig-

sten Lyriker unserer Nation war, darüber wird wohl nicht gestritten, daran braucht nicht erst erinnert zu werden. Aber ein anderes will beachtet sein. Wer auch nur bis hieher den im deutschen Volke noch so wenig bekannten Lebensgang unseres Hey verfolgt hat, wer dessen inne geworden ist, daß in seinem Jugendleben, seiner Jugendliebe mehr Leid denn Lust sich offenbart, wie es dann ja auch seinem Freunde Ernst Schulze zuteil ward, der wird in dem ersten Geschenk, das durch des Liebenden Hand der Geliebten von Bunsen gewidmet wird, eine Vorbedeutung erkennen. Die „Undine" erschien 1812. Viel später wurde Fouqués Gedicht „Trost" oder „Nie zu oft" bekannt und dieses faßt unbewußt das Jugendleben unseres Hey zusammen:

„Wenn alles eben käme,
Wie du gewollt es hast,
Und Gott dir gar nichts nähme
Und gäb' dir keine Last,
Wie wär's da um dein Sterben,
Du Menschenkind, bestellt?
Du müßtest fast verderben,
So lieb wär' dir die Welt.

Nun fällt — eins nach dem andern —
Manch' süßes Band dir ab,
Und heiter kannst du wandern
Gen Himmel durch das Grab;
Dein Zagen ist gebrochen
Und deine Seele hofft; —
Dies ward schon oft gesprochen,
Doch spricht man's nie zu oft."

Durch das „Tragen des Joches in der Jugend" (Klagl. Jerem. 3, 27) ist Hey, wie wir sehen werden, des Sterbens Meister von Gottes Gnaden geworden. —

Den nächsten Brief an Bunsen schreibt er am 26. März abends 7 Uhr. Es war gerade der erste Osterfesttag des Jahres 1815. Der angemeldete Brief lautet:

„Heil und Freude! Ob ich Dir heute etwas Vernünftiges schreibe, Du Teuerster, Geliebtester, das weiß ich nicht; aber schreiben muß ich Dir in meiner Freude. Es ist heute mein Geburtstag (Du auch und vielleicht noch andere Freunde werden an mich gedacht haben) und es ist der erste, der mir ein so volles Maß der süßesten Freude gebracht hat, wofür ich Gott gewiß von Herzen danke. Laß Dir das erzählen; denn zu was anderem bin ich jetzt nicht fähig. Heute Morgen war mein erstes Gespräch mit A. über Dich. Gestern hatte ich spät Deinen Brief erhalten; Deine so sichtbare Teilnahme an unserer traurigen Lage that uns um so mehr wohl, da ein neuer Krankheitanfall überwunden war. Heute Morgen also, wo meine Kranke sehr heiter aufwachte, war Dein Name, der Name des lieben, teilnehmenden Freundes fast das erste Wort, das sie sprach. Sie ließ sich dann so genau alle Glieder des schönen Göttinger Vereins beschreiben, was sie noch nie gethan hat. Denn sie war bis jetzt so schwach, daß sie kaum an dem Anteil nahm, was um sie her war.

„Ein schöner Nähtisch, den ich ihr ganz heimlich zu meinem Feste hatte machen lassen, ist mir ein Grund neuer inniger Freude geworden. Sie nahm ihn mit so sichtbarem Vergnügen an; sie beschäftigte sich den ganzen Tag über so eifrig, ihn mit mancherlei Dingen in rechten Besitz zu nehmen oder, wenn sie ermüdet war, doch jedem Dinge in Gedanken seinen Platz anzuweisen, daß ich heute mit Wahrheit erkannt habe: Geben ist seliger denn Nehmen.

„Eine zweite Freude war die Entdeckung, daß ich heute den ersten Geburtstag in diesem Hause feire, ungeachtet ich seit elf Jahren hier einheimisch bin. Eine dritte die Ankunft meines Bruders, der bei meiner Schwester einige Tage zugebracht hatte und mir nun recht erfreuliche Nachrichten von ihr und ihrem kleinen Sohne, meinem Paten, gab. Eine vierte höhere, daß

mein Fest zum erstenmal, so viel ich weiß, auf das heilige Fest der Menschheit, des Christentums fiel, woraus ich mir unwillkürlich und fast unbewußt eine freudige Vorbedeutung für die Zukunft gezogen habe.

„Die fünfte endlich, in meinem jetzigen Gefühl die höchste, ist mir erst heute Abend geworden. Seit zwei Tagen hatte ein vorgeblicher polnischer Offizier, der als Kurier — ich weiß nicht wohin — wollte, hier erzählt (sowie auch in Eisenach und Erfurt): Bonaparte sei mit 100000 Mann in Paris, der König geflohen u. s. w. Alle glaubten es. Mich ängstete es nicht etwa; denn ich vertraute der Einigkeit der Fürsten und der bewaffneten Macht an den Grenzen. Aber tief schmerzte es mich, daß ein ganzes Volk seinen rechtmäßigen edlen Fürsten so an einen Tyrannen verraten konnte. Jetzt sagen die Zeitungen ganz anders aus; jener Kurier wird für einen Aufwiegler gehalten und ihm schon von Erfurt aus nachgesetzt. Diese Freude hat mein ganzes Wesen durchdrungen.

„Um den schönen Tag schön zu beschließen, führte mir noch spät der freundliche Agricola den älteren Ullrich her, der seit einigen Tagen hier ist und den ich noch nicht gesehen.

„Jetzt gute Nacht, mein Freund; ich muß noch eine Predigt wiederholen, die ich morgen zu halten habe. —

„(den 28. März.) Nun hat sich zwar die Unglücksbotschaft bestätigt. Indes danke ich es von Herzen dem Himmel, daß er mir mein Fest so ganz mit den schönsten Blüten der Freude — ohne Dornen — geschmückt hat.

„Jetzt, mein Bunsen, fühle ich es zum erstenmale, daß auch das schönste Band doch ein Band ist. — Könnte A. jetzt ohne mich leben, so zöge ich mit. Aber so bin ich an sie gebunden auf ewig. — — — Gott und deutscher Mut wird die deutsche Sache schützen. Amen! —“ Es folgen Grüße und Bestellungen an Schulze, Lachmann, Lücke, Brandis; an Lücke in-

sonderheit die wiederholte Mitteilung, daß an die Annahme einer anderweitigen Stellung draußen nicht zu denken sei; sein Los sei an A. gebunden; eine Trennung ihr unerträglich. Seine Wohnung giebt er den Freunden an: Kandidat Hey, Mandelsgasse, Wagner Ekkarius. —

— Wir wissen aus Bunsens Leben I, S. 77, daß seine und Brandis' Reise nach Kopenhagen, wo des letzteren Vater, einer der damals sehr zahlreichen und ebenso angesehenen Deutschen in der dänischen Hauptstadt (und „Kopenhagen ist Dänemark" konnte man schon damals sagen) Leibarzt am königlichen Hofe war, im Frühling des Jahres 1815 angetreten wurde. Dort ist S. 79 der Brief an Reinhard Bunsen vom 15. Juli 1815 mitgeteilt, in welchem sich Christian Bunsen über Teilnahme und Teilnehmer am Befreiungskriege ausspricht, wie „seine Verhältnisse ihn bis zur Not banden", während Lachmann, Schulze, Susemihl, Ullrich, und sogar der zarte und schwächliche Ludwig Abeken die Waffen ergriffen. So banden denn auch unseren Hey seine Verhältnisse, von dem wir übrigens wissen, daß er ein rüstiger Turner und von großem Interesse für den Turnvater Jahn beseelt war. Wir sehen dort auch S. 80, wie Bunsen an unseren Hey jenen ausführlichen Brief vom 22. August 1815 schreibt, in welchem er bereits die Ideen ausspricht, die in dem im folgenden Jahre an B. G. Niebuhr zu Berlin eingereichten Studienplan ausführlich (S. 86 ff.) entwickelt sind. So war denn Heys dringender Wunsch erfüllt. Am 9. Januar 1816 erst schreibt dieser wieder an Bunsen, obwohl derselbe von Berlin aus am 21. November nochmals an ihn geschrieben, ihm das herrliche Leben unter den Koryphäen Niebuhr, Savigny, Schleiermacher geschildert und seinen Entschluß, ein Preuße zu werden, als einen ganz und gar festen verkündigt, da, wie auch immer Einzelnes sein möchte, der Geist in Preußen kräftig und brav sei. Der Brief vom 9. Januar lautet:

„— — — Wie hat mich vorigen Sommer die ausführliche Mitteilung Deines großen Studienplans erfreut! und auch wieder betrübt, wenn ich daneben meiner Armseligkeit gedachte! Wahr ist es: ungeachtet Deines Ernstes und Deiner fest fortschreitenden Überlegung graut mir oft, ob du vollenden werdest; aber um der Menschheit, um der Wissenschaft willen werde nicht müde! Aus der Ferne werde ich Deinem Gange nachblicken und mich erfreuen, als ob es mein Plan, mein Weg wäre. Möge Dir doch Gott auch künftig immer Deinen Weg dahin so leicht und heiter machen wie bis jetzt! Auf jenen Brief wollte ich Dir augenblicklich antworten im Drange meines Herzens; aber ich wollte Dich doch gerne auch mit dem Meinigen erfreuen und war damals durchaus nicht vermögend, irgendeine Verbesserung an meinen Liedern vorzunehmen. Auch für Deine Kritik derselben meinen wärmsten Dank! Sie thut mir gar zu wohl und söhnt mich oft mit ihnen aus, wenn ich sie einmal nicht leiden kann. Laß mich's gestehen: Oft steigen mir große Zweifel über den Wert auf, den ihnen Deine Liebe beilegt. Doch von diesen Dingen hernach.

„Euer Aufenthalt in Berlin hat mich nicht eben überrascht, aber sehr erfreut. Wohl hast Du Recht, daß dort der Mittelpunkt alles Guten in Wissenschaft und Leben für uns Norddeutsche ist. Aber wenn auch dort nicht erreicht wird, um was jetzt die Edelsten kämpfen, so ist für Alle die letzte Zeit der Anstrengung und Aufopferung verloren.

„Doppelt erfreulich ist es mir um des guten Brandis willen, der ein so warmes deutsches Herz hat und der es nun nicht mehr unter Fremden zu verschließen braucht. Wie gönne ich es ihm, daß er nun unter Deutschen und für Deutsche seine heilige Wissenschaft betreiben und im Umgange mit solchen Männern wie die dortigen sich glücklich fühlen wird. Und welches schöne Leben traulichen gemeinschaftlichen Arbeitens wird

erst für Euch angehen, wenn auch Lachmann und Lücke zu Euch kommen, wie Du schreibst!

„Den neuen Weg, der sich Dir nach dem Osten aufgeschlossen, nimm ja nicht zu leicht! — Ich will nicht an Astor zweifeln. Aber wie viele Zufälle sind möglich, die Eure Verbindung trennen können; und darum solltest Du einen so wichtigen Teil Deines künftigen Lebens nicht an einen einzelnen Menschen hängen; darum solltest Du überhaupt Dich ja nicht sorglos auf Dein Glück verlassen, sondern umsichtig alles ergreifen, was auch unbedeutend schiene, wenn es Dir vielleicht eine Stütze gewähren könnte. Meine eigene Sorge geht nicht so ins einzelne; ich vertraue Deinem Glücke wie Du selbst. Aber so oft höre ich den bedächtigen Becker und auch Agricola darüber sprechen, daß es zuletzt auch mir bange wird. Mein Freund, nicht Du allein und das Glück Deines Lebens ist an diese äußeren Umstände geknüpft; auch das ernste Ziel, das Du vor Augen hast, wird nur so erreichbar. Darum sei sorgsam; ehre die Nemesis, wie durch Dein freudiges Vertrauen, so auch durch bedachtsame Wachsamkeit auf alles was Dir dienen kann! —

„Von mir selbst ist nicht viel anderes zu sagen als immer: die arme Auguste ist noch immer krank. Unter Hoffen und Ängsten ist der Sommer vergangen und hat wenig gethan; mehr der Herbst und jetzt sogar der Winter; denn bis Weihnachten war ihre Gesundheit merklich fester geworden. Zwischen Weihnachten aber und jetzt ist sie wieder bisweilen recht krank gewesen, so daß einmal der Anblick ihrer Krämpfe, da ich so schrecklicher Zustände nicht mehr gewärtig war, mich durch und durch erschüttert und selbst für ein paar Tage krank gemacht hatte. Doch ist sie seit Neujahr wieder etwas besser; und überhaupt darf ich nicht verkennen, daß ihr ganzer Körperzustand viel anders ist, als da Du sie sahest. Sie ist den größten Teil des Tages außer Bette und fängt wieder manche der früheren

Beschäftigungen an. Ach es hat ein gar zu schönes rührendes Ansehen, wenn sie, wie sonst, vor dem Klavier sitzt oder — seit einiger Zeit — am Spinnrade. Dann werden alle meine Hoffnungen gleich noch einmal so lebendig und verlangen nach der Zukunft. Überhaupt, fühle ich, thut es mir recht not, aus dieser betäubenden Unruhe zu kommen; denn nicht so sehr die Menge, wie der anaufhörliche Wechsel meiner Arbeiten verwirrt und erschlafft mich sehr.

„Mit dieser Sehnsucht nach einer Pfarrstelle und überhaupt nach dem Lande habe ich denn auch wieder anfangen müssen meine theologischen gelehrten Studien hervorzuholen, da ich besonders das Ebräisch sehr vergessen hatte. Jetzt hat mich das Lesen der Psalmen und kleinen Propheten beschäftigt und sehr erfreut. Ich bin willens das ganze Alte Testament, auch was ich schon früher gelesen, wieder durchzugehen, dann das neue mit der Dogmatik u. s. f.

„Darum wird die Dichtkunst wohl mehrenteils bis zu meiner Ankunft auf dem Lande verschoben bleiben müssen, wie ich sie denn auch bis jetzt wenig habe befriedigen können um meiner Erschlaffung und um der Arbeiten willen. Geistliche Lieder sind es fast allein, die ich bis jetzt gedichtet. Noch weniger ist es an Verbessern früherer gekommen, wie ich so gern gethan hätte, weil Du es wünschtest und weil ich so gern Dir, dem wohlwollenden Freunde dieser Spiele, einige Blätter schicken mochte. Ich habe mich also begnügen müssen, in diesen letzten Tagen in einigen derselben nur die unrichtigen Reime möglichst zu verändern, habe sie übrigens gelassen, wie sie sind, und Du wirst nächstens fünf Blätter durch Thienemann erhalten. — — — Einiges, an Cotta geschickt mit der Frage, ob dieses und mehreres mir etwas von Goethes oder Herders Werken verdienen könnte, ist mit Protest zurückgekommen. Die Erfurter „Erholungen“, von denen ich sie schon vorher freiwillig

zurücknahm, hatten zwar schon einiges daraus für den Setzer vorgezeichnet, aber gaben nichts. (S. oben Brief vom 21. Dezember 1814.) Ich halte also dafür, daß Du wohl schwerlich damit ankommen wirst. Was thut's auch? Erfreut's doch mich und einige Geliebte! Was will ich mehr? — Vielleicht künftig, wenn Freude und Muße mir wieder Kraft zum Dichten geben, wird das Alte mit dem Neuen seinen Weg finden. Übrigens, solltest Du dort eine Gelegenheit ausfinden, so ist Dir und Euch alles zu freier Bestimmung übergeben, namentlich bekannt zu machen für etwas oder für nichts, mit oder ohne Namen (obwohl ich ersteres scheue) oder mit falschem, zu wählen, was, und zu verändern, wie Ihr wollt. Gehen doch besonders Dich näher als mich diese Lieder an, die Du so freundlich aus ihrer Vergessenheit hervorgezogen hast, und könnt Ihr ja besser als ich sehen, wo es fehlt. —

„Sei zufrieden mit mir und nachsichtig! Ich bedarf es. Ich bin aus Körperschwäche jetzt ziemlich reizbar. Bitter betrüb' ich mich, wenn ich an die Göttingener denke. Gern wollte ich Lücke noch einmal schreiben; aber ich fürchte, er mag es nicht, und ich will mich nicht aufdrängen. An Schulze kann ich gar nicht mehr schreiben. Wenn ich nun auch noch Brandis von mir gewendet hätte und gar Dich, so wäre der schöne Traum gar zu bald vorüber, den Du in meine Seele führtest, als ob ich Euch etwas sein könnte. Doch ich habe ja wohl unrecht an ihm gethan nach Deinem letzten Brief und vollends an Dir.

„[Wir werden schon im nächsten Briefe sehen, wie solche mit der Reizbarkeit aufsteigende tiefere Verstimmungen, die das tägliche Mit-Leid hervorruft, durch den freudigen Geist von Oben wieder gedämpft und überwunden werden.]

„Daß mir so der Dresdener Reiseplan (s. den Brief vom 21. Dezember 1814) wie ein heller erweckender Morgen gar schön ins Auge und in die Seele leuchtet, kannst Du denken.

Gewiß, wenn es irgend möglich ist in meiner Lage und bei meinen Finanzen, so komme ich; und gerade Pfingsten, die heilige Zeit, wo der Geist auch jetzt noch über Welt und Menschen ausgegossen wird, ist die schönste Zeit dazu und für mich auch die passende. Dazu kommt, daß Agricola immer treibt, daß wir einmal dahin wollen. Noch habe ich aber A. bei ihrem bedenklichen Zustande nichts davon gesagt, weil sie das ängsten würde. Gott gebe, daß sie sich dann nur wohler befinde; zu allem anderen findet sich schon eher Rat! Schön freilich wäre es auch gewesen, wenn ich mit den Liedern in Erfurt oder Tübingen so viel hätte erwerben können, daß ich ihnen diese Reise wenigstens zum Teil verdanken müßte. Aber es geht eben nicht; und so will ich es schon anderswoher schaffen.

„Da ich hier noch nichts davon sagen kann, so bitte ich Dich, des Plans gegen Agricola, wenn Du ihm etwa schreibst, entweder nicht oder mit der Bitte um Verschweigen zu erwähnen. — — Recht freundlich und treu lebt mit ihm Becker (wie Agricola, später Schwiegersohn von Fr. Perthes), der überhaupt ein gar guter Mensch ist. Mit ihnen und noch Zweien habe ich ein kleines Freitagsabend-Kränzchen, darein mich Agricola gezogen hat, um mich zu zerstreuen. Da es keinen anderen Zweck, als den einiger frohen Stunden hat, so ist er leicht erreichbar. Becker hat uns in diesen Tagen mit den Schmalzianis unterhalten.

„— — Nun lebe wohl, Du und Brandis! Ihm wollte ich auch erst schreiben. Aber, obwohl des Morgens, bin ich schon müde. Lieber ein anderes Mal mit frischen Kräften. Für diesmal teile ihm mit, was ihm Freude machen kann und mir seine Freundschaft erhalten! Auguste denkt Deiner fast täglich. — Sie und ich hoffen ja, daß die Zukunft unter so vielem Schönen, was wir von ihr erwarten, uns auch die

Freude machen wird, Euch alle, Ihr Lieben, noch oft bei uns zu sehen."

A. fügt hinzu: „Nehmen Sie, teurer Freund, den herzlichen Gruß, den ich Ihnen sage, recht freundlich an und erhalten Sie mir ein kleines Plätzchen in Ihrem Herzen! Auch Ihrem Freunde Brandis sagen Sie viel Herzliches!"

W. B. Astor hielt sich, auf seiner versprochenen zweiten Reise nach Europa, bereits seit November 1815 in Paris auf, während Bunsen gehofft hatte, er werde zu ihm nach Berlin kommen. So reiste denn dieser zu ihm nach Paris, zugleich mit dem Plan, dort bei Sylvestre de Sacy Arabisch zu lernen. Am 19. März 1816 finden wir ihn noch in Göttingen, am 29. desselben Monats schon in Frankfurt a. M., am 2. April in Metz, wo er „noch viele Familien von deutschem Ursprunge fand, wie denn bis zwei Stunden vor dieser Stadt noch Deutsch als Muttersprache galt." Den vorstehenden Brief Heys hatte er in Berlin empfangen und geantwortet, namentlich auch ihm zugesagt, ihn auf der bevorstehenden Reise in Gotha zu besuchen. Hey hatte wieder am 29. Januar geschrieben:

„Ehegestern habe ich Deinen Brief erhalten und heute, Du lieber guter Freund, soll auch diese Antwort abgehen, um Dir zu sagen, wie sehr ich mich über Deine seltenen Nachrichten freue. Wirklich habe ich bisweilen in meiner ängstlichen Stimmung den Fall gesetzt, daß Astor nicht wiederkäme, vielleicht durch Zufälle abgehalten, die ja leicht das größte Handelshaus treffen können. Nun desto besser. Aber über alles ist mir doch die Hoffnung, Dich hier zu sehen.

„Diesmal aber wirst Du bei mir wohnen. Da wir jetzt auch das untere Stockwerk haben, so kannst Du ohne die mindeste Störung der Kranken bei mir sein und brauchst Dir selbst sonst gar keinen Zwang aufzulegen als etwa, daß Du nicht allzuschnell bedient wirst. — —

„Den Göttingenern habe ich in der Angst meines Herzens das schreiendste Unrecht gethan. Vor einigen Tagen erhielt ich einen so herzlichen und freundlichen Brief von Lücke, daß ich darüber errötete und unwillkürlich die Frage aufwarf, ob Du vielleicht aus Liebe für mich ihn angetrieben hättest! — Du mußt mir jenen augenblicklichen Argwohn (im vorigen Briefe) verzeihen. Denn diese von so vielen Seiten ausgezeichneten Menschen kennen mich doch fast nur durch Dich, und unwillkürlich drängt sich mir oft die Frage auf, wodurch ich so viele Liebe verdiene, wie Deine Freunde mir beweisen. Denn was sind meine Spiele gegen ihr Streben, was bin ich selbst in meiner beschränkten Lage gegen sie? Von Dir bin ich der Freundschaft schon so gewohnt, daß ich nicht mehr frage. Sie alle gehen auch nach Berlin, was gewiß für alle, zumal Lücke, sehr gut ist. Wie seltsam aber, daß Du, der doch sichtbar diesen Kreis nach sich zieht, nun selbst Berlin verlässest, ehe sie nur eben ankommen! —

„Du erhältst nach Deinem Wunsche, was ich fertig machen konnte. Es sind zehn Blätter. Ich habe nach Kräften gebessert, freilich oft nur die Reime; gleichwohl sind gestern in der Eile noch einige falsche durchgeschlüpft, die zu schwer zu bessern waren. ‚Der Todesbund‘ — Du weißt, daß ich dem leider besonders gewogen bin — ist fast unverändert; die Umschmelzung des Eingangs hätte gar zu viel Zeit gekostet. Der ‚Sänger‘ ist möglichst gereinigt. Das ‚Vermächtnis‘ (des Sängers) sollte erst, nach meiner jetzigen Einsicht, ganz gestrichen werden; endlich habe ich es doch für Dich mitgeschickt, aber durchaus nicht für die Öffentlichkeit; es bleibt immer ein schlechtes Anhängsel. ‚Die Abencerragen‘ (wahrscheinlich in Anknüpfung an Chateaubriand gedichtet und wieder vernichtet) erhältst Du nicht wieder; mit großer Mühe beinahe durchaus berichtigt, blieben sie immer ledern. ‚Die Brüder‘ habe ich ver-

gessen. Die ‚Vernichtung‘ will ich einmal ganz umarbeiten. (Auch diese beiden sind schwerlich erhalten.) An die ‚Elfen‘ ist es nicht gekommen; ich fürchte mich davor. Die Zugabe von Trioletten, Distichen ꝛc. — schon alt — wird wohl größtenteils auch bloß für Dich sein. Sei zufrieden; ich gebe Dir von dem Mittelmäßigen, was in Haufen daliegt, nach meiner Ansicht noch das Beste. — — —

„Ich habe nach Kräften, wie Du siehst, sie dem Zwecke, den Du vorhast, vorzubreiten gesucht. Ich fürchte aber, Du wirst ihn nicht erreichen. Meine eigenen Erfahrungen, ja fast mein eigenes Urteil heißen mich bescheidener urteilen als Deine Liebe thut. Mit einem inneren fast unbesieglichen Zweifel lese ich den Beifall, den Du ihnen von so gewiegten und ernsten Männern verschafft. Sollte nicht dennoch Deine lebendige und gegewiß sichtbare Liebe für Deine Pflegekinder das Urteil dieser Männer bestechen? Dennoch möchte ich gern dieses Lob verdienen. Auf jeden Fall, bester Freund, plage Dich ja nicht ab, sie an den Mann zu bringen! Der Gewinn wäre im besten Falle sehr gering, und vielleicht der Verlust größer, wenn ein öffentliches Urteil das Eurige, das mir so wohlthut, herunterstimmt. Wie es sei, ich bitte Dich zu glauben, daß diese Blätter zunächst durchaus für Dich geschrieben sind. Alles übrige, sowie Auswahl und Verbesserung, um die ich Dich und Brandis und Lachmann aufrichtig und dringend bitte, steht ganz in Deinem Willen.

„Lebe wohl! — O wie freue ich mich, Dich einmal wiederzusehen! Dir freilich kann ich wenig dafür bieten. Ich grüße die teuren Brandis und Lachmann aus ganzem Herzen. Beiden bin ich noch Dank und Antwort schuldig. Doch auch daran wird's wohl kommen. Auch an Reinhard Bunsen und Ullrich viele herzliche Grüße! Auguste grüßt Dich mit warmer Liebe; es geht ihr leidlich. Dein W. Hey.“

Nach dem Vorstehenden ist wohl mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß die oben bereits erwähnte Sammlung: „Gedichte von Wilhelm Hey“, ohne Vorwort, unter den Auspcien von Chr. Bunsen und K. Lachmann, namentlich auch unter eingehender Beteiligung von Chr. Aug. Brandis an die Öffentlichkeit getreten ist. Wie lebhaft sich die Realschulbuchhandlung in Berlin, wo sie erschienen, der möglichsten Verbreitung angenommen hat, wird jetzt — 7 Decennien später — niemand zu erkennen vermögen. Der Verfasser selbst wird nach seinem lebenslang durchgeführten Prinzip, möglichst verborgen zu bleiben, und nach seiner ungemeinen Bescheidenheit seinen „inneren fast unbesieglichen Zweifel“ zu beschränken oder gar zu unterdrücken gewiß nicht im mindesten bemüht gewesen sein; im Gegenteil darf, wer ihn kennt, sich überzeugt halten, daß manche Stunde gekommen ist, wo er es vor dem Richterstuhl des eigenen Urteils bedauert hat, daß nicht mindestens eine etwas knappere Auswahl aus den Händen seiner Freunde hervorging. Zwar hätte dann „Sängers Vermächtnis“ immerhin fortleben dürfen, das Bunsen (S. 68), obwohl nur für ihn bestimmt, aufgenommen hat; wie aber „der Todesbund“ (S. 118—134) hat Aufnahme finden können — einzelne Änderungen verschlugen da wenig —, da doch das „leider“ in dem vorstehenden Briefe den Freunden ein Recht auf Streichung geben mochte, das wird wohl jeden wundern, der, falls dieses Gedicht unter einen Nachlaß von Amadeus Hoffmann geraten wäre, es von diesem unserem Hey wesentlich antipodischen Autor als echt hätte annehmen können; schauerlich genug ist es, aber — das gleich versöhnlich hinzuzufügen sei verstattet — wohl das Einzige von allem von Hey Hinterlassenen, was nicht angenehm berührt.

Lieber heben wir aus der Sammlung einige Dichtungen hervor, die hier nur bezeichnet werden können: Das Turnlied zum 18. Oktober (wahrscheinlich 1814 entstanden), a. a. O.

S. 11; die „Sprüche“, S. 35; „das Häuschen im Walde“, S. 75; „die Bleicherin“, S. 95; „die weise Frau“, S. 99; „die Verirrung“, S. 105; „zum Geburtstage (1814?)“, S. 144; „Ferne“, S. 166; „am 17. Juni, A.s Geburtstag, (1815“?) S. 197; unter den geistlichen Liedern der Sammlung: „In Jesu Namen“, S. 244, nach Heys eigener handschriftlichen Notiz am 28. Mai 1815 gedichtet; „Wort Gottes“, S. 271, wahrscheinlich entstanden um Neujahr 1816; das herrliche „Ostern“ S. 280, wahrscheinlich gedichtet im April 1816. Nur zwei Lieder gestatten wir uns hier vollständig wiederzugeben, zunächst eins, das an die Hymnen Goethes aus seinen jüngeren Jahren: „Gesang der Geister über den Wassern“ und „meine Göttin“, an beide in der Form, an letzteren auch im Inhalt, wenngleich reicher mit christlicher Lebensfülle getränkt, erinnert; im Vokalwechsel, der lyrischen Dichtung ganz sonderlichem Zauber, mit Schiller und Uhland Schritt haltend:

Dichters Morgenlied (S. 29).

„Der vom Staube Du
Des Menschen Brust gewölbet
Und Deines Atems Hauch,
Regung seligen Lebens,
Wonne beglückter Gefühle,
Himmlische Schmerzen
Ihr schaffend eingeblasen!
Mir auch hast in dem Busen
Die Glut Du entzündet,
Gütiger Vater,
Und des himmlischen Funkens
Heilige Flamme,
Die ewig reine,
Dem schlechten Gefäße
Liebend eingepflanzt.
O, so erhalte,
Ewiger, nun Dein Werk;
Verscheuche der Nebel Gift,
Die um das Licht verderbend,
Erstickend sich drängen;
Säubre die Nahrung,
Daß rein und kräftig
Die sonnigen Strahlen,
Vom Himmel kommend,
Zum Himmel sich wenden;
Daß Deines Altares Flamme,
Die unverlöschliche,
Dich, den Ewigen, verkünde.
Wohl des himmlischen Ursprungs
Heilige Quelle
Ahn' ich freudig;
Aber zur Erde nieder
Zieht mich gewaltsam
Des Menschen Wesen,
Ziehen die Freuden,
Ziehen die Schmerzen,
Zieht mich wonniger Liebe Bedürfnis.

Himmlischer Vater,
Melodisches Tönen
Vernehm' ich ferne;
Eilen möcht' ich,
Es treu zu empfangen,
Nachzusingen
Im vollen Busen!
Aber da werfen
Jammernde Seufzer,
Lärmendes Jauchzen
Mir sich entgegen,
Und ich verliere
Die ewigen Klänge.
O, so erschließe
Mir die irdischen Ohren,
Daß durch der Erde
Zerrissene Töne
Ich des seligen Himmels
Harmonieen vernehme,
Mit sterblichem Munde
Der Welten Chören
Sie nachzulallen!
Läutre das suchende Auge,
Daß in der Schmerzen Wolken,
Daß in der Freude Rauschen,
Daß in der Liebe seligen Träumen
Ich Deine Nähe,
Die heiligend hohe,
Gläubig gewahre,
Daß in der Geliebten
Ich Dich umfasse,
Daß im frohen Gesange
Ich Dein Lob verkünde!"

Weniger schwungvoll, aber gleich innig und warm schmiegt sich ans Herz, weissagend von dem „Abend, da es licht sein wird", das folgende, nach Heys eigener handschriftlicher Notiz am 1. Christtage 1813 gedichtet, vielleicht das älteste seiner geistlichen Lieder:

Die heilige Schrift (S. 240).

„Wenn ich in dem heil'gen Buche
Recht mit frommem Ernste suche,
Was Dein ew'ger Wille spricht,
Herr, dann dringt aus allen Stellen,
Wie mit tausend reichen Quellen,
Leben zu mir aus und Licht.

Dann wie himmlisch frohes Schweigen
Fühl' ich es herniedersteigen
Mir zum Herzen, tröstend mild,
Alle kummerschweren Wunden
In der tiefen Brust gesunden
Und die Thränen sind gestillt.

Und des Zweifels starre Schrecken,
Die mein trübes Auge decken,

Flieh'n vor meinem Angesicht;
Hell, wie Deines Himmels Sterne,
Steht der Zukunft letzte Ferne
Schön vor meinem Blick und licht.

Dann mit mutigem Vertrauen
Durch der Erde düstres Grauen
Folg' ich Deiner Stimme Ruf
Auf des Lebens öden Wegen
Froh dem Sonnenziel entgegen,
Dem mich Deine Weisheit schuf.

Vater! Dank, daß Du den Blinden
Deiner Wahrheit Sonne finden
Ließest, schau'n der Hoffnung Licht;
Dank, daß in des Kummers Tagen
Tröstend sanft zu meinen Klagen
Deiner Liebe Stimme spricht!

Bunsen war inzwischen gegen Mitte des März 1816 in Gotha gewesen und schon etwa drei Wochen später in Paris eingetroffen. Der nächste Brief aus der Mandelsgasse in Gotha ging an Monsieur Chr. Bunsen Dr., rue de l'école de médecine No. 4 in Paris.

Auguste schreibt zunächst am 24. April. Sie erzählt von ihrem wenig unterbrochenen Leiden, außerdem von Krankheit der Mutter und Tante (ledigen Schwester der letzteren), und von der großen Geduld des bisweilen selbst leidenden Geliebten. Dieser, unser Hey, fährt fort, nachdem er zunächst über das Verhältnis Bunsens zu Astor (s. Leben I, S. 95 und S. 100) und seinen Plan (I, S. 86 ff.) gesprochen:

„— — — Seit Du weg bist, habe ich eigentlich ein recht freudiges Leben geführt. Deine Liebe hat mich so sehr gehoben, daß ich mich aller vorigen Klagen schäme und ganz fest entschlossen bin, mein Glück immer recht zu erkennen. Neue geistliche Lieder sind die Blüten der schönen Zeit geworden. Vieles habe ich sonst gebessert; manches ist freilich zu spät gekommen.

Im ganzen aber haben die guten Leute unsere Ordnung beibehalten, gegen ihre Meinung, wie Lachmann schreibt. Weh thut es mir noch oft, daß sie mit mir so viel Arbeit haben. Indes ich schäme mich hernach wieder des Wehthuns. Wem so viel Liebe geschieht, wie kann sie der anders vergelten, als daß er sich ihrer recht erfreue? —"

Hey kommt nochmals auf seinen letzten Geburtstag zurück, gedenkt dankbar der Geschenke von Bunsen und Brandis und der Grüße aus Göttingen, indem er hinzufügt: „Abends war ich ordentlich betrübt, weil ich mich des Aberglaubens kaum erwehren konnte, es sei der letzte Geburtstag, den ich feiere, weil ich einen schöneren doch nicht mehr haben könne. „Es ist", schließt er, „doch nichts auf der Welt über der Liebe. Sei recht fröhlich und habe uns alle recht lieb! Wir alle, alle lieben Dich herzlich. Dein Hey."

In den Tagen vom 24. bis 29. Juni 1816 schreibt das Paar wieder nach Paris. Wir erfahren aus diesem Briefe, daß, während der vorige Brief geschrieben ward, Lücke in Gotha erschienen war und einige Zeilen angelegt hatte. Auguste schreibt: „Der freundliche, herzliche Lücke wird immer in meinem Herzen sein; er und seine Henriette [Müller aus Großbodungen im Eichsfeld] müssen es sich nun schon gefallen lassen, daß ich sie lieb habe. Leider konnte Lücke nur drei Tage bei uns bleiben; aber es waren schöne, genußreiche Tage, die mir immer eine schöne Erinnerung gewähren werden. Meine Krankheit führte sich auch weit anständiger auf als bei Ihrem Hiersein; man merkte wohl, daß Sie schon wie ein alter Bekannter von ihr behandelt wurden. Ein unbeschreiblich liebes Geschenk machten Wir Lücke durch einige Singstücke, worunter auch Ihr Lieblingslied ist. Zum erstenmal hatte ich durch Lücke den Genuß, ordentlich singen zu hören. Jetzt spiele ich die schönen Lieder recht oft; denn gottlob! kann ich mich wieder, wenn ich

gerade gute Tage habe, etwas mit Musik beschäftigen und habe viel dadurch gewonnen. — — —" Der übrige Teil des Briefes beschäftigt sich zumeist mit ihrer Krankheit und deren Erscheinungen und mit Ermahnungen an Bunsen, seine Gesundheit bei den vielen Studien nicht zu sehr zu gefährden. Hören wir nun Hey selbst:

„Indem ich jetzt Deinen lieben Brief einmal wieder ansehe, so erweist er mir auch schon im Augenblick, als Dein rechter Stellvertreter, einen wahren Freundesdienst. Er schließt mit den Worten: ‚Schreibe bald und froh in dem Herrn!' Aber eben kaute ich noch innerlich an einem Verdruß, den ich gestern Abend über unsere Turnschule hatte, deren Halbheit ich gern mit einem Schlage abhelfen möchte, Jahns Erfahrungen und Einrichtungen in seinem neuen Turnbuche in allem nachfolgend, da wir es doch nicht besser machen können. Die Anderen sagen: ‚Aber das geht nun hier einmal nicht; es ist drückend, sich einem fremden Willen so ganz hinzugeben u. s. w.' Das war mir nun nicht zu Sinn, und ich hätte vielleicht damit noch ein gut Stück Zeit mich abgegrämt; aber nun bin ich anderen Sinnes. Froh will ich Dir, Du guter, treuer Freund, schreiben, und recht will ich über mich wachen, daß ich bei Gelingen und Mißlingen allezeit recht froh in dem Herrn werde. (Hey hatte durch die Stellung an der Subtertia d. h. Vorbereitungsklasse des Gymnasiums, von der als in Aussicht stehend er in dem Briefe vom 9. August 1814 an Bunsen schreibt, Veranlassung genommen, die Turnerei in Fr. L. Jahns Sinne in Gotha einzurichten, und wahrscheinlich aus dieser Thätigkeit heraus sein oben genanntes Turnlied zum 18. Oktober geschaffen, sich damit in die Stellung eingeführt.)

„Es ist wohl leidig genug, daß, wenn man auch in einzelnen Stunden oder Minuten die Herrlichkeit des In-Gott-sein erkannt oder doch geahnt hat; wenn man auch sich und Anderen davon vor-

sagt, daß ein Leben außer der göttlichen Liebe und Freude keines ist, man dennoch oft so ganz davon abgezogen wird und dem Weltwesen gar hingegeben, da es einem dann, bei jeder kleinsten Not, gleich am rechten Halt und Zügel für sich, gleich an der rechten Stütze fehlt. Aber ich denke, es thut eben not, daß man beharrlich sei, mit Gewalt die zugefallenen Augen aufthue und recht sehe. So wird es ja wohl besser werden.

„So tritt mir immer Novalis, an dessen geistlichen Liedern man von der Verstandes-, auch Kunst-Seite vieles aussetzt und vielleicht aussetzen mag, in denselben Liedern recht wie ein heiliges, frommes Kind entgegen. Er — anders kann ich nicht glauben — er muß auch im Leben, zumal bei seinen Schicksalen, ganz Gott ergeben gewesen sein. Daher, glaube ich auch, kommt es, daß die rechte Innigkeit, die ich für das Höchste bei geistlichen Liedern halte und immer vor Augen, oft auch unter dem Dichten, soviel ich sagen kann, tief im Herzen habe, dennoch so selten meine Lieder recht erfüllt (?), weil sie noch nicht mein eigen, noch nicht in Fleisch und Blut gleichsam der Seele eingedrungen, sondern nur ein augenblicklich fremd hereinleuchtender Sonnenstrahl ist. Aber sie soll noch kommen; laß mich nur erst Pfarrer sein und so die ganze Woche, das ganze Jahr mit Gott leben, so muß es mir ja leicht werden, um so mehr, da auch Auguste schon durch ihr Leiden mehr und mehr dahin gewiesen und wohl von Natur schon weiter sein mag, als ich Stürmischer.

„Nun zur Beantwortung Deines Briefes in gehöriger Reihe. Lücke war einige Tage bei uns, schöne, freudenvolle Tage, in denen mir die Erinnerung jener früheren recht lebendig wieder hervorquoll. Er war sehr offen und herzlich; im Hause hat er gleich Aller Liebe gewonnen. Ich freute mich, daß er mit Kraft seinen Plan durchsetzte und seine schönen, schmeichelnden Verhältnisse in Göttingen (seit 1813 schon war er Repetent

dort gewesen, seit 1814 von Halle aus Dr. phil. und Magister und wurde 1816 Privatdozent in Berlin) zum Opfer brachte. Aber um jener bis jetzt sehr anmutigen Zierlichkeit willen, die Du getadelt hast, weil sie ihn zu sehr ins Äußere, in Wortspiel und Wortkunst zog, mußte er nach Berlin, und wird am hellen, kindlichen Brandis, der überall das Rechte hat, den treuesten Freund und an Schleiermacher und seinesgleichen die rechten Vorbilder in allem finden. Darum, wenn es ihm auch jetzt dort nicht recht gefallen sollte, wie sein letzter Brief um der äußeren Lage willen etwas mißmutig war, so bin ich doch ohne Sorgen. Er wird es schon empfinden, um so mehr, da er es so ernstlich meint und sucht. Beiläufig gesagt, weiß ich nicht, woher ich den Mut nehme, über ihn zu urteilen, da er mir in allem so weit überlegen ist.

„Das ist wirklich ein Elend, daß ich von meinem theologischen Wissen so gar wenig behalten habe und daß es mir jetzt so ganz an Zeit fehlt, viel zu arbeiten. Aber es muß dennoch sein. Denn so gar ungleich darf ich Euch nicht sein, wenn das innere Band sich nicht nach und nach etwas lösen soll.

„Gott segne Dich in Deinen Arbeiten! Recht herzlich freut es mich, daß Dir dort alles so wohl gelingt. Ich betrachte es als ein Zeugnis, daß Du auf dem rechten Wege bist. Jetzt wirst Du bald nach Italien gehen, und bist Du einmal wieder bei Astor, so werden alle Zweifel schweigen, die sich den Freunden hie und da aufdrängen. Magst Du denn auch früher die indische Reise beginnen, wohl, so wirst Du nur um so eher Deinen hohen Zweck erlangen; und in Europa oder in Asien — die es redlich meinen und sich herzlich lieben, sind überall sich nahe. Die letzte Zeit aber vor der Reise, davon Du uns auch einen schönen Teil gönnen wirst, soll recht freudig genossen werden und ohne Sorge; denn der über dich wacht in Deutschland oder Frankreich, weiß Dich auch in Indien zu halten.

„Vielleicht, wenn es die Verhältnisse wollen, könntest Du noch ein Bild meines Pfarrerlebens mit Dir nehmen; denn ich bin der älteste der hiesigen Kandidaten. Mir wäre es sehr erwünscht, und bei der Rückkehr könntest Du Dich dann gleich einheimisch finden.

„Der treue Brandis ist noch immer in Berlin. Um seines Herzens willen (das damals eine, zwar vorübergehende, bittere Täuschung erlebt) wünschte ich wohl, daß er nun die italienische Reise beginnen könnte, die ihn zerstreuen, die ihm in den Denkmälern der Kunst ein neues Leben aufschließen und — besonders — die ihn in Deine Arme führen würde. Auch wir hoffen ihn vorher zu sehen.

(In seinen „Erinnerungen", Bunsens Leben I, 63, erwähnt Brandis bei seiner ihm mit Hey gemeinsamen Bescheidenheit nicht des durch Daubs Vermittelung um Ostern 1816 an ihn ergangenen Rufs nach Heidelberg, von welchem wir durch Ernst Curtius' „Altertum und Gegenwart", 2. Band, Berlin 1882, erfahren; wohl aber davon, daß gleichzeitig, und zwar nach Dahlmanns nachträglicher Ablehnung, B. G. Niebuhr ihn zu seinem Legationssekretär für seine römische Mission ausersehen habe.)

„Lachmann geht als Professor (am Friedrichskollegium) nach Königsberg. Ihm und besonders dem guten Brandis bin ich in dieser Zeit vielen Dank schuldig geworden, der Gedichte wegen, die ihnen so viel Mühe gemacht haben. Wirklich haben sie mich durch das Buch überrascht. Es war mir ein ganz eigenes Gefühl, diese Lieder (wir sehen: Hey braucht stets dieses Wort ganz allgemein für „Gedichte"), die — besonders hier — mir ganz allein bekannt und vertraut waren, so öffentlich auftreten und, wie andere Gedichte, Ansprüche machen zu sehen. Erst wurde mir wirklich ängstlich zu Mute. Nach und nach hat die Freude wegen des öffentlichen Auftretens und besonders die

Zierlichkeit des Äußeren mich mit dem Buche vertrauter gemacht. Übrigens stehe ich der Beurteilungen wegen noch in einigen Sorgen. Brandis hat recht gehabt, Reimers eigenem Gefühl zu vertrauen. Dieser hat sehr freundlich geschrieben und zehn Louisd'or geschickt, beträchtliche Erhöhung verheißend, wenn er Absatz finde.

„— — Agricola grüßt herzlich, ebenso Grosch's. Lebe wohl und schreibe bald und ausführlich. Alles, was Dir von außen und innen widerfährt, geht auch mich an; Dein Streben und Thun hilft meinem auf." —

Am 23. Juli traf Bunsen in Florenz ein. Wir verweisen hier auf sein Leben I, S. 99—108. Dorthin (pr. Adr. Mr. Morelli Guintini) richten sich nunmehr die nächsten Briefe von Auguste und Hey. Aus dem Briefe der ersteren führen wir nur einige Zeilen an: „Von unserem Leben und Weben sei Ihnen genug, zu hören, daß wir froh und glücklich sind; in der unendlichen Liebe meines W. kann ich ja nicht anders als sehr, sehr glücklich sein; ein Blick auf dieses unser inneres Glück verscheucht jeden trüben Gedanken und läßt alle Unannehmlichkeiten mit frohem Herzen und Dank gegen Gott ertragen." Hey schreibt am 30. August:

„Lieber Bunsen! Nicht ganz ohne Erschrecken und Betrübnis ist es abgegangen, als ich las, daß Dir Astor doch auf gewisse Art einen Strich durch die Rechnung gemacht hat. Deine Reise und Dein Plan waren mir so lieb geworden, weil sie etwas so Großes bezweckten; und nun, wenn sie auch nicht ganz unterbrochen sind, liegen ihnen doch wohl viele Hindernisse im Wege, so daß es Dir gewiß weit schwerer wird, alles gehörig auszuführen. Doch Du bist getrost; das ist die Hauptsache. Alle Hilfe von außen her, von den Menschen, steht dem Mute nach, der sich selbst wieder neue Wege schafft. So, hoffe ich, wirst auch Du Dir schon einen neuen bahnen, wird auch Dir

die höchste Hilfe nicht fehlen, die ja alles Gute fördern muß. Schmerzlicher ist Dein Kummer um die Deinigen. Gott helfe, daß er bald gehoben werde; Er allein kann es.

„Jetzt wirst Du den guten Brandis haben oder doch in wenig Tagen sehen. Möge er recht lange bei Dir bleiben können oder Du ihm bald nach Rom folgen. Auf Niebuhr, dessen Geist und Herz Du ja schon lange kennst, wirst Du Dich herzlich freuen. Auch wir haben ihn gesehen; es könnte mir bisweilen scheinen, als ob wir stolz darauf sein dürften. Aber die Wahrheit zu sagen, haben wir doch nicht das Berühmteste an ihm gesehen: seine Tiefe, seinen Geist, seine Kenntnisse, sondern nur das Schönste: seine Herzlichkeit gegen Brandis; und das ist mir vollkommen genug. — — —

„Ich sollte jetzt eigentlich gar nicht weiterschreiben. Ein übermäßiger Schnupfen verwirrt meinen Kopf, ich kann keine vernünftigen Gedanken fassen. Doch kann ich mich unmöglich entschließen, Dir gar nicht zu schreiben; und den Brief warten zu lassen geht auch nicht, weil Brandis den heutigen Tag für Florenz bestimmt hat. Nimm also jetzt nur mit einem Teil Unvernunft vorlieb; Brandis hat den seinigen auch erhalten.

„Mit Deinem Briefe zugleich schrieb auch Reck einige Zeilen. Er hieß mich ein Exemplar der Gedichte an Eichhorn schicken. (Selbstredend ist Johann Gottfried E. in Göttingen gemeint, der Vater des berühmteren Kirchenrechtslehrers K. Fr. E. — geb. 1752, gest. 1827, nicht bloß als Vertreter der biblischen Theologie in seiner Zeit hervorragend, sondern auch, was wohl hier besonders in Betracht kommt, Dozent und Schriftsteller auf dem Gebiete der Literaturgeschichte, deren einziger Herold er in Göttingen lange Zeit gewesen.) E. Schulze sei, schreibt Reck, ästhetischer Rezensent für die „Göttinger Anzeigen“ geworden und werde mich strenge beurteilen. Erst kam mir das Ding nicht ganz recht vor; mein Bruder hat mich darüber halb

und halb beruhigt. Ich habe also Schulze ein für ihn schon zurückgelegtes Exemplar etwas schneller zugeschickt und ihn gebeten, wenn er will, es an Eichhorn kommen zu lassen, um es von ihm wieder zu erhalten. Ich konnte mich nicht entschließen, dem alten Eichhorn zu schreiben. Übrigens werde ich mich freuen, wenn das Buch etwas ausführlich, sei es so streng wie es wolle, beurteilt wird; bis jetzt kräht weder Huhn noch Hahn danach; dann würde doch darauf einige Rücksicht genommen; und wieviel sie auch daran tadeln mögen, so könnten sie doch nicht alles niederreißen.

„Hier habe ich just auch keinen großen Triumph erlebt. Wenn nicht der Graf S., der mich für seines Sohnes Unterricht sonst schlecht genug bezahlt, aller Orten und Enden sich des Büchleins angenommen, so wäre es hier vielleicht so wenig bekannt wie Münnichs ‚Heidenröslein‘ seligen Andenkens. Bei dem Herzog, der es vor etwa drei Monaten erhalten, ist es — so sagt mir die Kunde — glücklich bis zum Aufschlagen gekommen; übers Jahr vielleicht wird auch drin gelesen. Kurz, ich wollte, alle Litteraturzeitungen schlügen, wenn auch nicht an die große, doch an ein mäßiges Lärmglöckchen. Das sind nun die Sorgen der Autorschaft! Verzehrt sind die Louisd'or, die Sorgen bleiben; und so sehr man sich ihrer erwehrt, die Eitelkeit — noch dazu die gekränkte — plagt die arme Seele. Ich will mich aber schon verteidigen; es soll ihr sauer mit mir werden.

„Zürne nicht über das lederne Schreiben, bitte auch den guten Brandis darum! Gut schreiben konnte ich nicht des Schnupfens wegen, und gar nicht schreiben ging noch weniger — Euretwegen. Ich bin übrigens sehr vergnügt und hoffe auf allerlei gute Begebenheiten, als da sind: daß Du kommst, daß ich eine Pfarre kriege, daß wir uns dort sehr erfreuen, daß ich dort sehr arbeite und, soviel ich kann, werde, wozu

Ihr guten treuen Freunde und wozu ich selbst mich gern machen möchte: ein rechter, ganzer Mensch!

„Sei recht glücklich in dem schönen Italien mit dem deutschen Brandis und denke oft an Deinen W. Hey.

„PS. Nun habe ich doch noch vergessen, was mir so nahe war und was ich mir so bestimmt vorgesetzt hatte: Dir zu Deinem Geburtstage (Bunsen hatte am 25. August sein 25. Jahr vollendet) auch ein freundlich Wort zu sagen. Ich hoffe, daß der Himmel, der so freundlich über Dir waltet, nicht erst auf meine Vorstellung gewartet haben wird, Dir diesen Tag zu segnen."

Bunsen war vier Monate in Florenz, bis er nach Rom gelangte und hatte bald nach Gotha geschrieben. Wir verweisen auf seinen charakteristischen Brief an seine Schwester Christiane (Leben I, S. 106), welcher uns seine ernste Selbstbesinnung und strenge Selbstzucht zeigt, und hören, wie Hey den von Reck als Einlage an Lücke ihm zugegangenen Brief am 28. August 1816 geleitet:

„Es geht unmöglich, lieber Lücke, daß ich Recks Brief an Dich abgehen lasse, ohne ihm das Geleit zu geben: — — — Bunsen schreibt recht mutig, fast freudig, und so wird er sich, wird Gott ihm helfen. An Brandis haben wir große Freude gehabt; er blieb leider nur 1½ Tag; aber das hat mich nicht gehindert, so recht von Herzensgrunde froh zu sein über die unverdiente Freundesliebe, die mir Gott in Euch allen zugewendet hat. Euer aller ist gar sehr in Ehren gedacht worden. Auch Niebuhr habe ich gesehen und bin nun noch einmal so ruhig, da ich Brandis in seinen liebevollen Händen weiß.

„Wie geht es in Berlin? Brandis sagt, daß Du dort recht gut eingewöhnt bist, so gut Du außer Gr[oß]-B[odungen] gewöhnen kannst. Laß mein spätes Schreiben Dich ja nicht abhalten, mir recht bald Nachricht zu geben von Dir und von

allem, was Dich angeht! Nicht allein wir nehmen teil; alle unsere Freunde haben Dich fast über die Gebühr lieb und wollen von Dir wissen, vorzugsweise meine Geschwister, die Dich herzlichst grüßen lassen. Schreibe mir von Deinen Beschäftigungen, damit ich wenigstens mich an Deinem Thun erfreue, bis meines erfreulicher wird; erzähle von den Leuten dort so viel als Du nur weißt, vor allen von dem herrlichen Schleiermacher!

„Hast Du Nachricht von Lachmann, wie es ihm im neuen Wirkungskreise gefällt? Nach seinem fernen Norden wird meine Schreibfeder wohl selten reichen, sowie seine zu mir. — —

„Von Pfarrerstellen will mir noch nichts werden. Ein Anerbieten, im Darmstädtischen bei einem mediatisierten Grafen Pfarrer zu werden, mußte ich schon wegen der zu großen und schnellen Entfernung von A. ausschlagen. Niebuhr hat mich in Naumburg dem dortigen Oberpräsidenten empfohlen; ich soll mich nur schriftlich bewerben und Predigten und Lieder einschicken. Noch habe ich es nicht gethan. — — Ich weiß mich zu bescheiden; bald muß ich doch auch hier angestellt werden. Habe ich auch wenig, wenn es für A. nur ausreicht, so ist es mir gewiß genug. — —"

An Bunsen schreibt Hey am 21. Oktober: „Alles, lieber B., hat seine Zeit. Vier Wochen lang habe ich mir untersagt zu schreiben, bis ich erst mit dem Wiederholen zustande wäre, der Dogmatik nämlich, damit, wenn ja etwa das [vor der Anstellung erforderliche zweite] Examen und hinter ihm die Pfarre käme wie ein Dieb in der Nacht, ich da nicht mit Schanden bestehen müsse. (Wer die seltene Demut und Bescheidenheit des ausgezeichneten Kandidaten richtig schätzen will, der wolle in dem Schlußbande der „Thüringischen Kirchengeschichte" von Herm. Gebhardt, Pfarrer in Molschleben, dem Schwieger-

sohne Agricolas, den letzten Abschnitt Kap. 4, S. 225—237 nachlesen.)

„Dabei hoffte ich leise, vielleicht könnte ich Dir auch bald von einer frohen Entscheidung sagen. Aber noch ist über die Stelle, um die ich mich beworben, nichts entschieden. Doch — — schreibe ich frohen Mutes.

„Daß Du so großen Anteil an meinem Schnupfen und an meinen Stunden genommen, ist sehr löblich von Dir. Denn wirklich sind besonders die letzteren ein großes Übel. Wegen der Nichtanerkennung meiner dichterischen Verdienste aber laß Deine Sorge nicht zu groß sein! Ich habe mir oft selbst den Kreis gezogen, in dem die Lieder etwa leben würden; er ist wohl nicht zu weit. Übrigens hatte ich selten Zeit, an sie zu denken, weil ich anderes, nämlich theologisches Thun und Treiben, im Sinne habe. Je näher ich meiner Anstellung komme, desto herrlicher wird mir meine Wirksamkeit, desto lieber meine ganze künftige Lebensweise. Alle Einzelnheiten des inneren und äußeren Lebens, wie es meine Träume malen, fließen in eins zusammen. Ich sehe, daß nicht bloß Du Recht hast, von der Kunst Wahrheit zu fordern, sondern auch die Wissenschaft und das tägliche Treiben muß alles wahr und einig sein; ein Licht, ein Gedanke muß durch alles gehen; wenn es in sich etwas Rechtes und Vollkommenes werden soll. So aber soll mein Leben wirklich geistlich werden und muß es, wenn ich je zur Ruhe mit mir selber kommen soll. Ob ich jemals in der schreibenden Welt etwas leiste, das habe ich immer bezweifelt. Aber ein Pfarrer will ich sein, so gut ich's vermag, und für mich zuhause so, daß ich nicht erröten muß, jenes Amt zu tragen. — — —

„Kläglich sieht es übrigens immer noch mit meinem theologischen Wissen aus. Vor der Hand thue ich noch gänzlich Verzicht auf ein vollkommen gerundetes und folgerechtes System.

Bin ich doch selbst über die ersten Gründe des Glaubens ꝛc. ungewiß. Ein kläglicher Zwist ist zwischen meinem Verstande und Gefühl, oder wie man es nennen will. Vieles kann ich unmöglich hergeben und weiß doch nicht, wie ich's behalten will; vieles drängt sich mir auf und ich mag es nicht. Dabei bin ich aber nicht etwa in jenem schmerzlichen Zwiespalt, den mancher ehrliche Student zu seiner Zeit erlebt, wo es ihm ist, als müßte er seine Seele, sein ganzes inneres Leben jetzt hingeben oder empfangen. Ich sehe es viel ruhiger und außer mir an; worauf nach meinem Sinn alles beruht, den Glauben und die Liebe, die halte ich als das Erste und Gewisse vor Augen; die müssen alles in allem und ganz lebendig sein, wenn je was rechtes werden soll. Die genaue Erkenntnis der (hintennach beigebrachten) Gründe und der Gegenstände jenes Glaubens soll mir künftig ein ernster Zweck meines Studierens sein, sobald ich dazu die rechte Muße habe. Bis dahin will ich nur immer das festhalten, was allein auch mich halten kann. Keiner auch nenne das, was ich so in mir zu nähren und zu wecken suche, einen blinden Glauben, eine thörichte Liebe ohne Gegenstand. Im allgemeinen habe ich diesen Gegenstand so sicher, wie ihn jeder haben muß, der nicht gar zugrunde gehen will. Nur die einzelnen Bestimmungen, die Säume und Falten des göttlichen Gewandes, die besonderen Fäden des Verhältnisses, das zwischen Gott und den Menschen ist, anerkannt ist, die sind zu erkennen. Reißt ein solcher Faden, weil er nur vom Menschen geknüpft war, sei's darum: die Verbindung bleibt. Möge mancher einen anderen gerissen glauben, weil sein blödes oder übersichtiges Auge ihn nicht erkennen kann, so ist auch er noch nicht verlassen, denn er sieht andere. Nur wer sich selbst gar nicht mehr verbunden glaubte, weil alle Fäden zerrissen wären oder schienen, der wäre gar verlassen. Das erstere

aber darf nicht sein, sonst wären wir allesamt um alles betrogen.

„Dies ist mir deutlich geworden auch jetzt wieder, indem ich z. B. die Lehre von der Gottheit Jesu durchging. Der Sache kann ich nicht entsagen, ohne alles zu verlieren. Die (menschlich-verständigen) Bestimmungen und Ausmessungen aber kommen mir oft gar zu seltsam und fast lächerlich vor. —

„Wissenschaftlich freilich werden die Leute das nicht nennen; aber ich kann menschlich doch nicht anders. Wo ich noch fleißig studierte — zwar die Dogmatik nie recht —, da habe ich mich auch daran halten müssen, sonst hätten Gabler und Konsorten mich gänzlich über den Haufen geworfen. — — Jetzt muß ich zuerst historisch wiederholen, was ich wissen muß; dann will ich prüfen ehrlich uud freudig. Es kann doch nur Gutes herauskommen. Amen.

„Und nun allerlei temporalia:

„Den 18. Oktober haben wir hier gar schön gefeiert, d. h. das Gymnasium und die Turner. Denn die Feuer abgerechnet, war den anderen Leuten alles verboten. Die Turner aber sind erst angeredet worden von Agricola, haben dann einige Festtagsübungen und zuletzt Feuer gemacht, wobei sie abermals von Lossius mit recht hübschen Versen angeredet worden. Dann haben sie Lieder gesungen, auch ein neues von mir (s. u.) Endlich sind sie zu den anderen Feuern gezogen und zuletzt nachhause. Die Freude aber der jungen Leute und die unsrige und ihr Ernst — das läßt sich nicht so kurz beschreiben. Du magst Dir nur eben das Schönste denken.

„Von Lücke nur dies: daß er sich in Berlin äußerst wohl fühlt; daß er, wie E. Schulze gehört, mit sehr vielem Beifall liest, daß seine Predigt (s. u.) mir zwar etwas breit und an seinem Bilde, eines Weinstockes, gar zu sehr haftend, übrigens aber so recht innerlich und wahr und zu Herzen gehend vor-

gekommen ist. — — — Ullrich war hier, mit ihm zwei Susemihl. Der ältere, der mit Euch in Göttingen war, ist ein überaus niedlicher und liebenswürdiger Mensch. Es hat mir leid gethan, daß ich ihn nicht eher hatte kennen und lieben lernen, als nun, da er nach Holstein (Lauenburg?) gegangen ist. Der jüngere war besonders merkwürdig durch seine stille, rührende Liebe zu dem Bruder. Die Becker bleiben nach wie vor gar herrliche Leute. — — —"

Das obengenannte neue Lied lautet nach dem handschriftlichen Nachlaß wie folgt. Am Schlusse haben wir uns eine kleine Änderung erlauben müssen, um nicht durch wiederholten falschen Reim den Eindruck des Ganzen gestört zu sehen. Es versetzt uns lebendig in jene erste schöne Zeit nach dem Befreiungskriege, da man noch nicht „lugte und suchte nach Trug und Verrat".

An die Turner am 18. Oktober 1816.

Willkommen, wack're Enkel der Germanen,
Willkommen, Turnerschar!
So grüßen euch die Geister großer Ahnen
Am heil'gen Flammaltar.

Versteht den Gruß! Er mahnt an große Thaten,
Wie Hermanns Zeit sie sah;
Er deutet hin auf Leipzigs Leichensaaten,
Wo Großes jüngst geschah;

Erinnert an des Vaterlands Gefahren
Und wie's gerettet ward;
Und daß ihr sollt die Freiheit treu bewahren,
Die jetzt, wie ihr, noch zart,

Doch einst als unerschütterliche Eiche
Tief ihre Wurzeln schlägt,
Wenn ihr nur sorgsam ihre jungen Zweige
Als deutsche Männer pflegt;

Wenn, nie entweiht zu Sklaven, jede Fessel —
Wie süß ihr Lohn auch schmeckt —
Euch schändlich dünkt, wenn nie im Wollustsessel
Das Laster euch befleckt;

Wenn jeder schwört: für Wahrheit, Recht und Treue
Zu opfern gern sein Blut,
Und jeder sorgt, daß nimmer er entweihe
Solch heil'ges deutsches Gut! —

So schützet denn die junge, deutsche Eiche
Durch Tugend, Kraft und Mut!
Schließt dicht den Kreis und dieser Flamme gleiche
Die lichte Herzensglut! —

Kein Kundiger wird bezweifeln, daß dieses Lied nach der Melodie des Claudiusschen „Bekränzt mit Laub rc." von dem alten J. A. P. Schulz gesungen worden ist.

Aus dem an den obigen Brief von Hey angeschlossenen ausführlichen von Auguste vom 22. Oktober teilen wir nur einige Zeilen mit:

„— — — An quälenden Äußerlichkeiten und oft auch Innerlichkeiten fehlt es bei uns nicht; aber mein Glück durch Wilhelm und das innigste Vertrauen unter uns macht alles leicht; und ein Blick auf meine Krankheit, die mir ja so deutlich gesagt hat, daß in jedem auch schlimmsten Falle das Vertrauen auf Gott feststehen muß, beruhigt mich, wenn ich auch recht schmerzlich aufgeregt bin. Was am schwersten zu beschwichtigen ist, ist der Mutter oft trübe Stimmung, durch vielfache Sorgen veranlaßt. Das geht mir natürlich ins Herz. — — Was aber meine eigene Person betrifft, so bin ich recht innig froh und zufrieden; unsre Zukunft muß ja immer näher rücken; und müssen wir gleich unser ganzes künftiges Leben uns erst erwerben, so hilft uns ja der Himmel und wir sehen schönen Tagen entgegen; wollen sie ruhig erwarten und auch die jetzigen nicht verschmähen.

„Wir haben Ernst Schulze vier Tage lang hier gehabt und uns recht sehr darüber gefreut. Er hat unser aller Herzen sehr gewonnen und auch er war hier recht heiter und allerliebst und sagte, es hätte ihm wohlgefallen. Ich wollte, es wäre wahr. Durch die Mitteilung eines gar lieblichen Gedichtes: „Die bezauberte Rose“ hat er uns einen großen Genuß gebracht; wir hatten es so lieb, daß es in der größten Schnelligkeit abgeschrieben wurde, und ich bin jetzt in seinem Besitz, gar zierlich von Hey geschrieben. Wären wir ihm vorher noch nicht so gut gewesen, mit diesem Gedicht hätte er sich uns ins Herz hineingelesen. Nun wird er wohl bald von seiner Reise zurückkommen; doch werden wir ihn rückwärts nicht sehen*). — —

„Hey ermahnt mich, nicht zu lang zu schreiben; er fürchtet, ich komme wieder zu sehr ins Gären. — — — Sie haben bei Ihrem Hiersein, glaube ich, Malchen Löffler gesehen; sie ist die Braut des Herrn Thiersch in München. — — Vergessen Sie mich nicht und leben Sie glücklich. Ihre Freundin Auguste.“

Eine andere Tochter des Generalsuperintendenten Löffler in Gotha, Julie, war die Gattin des uns längst bekannten Archidiakonus bei St. Margareten daselbst, Karl Hey.

Von Auguste liegt uns ein langer Brief an Lücke vom 26. Oktober desselben Jahres vor, aus dem wir erfahren, daß es der schöne Herbst des Weinjahres 1811 war, wo sich Wilhelms Herz und das ihrige schüchtern gegen einander öffneten

---

*) Hier ist zu vergleichen, was z. B. K. Barthel von den Stanzen Schulzes, „den melodischesten ottave rime der deutschen Sprache“, in der „bezauberten Rose“ preist. Von Herm. Marggraff erfahren wir, daß Schulze im Herbst 1816 eine Fußwanderung nach den Rhein- und Main-Gauen gemacht, daß er daran dachte, auf Jahre nach Italien zu seinen vertrauten Freunden zu gehen. Sein früher Tod durchschnitt Pläne und Hoffnungen.

und „den dauernden, schönen Bund eigentlich schlossen, wenn auch nur ganz im Stillen“, als Hey von Göttingen zurückkam und sie dann miteinander zu Heys Schwester reisten. Sodann beschäftigt sich A.s Brief viel mit Lückes Braut, Henriette Müller, mit einer Predigt, die Lücke gesandt, und mit den früher zurückgelassenen Liedern; „mir ist's“, schreibt sie, „bei diesen immer noch, als hörte ich Ihre Stimme.“ Der Brief erzählt uns auch, wie vor acht Tagen Briefe von Bunsen und Brandis eingelaufen seien, wie letzterer gar schön und liebevoll schreibe, „doch von sich selbst kein Wort“.

Am 24. November 1816 war Bunsen in Rom eingetroffen. Es ist nicht zu bezweifeln, daß er von den herrlichen Empfindungen, welche hier aus Natur- und Menschenleben in ihn eindrangen, von dem neuen Eindruck einer milden Dezemberluft unter klarem Himmelsblau, wie von dem überwältigenden Geiste eines Niebuhr und dem frommen Sinne der Cornelius, Overbeck und Genossen, von den Denkmalen der alten Zeit wie von den historischen Zeugnissen so verschiedener Jahrhunderte, von der Wohlthat endlich, dies alles mit dem für alles Gute, Wahre, Schöne so kindlich empfänglichen Brandis teilen zu dürfen, auch seinen geliebten Freunden in Gotha berichtet hat. Wahrscheinlich hat er jenen hervorragenden Brief Lückes vom 3. November, den er also noch in Florenz empfangen, von Nippold (Bunsen I, S. 91) mitgeteilt, an Hey gesandt; ein anderer Brief Lückes wird es nicht sein, von dem Hey in den folgenden die Rücksendung begleitenden Zeilen redet:

„19. Dezember 1816. Lieber Bunsen! Viel Zeit habe ich nicht, aber ohne ein paar begleitende Worte kann ich unmöglich Lückes Brief abschicken oder vielmehr bringen, bis Nürnberg nämlich. Denn wirklich ist mir in diesen Tagen ordentlich gewesen, als reiste ich zu Euch, weil ich Euch 30 Meilen näher

komme! Ich begleite nämlich mit meiner Schwägerin Julie ihre Schwester Malchen nach Nürnberg, wo wir Thiersch aus München treffen werden, der sie als seine Frau mit nach München führt. Für uns ist es freilich mehr eine Not- als eine Lust-Reise, denn das Wetter ist schändlich und wir werden nichts thun, als uns hinfahren lassen, dort die Leute trauen sehen und schnurgerade wieder umkehren. — —"

Hey erzählt weiter, wie fast alle Insassen des Hauses der Frau Pfarrer Grosch leidend seien. „Gott gebe", schreibt er, „daß alles gut ende! Gewöhnte man sich nicht an alles, so müßte mir wohl manchmal der Mut ausgehen, wenn ich so das ganze Elend ins Auge fasse! Dabei wird aus meinem inneren Menschen eben auch nicht viel. Doch — Punktum. —"

Dann fährt er fort: „Über Lückes Brief, den ich seiner Anweisung zufolge gelesen habe, ist meine Freude groß gewesen. Möge doch alles recht gut fortgehen und mögen alle seine Hoffnungen sich bewähren! Bei solchem Eifer, unter solchen Umständen und besonders neben solchen Männern — wie wird er herrlich gedeihen und schöne Früchte bringen! Nicht leicht wird sich wieder ein Verein von solchen Leuten zusammenfinden, wie die beschriebenen (Schleiermacher, Neander, de Wette) sind. Neander, wie er hier vor mich gestellt ist, ist ein sehr schönes Bild eines echt christlichen Mannes, aber vielleicht mehr eines Pfarrers als Professors, obwohl auch eine solche Treue und Wahrheit und Frömmigkeit nicht ohne die segensreichsten Wirkungen für das Herz des Lernenden bleiben kann. Wie gerne möchte ich ihm nahe kommen! Aber da gebricht es gerade an allem. Mir fehlt fast gänzlich die Zeit, in die Geschichte weiter einzugehen, insofern sie sich nicht bloß um Dogmen und Streitigkeiten dreht. Mir fehlt eigentlich sogar noch die rechte Vertrautheit mit der Bibel selbst, die rechte

Freundschaft dazu, Zuversicht darauf, wiewohl ich doch jetzt schon täglich mehr fühle, daß es ohne Bibel gar nichts ist.

„Nur, um wieder auf Neander zu kommen, sollte er doch das ernste Streben nach Wahrheit nicht verkennen und hassen (?), wenn er sich guter Sache bewußt ist. Ich werde meiner Lage und meinem Sinne nach mich wohl nie, auch in der schönsten Muße, recht mit Prüfungen abgeben können, sondern glauben müssen; aber das fühle ich: eben weil es das Heiligste ist, so muß es das Wahrste sein, und würde mir ein wirklich unsicherer Grund aufgedeckt, so ließe ich wohl das Ganze auf einmal fahren. Einem Professor aber und Geschichtforschor ziemt es, selbst zu prüfen und ganz festzustellen gerade das, was ihm das Liebste ist. Auch müßte sich das mit Frömmigkeit und Liebe wohl vertragen.

„Gott gebe Dir im neuen Jahre viele Freude und lasse Deine Muße zu etwas recht Großem und Seiner Würdigem gedeihen! — — Schulze schreibt auch mir nicht; aber unrecht hat Lücke doch zu schmollen. Ich weiß gewiß, daß Schulze uns alle lieb hat. Aber er liebt einmal das Schreiben nicht. Schreibe ja recht bald Deinem W. Hey."

Weder Hey noch die in Rom lebenden Freunde wußten, daß Schulze schon bald nach seiner Herbstreise von dem schweren Brustleiden befallen wurde, welches seinen Ausgang im frühen Tode fand! —

Inzwischen war von Lücke wieder ein Brief angelangt, welcher im Januar 1817 von Hey und A. beantwortet ward. Aus dem langen Briefe der letzteren teilen wir nur wenig mit; sie findet immer neue Worte, um ihr liebevolles Herz auszuschütten; denn „von jeher" — so schreibt sie — „hing ich mit ungeheurer Gewalt an den mir teuren Menschen." — — „Jedesmal, wenn ich Ihren Brief lese, fühle ich mich um etwas besser und dem Himmel mehr zugewandt, mit

neuer Freude und Liebe erfüllt." Hey schreibt am 19. Januar:

„Viel, viel Glück zum neuen Jahre, das für Dein ganzes Leben so wichtig werden wird. Ehe es zu Ende geht, ist es doch sicher entschieden, wo oder vielmehr daß in Berlin Du bleibst und dort im Verein mit den trefflichsten Männern zu dem segensreichsten Zwecke arbeitest. Aber kämest Du auch anderswohin — wer solche Liebe zu seiner Wissenschaft im Herzen trägt, wen Gott so zur Verkündigung derselben beruft, der ist überall an seiner Stelle; denn überall wird er die jugendlichen Gemüter für das Rechte entzünden und erwecken. Und das thut diesen gar sehr not. Es ist betrübt anzusehen, wenn den jungen Leuten fast nichts fremd bleibt als Gott und Glaube! Das liegt freilich zum Teil an der besonderen Art oder Unart dee Lehrer; aber mehr oder weniger mag es doch an allen gelehrten Schulen der Fall sein. Die beständige Beschäftigung mit dem klassischen Altertum, die Liebe, die wenigstens die Besseren dafür empfinden müssen, wird in ihnen eine Empfindung werden, wie in Schillers ‚die Götter Griechenlands'; der sinnliche weltliche Heldenmut wird jedes kühne Herz ergreifen und jene stille überweltliche Standhaftigkeit und Aufopferung des Christen ihm verhaßt (?) machen. Freilich soll ja wohl überhaupt für den gebildeten Menschen eine Zeit sein, wo er den Glauben außer sich sieht und mit freier Wahl ihn wieder ergreift, um sich dann desto treuer zu der einzig als sicher erkannten Stütze zu halten. Aber wie viele gehen auch darüber verloren! Darum wünsche ich Dir tausendfach Glück zu dem schönen Beruf, der für Tausende segenbringend werden wird. Dann wird Dir auch das verliehene Glück in Deiner Liebe zwiefach wert sein und Menschliches und Göttliches wird eins das andere durchdringen und erhalten. — —

„Meinen herzlichsten Dank für Dein liebes Geschenk! (Nur

die erste Druckschrift Lückes kann gemeint sein, die 1816 zu Berlin erschienen war: ‚Über den neutestamentlichen Kanon des Eusebius von Cäsarea‘.) Noch habe ich nur ohne den Autor darin gelesen; indeß erklärst Du so deutlich, was dort steht, daß man es fast supplieren kann. Nächstens aber hole ich den Eusebius und werde dann noch einmal recht eifrig alles lesen. A., die ein klein wenig Aberglauben mit Euch Freunden treibt, hat schon sehr darauf angetragen, auch dieses Buch in ihrem Schrank zu haben, wo andere von Bunsen und Brandis stehen. Ferner will sie auch Deine Predigt nicht gern ausliefern, obschon ich ihr gesagt, daß sie für den Druck bestimmt ist. Hast Du sie also noch einmal, so laß sie uns; denn auch ich werde diesem uns vertraut gewordenen Exemplar nur ungern entsagen, selbst wenn ich ein gedrucktes dafür haben könnte. Ich verspreche Dir auch, daß sie bei uns nicht veralten soll; oft noch wird sie uns Freude und Erbauung geben. — —“

Hey kommt nun auf die Nürnberger Reise und erzählt: „In Bamberg hörte ich ganz zufällig von Studentenstreichen, aber den edelsten: wie nämlich ein gewisser Ullrich in Erlangen die Rechte der Renoncen gegen die Landsmannschaften mutig verteidigt habe und gern Jahns Burschenschaft einführen wolle. Das war unser lieber Ullrich. Ich suchte und fand ihn zu meiner und seiner großen Freude. Da er mit dem jungen Niethammer aus München zusammenwohnt, der Thiersch’ Schüler ist, da sie überdies zu Weihnachten nach Nürnberg gewollt hatten, so wurden sie bewogen mit uns zu reisen. Ullrich und ich waren in dem einen Wagen allein. Vielfach wurde Euer, am meisten Deiner gedacht. Gott gebe, daß Du unter Deinen künftigen Schülern noch recht viele solche habest, so treu und warm an Lehrer und Lehre hangend! Ob er gerade sehr tief in die Wissenschaft eindringt, weiß ich nicht; daß er aber der edelste, treueste und gewiß darum auch der wirksamste Pfarrer

wird, das verbürgt sein frommer kindlicher Sinn. Sie blieben in Nürnberg während der ganzen Zeit bei uns als Hochzeitsgäste; Ullrich insbesondere führte mich zu allen Sehenswürdigkeiten umher, die durch seine treue, fast schwärmerische Anhänglichkeit an das Altväterliche nur um so anziehender wurden. — Er denkt zu Ostern zu Dir zu kommen und bei Dir noch zu studieren. Ihr guten lieben Leute, auch jene fröhlichen Stunden, die mir so unerwartet auf der Reise wurden, danke ich Eurer Liebe". (Ullrich ward, wie wir wissen, Philologe.)

„Wie sehr wir danach verlangen, Dich einmal wiederzusehen — — das brauche ich Dir nicht zu sagen. Laß es nur recht bald sein! Einmal noch sollst Du uns in Gotha finden, dann — hoffe ich — auf dem Lande, wo wir noch manches Jahr einige Blütenwochen Deiner Ferien in Lust und Freude zubringen werden, Du mit den Deinigen, ich mit den Meinigen. — Nichtwahr? Auch Dir wird es wohlthun. — — Viele Gedanken gehen mir im Kopfe herum, wie ich als Pfarrer recht viel Gutes stiften will. Daneben mache ich auch Erziehungpläne für den fünfjährigen Knaben meiner Schwester, der nach dem Willen ihres verstorbenen Mannes rc. mir zufällt. — — Gott sei mit Dir und Deiner Freundin! —"

Am 17. Februar schreibt unser Hey an Reck nach Göttingen, nachdem „lange Zeit Nachsicht wie Ernst verloren gewesen", seiner „Faulheit im Schreiben Nehmen seliger denn Geben erschienen". „Du gewaltiger Recke", ruft er dem im Bunde der Freunde einst viel Geltenden zu, „der alten Zeit zu Liebe laß Dein weiches Herz über Deinen neuen Zorn siegen und schreibe wieder, wie ich denn auch verspreche, Deinen Zorn nicht weiter zu mißbrauchen. Ja, ließest Du Dich je so weit auf die Beine bringen, daß Du einmal nach Gotha kämest, so könnte man doch durch Aug' und Ohr von Dir nehmen und genießen, soviel man wollte; aber so gar ohne Nachricht, bloß noch

von den alten, obwohl kräftigen, Eindrücken und Drücken zu zehren, das reicht nicht aus. Auch von Dir selbst ist es schuldige Pflicht der Dankbarkeit gegen diese gute Stadt, die Dich gepflegt und geliebt, daß Du je und je nach ihrem Befinden fragst!" Bezeichnend genung, wie eine Prophezeiung von Recks völliger Vereinsamung bis in ein hohes Alter! Ebenso, wenn Hey fortfährt: „— — — Von Dir weiß ich so wenig, daß ich nicht einmal fragen kann als nur ganz Allgemeines: wie lange Du noch in Göttingen zu bleiben denkst, was Du treibst ꝛc. Setze mich bald in den Stand, genauere Fragen thun zu können. Gott behüte Euch! — —"

Recks Antwort auf diesen Brief ward, wenn auch erst um Mitte des April, durch Ernst Schulzes Zustand veranlaßt. Hey schreibt schon am 14. April wieder: „Dein Brief, lieber Reck, hat mich in große Bestürzung versetzt. Wie sehr ich auch wohl schon bisweilen von Schulzes äußeren und inneren Verhältnissen einen solchen Erfolg gefürchtet und mich mit trüben Ahnungen gequält habe, ach so ist das alles doch nur ein Spiel der Einbildungskraft, und die Wirklichkeit fällt darum nicht weniger schmerzlich auf, da ich mich immer der Hoffnung überließ, in diesen Tagen von Dir alles zu erfragen und zu hören, was mir Schulzes Briefunlust versagte. Und bei solchen Erwartungen malt sich alles so heiter, und ich war daher auf nichts weniger gefaßt als was ich jetzt erfahren muß.

„Unser Freund ist krank, gefährlich krank; und nun kann ich nicht dort sein, nicht wenigstens von Zeit zu Zeit meine Unruhe, Ungewißheit stillen, nicht meinem Verlangen genugthun, das ihm so gern zeigen möchte, wie nahe er mir, ich ihm angehöre, nicht mit Dir seine Pflege, die Sorge um ihn, die Freude bei dem ersten Wiederermannen seines Lebens mit Dir teilen! Im ersten Augenblick schien es mir wirklich unwidersprechlich notwendig zu Euch zu eilen; aber der Zwang der Pflicht und

Überlegung haben mich zurückgehalten. Wenigstens sind meine Gedanken in jedem Augenblick bei Euch, bei ihm, dem armen leidenden Freunde, und bei Dir, dem treuen sorgsamen Pfleger. O nicht eher wird man sich des schönsten Besitzes, der Liebe und Freundschaft, recht bewußt, fühlt es ganz, wie sehr man der Freunde, seien sie auch entfernt, bedarf, sie nicht entbehren kann, als wenn eine fremde Gewalt von außen hereingreift und das heilige Band zu zerreißen droht. Aber nein! Das soll es nicht. Wen Gott so reich und zum Segen, zur Freude für diese Erde geschaffen hat, den kann Er nicht so bald wieder uns entziehen. Unser Freund muß seine schöne Gottesgabe, sein innerstes Selbst, erst zu der rechten hohen Vollendung bringen, dazu sie bestimmt ist, daß wir alle, daß Tausende sich ihrer mit uns von ganzem Herzen freuen können. Und zu dieser Vollendung muß das jetzige Leiden, ist es nur einmal überstanden, unfehlbar und schnell führen. Das ist meine Hoffnung; die teilt mit mir meine Freundin, welche den herzlichsten Anteil an des Freundes Krankheit nimmt.

„Sage, wenn Du darfst, meinem lieben Schulze, wie sehr wir, A. und ich, um ihn bekümmert sind, wie wir ihm jeden Augenblick unsichtbar nahe stehen! Auch Agricola und Fr. Becker, die allein ich seit dem Empfang Deines Briefes gesehen, waren sehr bestürzt. Gott gebe ihm recht bald wieder Gesundheit und frohen Lebensmut, Dir aber und dem unbekannten Freunde Kraft, in der Erfüllung der angreifendsten, aber schönsten Freundespflicht auszuharren! Gieb mir ja recht bald Nachricht! —“

Im Frühling des Jahres 1817 war der schon erwähnte Wilhelm Thienemann, der nahe Schul- und Universitätsfreund unseres Hey, auf die Osterferien in seine Vaterstadt Gotha gekommen, und wir können leicht ermessen, wie oft und viel und mit wie inniger Liebe ihre Gespräche bei Bunsen in

Rom verweilten. Es ist nicht zu verwundern, daß Thienemann sich den Mitteilungen anschließt, welche um die Ostertage an die Adresse: „Monsieur le Docteur Bunsen (à la legation prussienne) à Rome“ abgingen.

Aus Augustes Brief viel mitzuteilen, müssen wir uns nach wie vor versagen. Nur wenige Zeilen aus ihrem langen Briefe vom 14. April: „W. Thienemann ist jetzt hier, nur auf kurze Zeit. Hey freut sich unbeschreiblich über ihn und wir auch. Er gehört noch in unsre alte Zeit, wo er recht oft bei uns war und wir ihn sehr lieb hatten. Bei uns ist er jedesmal sehr ernst; er scheint sich am wenigsten darein finden zu können, daß doch im ganzen es ganz anders bei uns ist als sonst; und das macht ihm ein schmerzliches Gefühl. Seine Mutter, die er zärtlich liebte, hat er auch nicht wiedergefunden. (S. oben den Brief vom 5. März 1815.) Übrigens ist er noch der liebe freundliche Thienemann. Ihm verdankt ja wohl Hey, Sie gefunden zu haben, lieber guter Bunsen, und alles das Glück, das wir durch Ihre Liebe haben. So verschaffen uns unsre Freunde aus der früheren Zeit so manche Freude, die für das ganze Leben aushält; denn unserem lieben Agricola verdanken wir auch viel; und ich kann mich nicht besinnen, daß wir es ihnen in der Art vergolten hätten. — — — Mutter, Tante und Karl grüßen Sie und Brandis recht herzlich und bitten um ein freundliches Andenken. Bleiben Sie recht gesund und seien Sie nicht zu fleißig in Ihrem schönen Rom! — —“

Eine Einlage von W. Thienemann ist uns erhalten, die wir zum volleren Verständnis beifügen:

„17. April. Einen freundlichen Gruß von einem Freunde, der Dich fast am längsten lieb hat, wirst Du, lieber Bunsen, um so lieber empfangen, da er Dir von Gotha und zwar von Heys Zimmer aus geboten wird. Denn auf Züllichau scheint

doch einmal der Fluch in Rücksicht auf die Fortsetzung aller aus der Fülle des Herzens in Liebe und Einklang angeknüpften Verbindungen zu ruhen. Ich habe zwar köstliche Stunden in meinem 5jährigen Exil und dem Lande der Freundschaft verlebt. Aber was hilft's! Euch und mir sind sie verloren, und eine Schilderung davon thut wenigstens Dir nicht not. Aber erhalte mir Dein volles, liebevolles Herz (ich denke mit Wehmut an die Zeit, als Du mir es zuerst schenktest), damit ich Dich wiederfinde, wenn Deine Nähe mir mein Suchen danach nicht vereitelt. Auf Johannis gehe ich nach Potsdam. Du wirst wohl irgend einmal in Berlin wieder anzutreffen sein."

Hey schreibt an demselben Tage: „Das einliegende Blatt an Dich, mein teurer Bunsen, ist soeben auf meiner Stube geschrieben worden. Thienemann war es ja wohl, der uns zuerst zusammenführte, dem ich also auch mittelbar alle die Freunde zu danken habe, welche mir wieder durch Dich geworden sind. Und nun — wie kommt es, daß ich Euch alle mir so viel näher fühle als ihn? — Manchmal haben wir uns wohl geschrieben; aber es war eigentlich mehr eine Pflicht als eine Freude. Wir haben nichts Neues mehr gemeinschaftlich; wir zehren bloß von der alten so schönen und innigen Vertraulichkeit; so muß doch am Ende eine Leere und Fremdheit zwischen uns werden, der ich nicht zu begegnen weiß. Jetzt ist der alte Freund hier und Gott weiß, mit welcher Freude und Liebe ich ihn empfangen habe. Noch ein paarmal lebte die ganze alte Zeit unserer Schuljahre vor mir auf, alle jene Einzelheiten des vertrautesten Umgangs, vielleicht fünf Jahre hindurch; aber ich fühle es wohl, das ist doch nur Erinnerung; jeder von uns ist in seinem besonderen Kreise anders geworden, und an das alte läßt sich kein neues lebendiges Band der Vertrautheit wieder anknüpfen. Ich gebe ihm dabei keine Schuld; er ist mir sehr freundlich und herzlich entgegengekommen. Er

selbst kann nicht dafür, weiß es vielleicht nicht einmal, daß ich in seinem Gedankenkreise ganz unter die anderen Menschen zurückgetreten bin, die früher mit ihm bekannt waren. Dazu ist er hier unter seinen Geschwistern und Verwandten, denen er Zeit und Teilnahme schuldig ist; auch die Regeln der Höflichkeit, die er nicht übersehen darf, die er von jeher sorgsam beobachtete, entziehen ihn mir. Ich darf mir nicht leugnen, daß wir eigentlich einander fremd sind. Denn ich selbst auch, wenn ich durch die fast willkürlich neu erregte Glut der früheren Liebe auf den Grund meines Inneren sehe, fühle mich zerstreut und halb gleichgültig. Mit Gewalt habe ich mich in seine Verhältnisse setzen wollen, habe mir von seinen Geschäften in Züllichau, Ansichten, Plänen, von seiner neuen Stelle in Potsdam erzählen lassen, nehme auch wohl an den Dingen selbst teil, soweit sie dem Verstande eine Beschäftigung geben; aber es ist nicht wie bei Euch, bei Dir, wo ich zu allem selbst zu gehören scheine, so wenig ich es auch eigentlich verstehe. Kurz, laß es mich aufrichtig bekennen: wir beide, Th. und ich, fühlen uns über die vergangene Zeit hinaus, ja meinen wohl gar jeder, daß der andere ihn nicht mehr fassen könne. Das schmerzt mich sehr; ich weiß mir aber nicht zu helfen und sehe voraus, daß dieses Zusammentreffen uns weiter auseinander führen wird als wir waren. Vielleicht irre ich mich auch und es wird besser. (Daß Hey hier richtig vermutet, beweist ein ganzer Cyklus von Fest-Sonetten, die er vier Jahre später zu Thienemanns Hochzeit mit Luise Jacobs aus Georgenthal gedichtet.) Sage doch, ist es Dir nicht auch so gegangen mit ihm selbst oder mit Schumacher? — (S. Bunsens Leben I, S. 12ff.) — Dazu kommt, daß ich jetzt in einer sehr schmerzlichen Sorge inbezug auf die Meinigen stehe, von der ich noch nichts sagen kann, die aber meine ganze Seele erfüllt und deren ich mich auch mit der größten Gewalt oft nicht erwehren kann.

„Eine andere Sorge ist mir schon seit lange der liebe treue Agricola. Ihm kann ich nie genug so große Liebe und Anhänglichkeit vergelten. Seit ich wieder hier bin, ist er gegen mich immer gleich innig und warm geblieben; und ich sehe deutlich, daß ich ihm näher angehöre als die Seinigen, daß mein Umgang oft seine Sorgen und sein Mißvergnügen beschwichtigt. Aber eben dieses immerwährende Sorgen betrübt mich. Er ist nicht zufrieden mit seinem juristischen Geschäftskreis und dieser selbst ist nicht günstig. Es giebt hier der Advokaten zu viele; ein gewisses Amt hat er nicht angenommen; jetzt ist es zu spät. Dabei bedürfte sein Herz so sehr der Liebe. — — — Auch hat er nicht Kenntnisse, Eifer und Mut genug, in irgendeinem Teile der Wissenschaft Ersatz zu suchen, so daß er sich immer mit einer Leere herumschlägt, die sein ganzes Gemüt verstimmt. Andere Umstände kommen dazu; in seinem Unmute geht er manchmal damit um, im Auslande einen besseren Wirkungskreis zu suchen. Ich halte ihn davon zurück, weil ich nichts davon erwarte, weil Deiner und Brandis' treuer, unermüdlicher Bemühungen ungeachtet es auch mit mir selbst mißglückt ist, weil er, wie vortrefflich und reich begabt als Mensch, doch als Gelehrter sich nicht auszeichnet. Auch seine Hoffnung auf den Geh. Rat. R. in Mecklenburg, einen sehr edlen Mann, der ihn achtet und liebt, kann mich da nicht bestechen. Der Adel bedarf in der Regel zu viel für sich selbst, muß für sich zu viel bittweise erlangen, als daß er sich der Bürgerlichen in rechtem Ernste annehmen und für sie wesentlich arbeiten möchte. Er muß doch hier bleiben; zuletzt kann es nicht fehlen, daß sein edles Herz und sein heller Kopf die gehörige Achtung und Benutzung finden. (Wer Fr. Perthes' Leben kennt, weiß, wie richtig Hey auch hier wieder vorausgesehen.).

„An Dich, Dein Thun denke ich täglich — warum soll ich's nicht sagen? — mit Bewunderung. Oft wohl will mir

die Bedenklichkeit aufstoßen, daß Du Deinem Glücke, Deiner Kraft zu viel zutrauest; ich möchte die Nemesis fürchten, die ich seit unserer Disputation im Jahre 1811 nicht wieder aus den Augen verloren habe. (Zu vergleichen Bunsens Brief an Agricola Weihnachten 1812; Leben I, S. 36.) Aber dann beruhigt mich wieder die Klarheit, mit der Du Deinen Zustand ansiehst. Ich denke, wenn Du — was freilich sehr viel ist — Dir selbst so bestimmt alles vor Augen hältst, worauf Du arbeitest, so mußt Du Dir ja wohl auch der Kraft bewußt sein. Am meisten aber beruhigt mich Deine Wachsamkeit: daß Du in diesem Streben nie die Verbindung mit der rechten Quelle, dem wahren Trost alles Lebens vergissest! So, dünkt mich, wirst und mußt Du von allem Übermaße fern bleiben; und meine Sorge ist nur, daß in solchem Forteilen ich auf meinem Wege nicht zu weit hinten bleibe, daß ich nicht Deine, Euer aller Liebe verliere, die mir zu einem Halt, zu einer Stütze geworden ist, ohne die ich Schlimmes fürchten müßte. Laßt sie mir immer bleiben! Und dann — das liegt mir jetzt sehr am Herzen, ich möcht's auch Dir recht ängstlich dran legen, Dir vor allem zur Sorge machen — erhalte Deine Gesundheit! Das ist auch an Brandis meine dringende Bitte. Wohl ist er kränklicher als Du, aber er achtet auch mehr auf sich. Laßt beide Euch das sehr angelegen sein! Mir ist oft sehr angst um Euch.

„Von Lücke erhalte ich oft Briefe. Seine Lage scheint immer besser zu werden. Auch andere Nachrichten von Berlin sprechen von der Achtung, in der er steht. Doch ich will ihm nicht vorgreifen; denn nächstens soll ein langer Brief an Euch abgehen. Das aber darf ich noch sagen, daß auch seine Liebe sehr viel beiträgt, mein Leben zu verschönern und daß ich Dir auch dieses danke.

„Viele herzliche Grüße an Dich und Brandis von Beckers,

Agricola ꝛc. Brandis insbesondere grüßt auch der zweite Ulrich (von Jena), der ihn in Berlin gekannt hat und mit gebührendem Respekt von ihm sprach.

„Fast scheint es, lieber Bunsen, als hätte ich gar zu viel geklagt. Ich kann Dir aber nicht helfen. Auch weißt Du wohl: wer im einzelnen klagt, der ist eben im ganzen glücklich. So bin ich's durch meine A., durch Euch, durch meine Hoffnungen.

„Antwortet recht bald, Ihr lieben Freunde; mir und meiner A. sind Eure Blätter zum Bedürfnis geworden; und mögt Ihr, wie weit immer, fortschreiten an Wissen und Thun; in der Treue wollen wir, die liebe Freundin und ich, Euch gewiß gleich bleiben. Dein Hey."

Wir dürfen uns in hohem Grade an dem Genusse freuen, den ein so wertvoller Brief, welcher dem Leser fast ganz und gar vorliegt, jedem Unbefangenen bereiten muß, sofern unser Hey, indem er schätzenswerteste Beiträge zur vollen Kunde von seinen Freunden liefert, sich selbst in bester Weise charakterisiert; wie denn in diesen objektiven Reflexen aus seinen Gemütstiefen der Zauber seiner Briefe begründet ist. Hören wir weiter, einen wie reichen Nachtrag zu der Biographie Ernst Schulzes von Marggraff neben anderem Köstlichen der nachstehende Brief von Hey an Lücke bietet: „27. April 1817. Vor allem, teuerster Freund, lies einliegenden Brief von Reck und freue Dich; dann magst Du hier weiter lesen. Ich kann Dir nicht beschreiben, welchen Eindruck diese Nachricht auf mich gemacht hat. Noch steht mir, wie im Augenblick selbst, der Empfang des Briefes vor Augen, wie ich zitternd und zagend ihn aufbrach und wie die ersten deutlichen Worte, die ich sogleich herausfand, mich erhoben und verklärten! Wie gut ist es, lieber Lücke, daß wirklich überhäufte Geschäfte und das Kommen und Gehen mehrerer nahen alten Bekannten u. a. mich nötigten, diesen Brief bis auf heute aufzusparen! Die Sorge um unseren Schulze hatte

mich tiefer erfaßt als ich dachte. Jene Zerstreuungen zwar, eine Predigt, die gleich damals gemacht und gehalten werden mußte, der Zwang, den ich mir anthat, den Besuchenden ein heiteres Gesicht zu zeigen, übertäubten mich; aber sowie ich an Dich geschrieben hätte, so wäre ja doch das unterdrückte Schmerzgefühl um so lebendiger wieder hervorgetreten, da mit Deinem Bilde der ganze Kreis der Freunde und so auch er, den wir verlieren sollten, sich um mich versammeln mußte.

„Ich habe mich bisweilen gefragt, was mir jene Sorge so gar schmerzlich machte und warum ich nicht Trost darin fand, ihn dort zu wissen, wo ewige Ruhe und Liebe ist. Die Antwort, wenn ich mich selbst recht verstanden, war, daß ich meinte, er müsse erst hier finden, was allein ihm die höchste Weihe geben, was sein ganzes inneres Leben und Wirken zu der rechten, seinen Gaben angemessenen Vollendung führen kann, den frommen Sinn, ohne den immer in seiner Seele jene Lücke bleiben müßte. die — ihm selbst halb bewußt — oft sein Inneres schmerzlich zerriß und auch seinen sonst so reichbegabten, besonders so kunstreichen Werken noch die volle, lebendige Seele versagt. Darum war es mir so schwer, ihn jetzt von der Erde scheiden zu sehen, ehe er auf ihr, und wir von ihm, die höchste süßeste Freude empfangen hatten, die er zu empfangen und zu geben ausgerüstet ist.

„Jetzt, nach dieser Krankheit — so spricht eine mächtige Hoffnung in meinem Herzen — jetzt werden meine Wünsche in Erfüllung gehen. Ich will kein Wunder erwarten; aber diese Krankheit ist mir wie eine Erneuerung, Wiedergeburt des körperlichen und geistigen Lebens. Was sie über ihn gebracht hat — jener innere Kampf, jene halbe Verzweiflung —, wird auch mit ihr scheiden. Die körperliche Entkräftung und Ruhe wird auch die Leidenschaft stillen; er wird zurückkommen von einem Verlangen, das gewiß unnatürlich und eine Irrung war

(wie ich nicht anders glauben kann nach dem sehr Wenigen, was ich davon weiß — denn wie hätte es sonst so ganz verloren und betrogen sein können! —); die Muße der Genesung wird ihm Gelegenheit geben zu stiller Beschauung seines Inneren, zu ruhiger Prüfung und deutlicher Einsicht dessen, was bis jetzt sein Leben verkümmerte, und dessen, was ihm not thut. Der göttliche Sinn (denn der ist ja auch der poetische), der ihm ursprünglich innewohnt, wird erwachsen und stark werden gegen alles, was vielleicht eine einseitige Erziehung, was sein ungeheures Unglück, was ein heller überwiegender Verstand durch jene irregeleitet in unseres Freundes Seele eingedrängt hatten. Und dann wird seine Gabe sich in ihrer rechten Fülle zeigen, und vielleicht wird ihn die rechte Liebe, die oben waltet, dann auch schon hier für seine Schmerzen entschädigen.

„Vielleicht sollte ich so nicht reden, weil ich jenes innere Zerreißen mehr durch Euch erfahren als selbst gesehen habe. Hier bei uns zeigte Schulze bloß die große Liebe und Treue, von der sein Herz überfließt, und — Du wirst mich gewiß nicht falsch verstehen — und lebte mit in der Freude, die sein Ankommen, sein Wesen um uns her verbreitete. Da schlummerte der Schmerz in ihm, und ich scheute mich ihn zu wecken. So kenne ich denn sein Quälen mehr von Hörensagen und meine wohl eben deshalb in den Gedichten, auch in der ‚bezauberten Rose‘ (ich weiß nicht einmal, ob Du sie kennst) jenen Mangel zu finden, der nun gewiß ganz verschwinden wird.

„Gott ist mit unserem Freunde; Er hat ihn erhalten, Er wird ihn auch segnen.

„Noch, Du lieber treuer Freund, noch habe ich Dir nicht für Dein schönes Geschenk gedankt. (Hier ist die zweite Schrift Lückes gemeint, die bald nach jener ersten erschien und seinen Ruf weiter ausbreitete: „Grundlinien der neutestamentlichen Hermeneutik und ihrer Geschichte".) Das liebe Buch hat mir schon

viele Freude gemacht und wird mir noch mehrere geben. Mag es wieder eine Täuschung sein, daß das Gute uns jedesmal bekannt vorkommt, ich habe nicht davon lassen können bei mir selbst zu behaupten, daß gar manches, ja vieles darin mit meinen früheren Gefühlen mehr als Gedanken übereinstimmt. Ich glaube gewiß, daß das Buch mich oft — wie sehr auch mein Weg von der gelehrten Exegese abgeht — von Verirrungen zum Rechten führen und auch an mir zum Segen werden wird. Gott wache über Dich auf Deinem Wege! Gar zu wohl thut es meiner Freundeseitelkeit (wenn ich es so hart nennen soll), daß ich jetzt in den Ferien, dieser Wanderzeit der Lehrenden und Lernenden, Deinen Namen mehr als einmal habe nennen hören, wie er genannt werden muß.

„In Berlin mußt Du bleiben. Wie sehr wir anderen Norddeutschen wohl bisweilen über den Übermut der Preußen in politischen und anderen Hinsichten zu klagen haben, so ist doch das gewiß, daß von Berlin aus der größte Einfluß, auch in geistiger Hinsicht, ausgeht. Man hat das vorher an dem bösen, französisch-frivolen Sinn gesehen, der von dorther überallhin nur zu schnell seine Wurzeln ausgebreitet hat. Jetzt muß auch von dort her wieder gut gemacht werden (eine Forderung, die mehr als einmal die Geschichte an Berlin oder, wenn wir lieber so wollen, an Preußen stellte und deren Erfüllung das Heil bedingte), und dazu sollst Du mit jenen herrlichen Männern wirken. Dabei fällt mir der Streit über die neuen kirchlichen Einrichtungen ein, der bei Euch jetzt geführt wird: erzähle mir doch etwas davon! Ich weiß nicht, ob ich Dir von dem Streit geschrieben, der hier um Löfflers Andenken zwischen Jacobs einerseits und — — und Konsorten anderseits geführt wurde: eine nicht mehr zu entschuldigende Rechthaberei und Trutz gegen einen, der sich nicht mehr verteidigen konnte; für eine zum Teil gute Sache (in Ermangelung der rechten

Waffe) Lüge, Verleumdung, Bannfluch aufgeboten; ein in mancher Hinsicht wohlverdientes, freilich erst durch erzürnte, beleidigte Liebe des Volkes gestiftetes Denkmal durch Neid und Rachsucht besudelt; endlich einen ganz unschuldigen Mann und eine sehr schöne erhebende Schrift von hinten her namenlos mit giftigen Bissen angefallen — das etwa ist die Hauptsumma.

„Die Aufforderung, sobald ich Muße habe, auch nach meinen Kräften für die Wissenschaft zu arbeiten, hast Du in ein offenes Ohr gelegt. Bin ich nur erst, wo ich sein soll, und ich habe dann Geschick und Kraft, so soll's am Willen nicht fehlen. So sehr werde ich mich ja nicht versündigen, nicht den Zweck meines hochherrlichen Berufes verkennen, daß ich nicht dem redlich nachforschen sollte, was ich andere lehren, in anderen erwecken will. Und gerade was Du vorschlägst, wird mir selbst so erhebend, so wohlthätig werden, halte ich für so nützlich und fruchtbar für das Volk, daß ich gewiß alles thun werde, um mein Scherflein dazu beizutragen. Gelingt Euer Unternehmen, wie muß da die Geschichte lebendig werden, von Neanders, von Deinem Sinn und Wort dargestellt! Aber so oft findet das Gute keinen Eingang, bleibt ein Fremdling unter den Menschen und muß wieder weggehen; so oft scheitert das Innere am Äußeren, besonders in solchen fortlaufenden Schriften; möge der Eurigen es nicht so gehen! (Hey hat wieder richtig vorausgesehen; die theologische Zeitschrift von Schleiermacher, de Wette und Lücke hat, 1818 eröffnet und Friedrich Bleeks Ruf begründend, nur bis 1822 bestanden und ist über drei Hefte nicht hinausgekommen.)

„Von meiner Anstellung will noch immer nichts verlauten. Viele Stellen sind offen, noch mehr aber sind Bewerber. Zum Unglück für mich haben einige derselben, die für sich selbst schon tüchtige Leute sind, dringende Empfehlungen. Mir ist vor der Hand nur die allgemeine Versicherung gegeben, daß bei dieser

Gelegenheit auch für mich gesorgt werden soll; das hat mir noch gestern Bretschneider gesagt, der sich sonst vor Versprechungen hütet. — —

„Michaelis sehen wir Dich gewiß, nicht wahr? — Wenn Du Pfingsten nach Bodungen reisest, hast Du wohl nicht Zeit genug zu uns zu kommen? Aber zu Michaelis rechne ich dann um so bestimmter darauf. Ach die Freunde alle und besonders Du gehören so sehr zu unserem Glück. Meine ich doch bisweilen sogar, die gute A. hätte mich nicht so lieb, wenn ich nicht Euch ihr zugeführt hätte! Gewiß ist keine schöne, trauliche Stunde, wo nicht Eurer Liebe, Eures Thuns und Wesens gedacht würde; kein Bild der Zukunft wird ausgemalt, wo nicht Euer Kommen die schönsten Farben geben, die schönsten Blüten in den Kranz unseres Lebens einflechten muß. Ja kommt nur, Ihr guten lieben Leute, und mögest Du recht bald nicht mehr allein kommen! Wie danke ich Dir's genug, daß auch Deine teure Freundin schon der meinigen so liebevoll nahetritt! O nicht wahr, sie wird sie lieb haben? Es thut der armen A. gar zu wohl; sie hat Dich, sie hat Deine H. schon zu sehr in das Herz geschlossen, als daß sie auch nur eines davon ohne großen Schmerz wieder herauslassen könnte. Wie könnte sie auch Dich so ganz zum Freunde haben, wenn nicht auch H. ihre Freundin wäre? Wie freue ich mich darauf, Euch beide einmal so bei uns zu sehen! Kommt nur, Ihr sollt es gewiß gut finden.

„Je mehr ich A. beobachte, auch die Zeit her, wo sie wieder kränklicher war und viel leiden mußte, desto besser sehe ich, wie mir in ihr das Allerköstlichste gegeben ist, ein rechter Trost, Licht und Freude meines Lebens. Auch wird mein Wesen, daran noch so viel zu bessern ist, durch ihre Nähe gewiß immer reiner, stiller und vollkommener. Ich muß ja erröten vor meiner Heftigkeit, die sie so geduldig und freundlich erträgt, vor der Härte, die mich noch bisweilen überfällt und die sie so

sanftmütig hinnimmt. Auch werde ich es bei ihr am schnellsten gewahr, wenn etwas Unlauteres an mir ist, und bin besorgt abzulegen, was ihr wehethun könnte. Ja so kann, so muß ja die Liebe bessern und beseligen. — —

„Mein Bruder und seine Frau, die Beckers und vor allem der liebe treue Agricola gedenken Deiner sehr sehr oft, auch noch viele andere Leute, darunter ich nur eine sehr liebe Freundin der A. nenne, die Frau Lossius. Du aber werde mir nicht stolz; denn der Menschen Liebe ist eine Gabe Gottes, die Er verleiht, wem Er will.

„Den warmen freundlichen Klenze habe ich gar nicht vergessen! Er sollte es billig gesehen haben, als er hier war; aber da war er ein wenig traurig. Ich freue mich, daß er Dich gefunden und Du ihn. O gewiß geht ein milder Friede, eine sanfte Heiterkeit auf alles um ihn her aus, wenn er selbst froh ist; und das muß er ja bei Dir sein. Gott segne Euch beide! — —"

Aus dem angelegten noch ausführlicheren Briefe der A. vom 15./25. April 1817 auch nur einen Auszug mitzuteilen müssen wir uns versagen, fügen nur zur näheren Erklärung der vorstehenden letzten Zeilen hinzu: Wer von Clemens Klenze, dem schon früher erwähnten, näheres wissen möchte, sei verwiesen auf Karl Lachmanns Biographie von Wilhelm Hertz (Berlin 1851), S. 3, 7, 13, 57, 70, 124, 133. Er starb schon im Sommer 1838. Er war es, der, als Vormund der Kinder Philipp Buttmanns, es durch seine Vorstellungen beim Ministerium in Berlin veranlaßte, daß dieses unterm 20. März 1833 die Beibehaltung der Buttmannschen Grammatik als Grundlage für den Unterricht im Griechischen durch alle Klassen anordnete; worauf dann in demselben Jahre die von Lachmann und Krüger revidierte 14. Auflage erschien, zu der am 15. Mai Lachmann das Vorwort schrieb.

Ein Rundschreiben Karl Recks an die Freunde über E. Schulzes Zustand, welches von Hey weiter zu senden war, veranlaßte einen neuen Brief Heys an seinen Lücke vom 8. Juni: „Recht tröstlich ist mir die weitere Nachricht über Schulze gewesen, wie auch sein erstes Gefühl nach der Krankheit gewesen sein mag. Die schmerzlichen Opfer und Entsagungen, die er sich jetzt auferlegt hat, sind gewiß heilsam. Von Grund aus mußte vertilgt werden, was so tief gegründet war in seinem Herzen; ein neues Leben muß er jetzt anfangen, und wie das heranwächst, muß ihm auch alles wiederkehren, was wahrhaft zu Schulzes Leben und Wesen gehörte, und nur fremdartig Hereingedrängtes wird verschwunden sein. — — —

„Ich trug ein paar Tage den schönen (auf Rom zielenden) Reiseplan, den Brandis mitteilt, wie einen Schatz mit mir herum. Was soll ich's leugnen, daß so viele Liebe, die von Euch allen unverdient mir widerfährt, mich rührte, daß ich so gern die schönsten Beweise derselben annehmen möchte! — Die Ahnung der Unmöglichkeit suchte ich dadurch abzuwenden, daß ich äußere Hindernisse gelten ließ und nur im Falle, daß diese selbst wichen, an Ausführung dachte. Doch Schulzes rührendes Entsagen hat mich klar gemacht. Auguste würde so gern wie möglich einwilligen; wäre vorher etwa mein zweites Examen und die Ordination, so könnte ich nachher auch wohl meine Schule aufgeben, Geld vielleicht beschaffen; aber doch darf ich nicht. Bei dem Antritt eines solchen Amtes, eines eigenen Hauswesens habe ich ernste und sorgsame Vorbereitungen nötig, und es ist nicht recht, dem Herzen nachzugeben, wo die Pflicht gebietet. Im anderen Falle, daß ich bis 1. August, bis Michaelis, vielleicht Weihnachten noch keine Stelle habe, was ebenso wahrscheinlich, kann ich es ohne Verwahrlosung meiner Pflichten noch weniger. So viel sehe ich jetzt ein. Und somit hätte ich freilich für immer der Hoffnung entsagt, Rom zu sehen. — —

Grüße den lieben Klenze recht herzlich und behalte mich in gutem treuem Herzen, wie ich Dich!" — —

Von Augustes begleitenden Zeilen nur ein Stücklein: „— — — W. hat Ihnen von einem sehr schönen Plan geschrieben. Nur so viel sage ich Ihnen, daß ich für meine Person gar nicht dagegen bin, sondern dafür. — — Aber von mancher anderen Seite finden sich Hindernisse, die reichlich erwogen sein wollen, namentlich in unserer Lage, wo so etwas keine Kleinigkeit ist. Bunsen und Brandis bitten auch mich so sehr, die Sache zu befördern; ach die guten lieben Leute! es würde mir vorkommen, als sähe ich sie selbst, als genösse ich alles selbst. — — Grüßen Sie Ihre Henriette, so schön ihr Lücke kann! — — —".

Trotz dem Wünschen und Hoffen seiner Freunde war Ernst Schulze am 29. Juni in seiner Vaterstadt Celle den Folgen langer Krankheit erlegen. Gleich nach dem Empfang der Nachricht von Reck schreibt Hey (ohne Datum) wieder an Lücke: „Von Reck kommen nur wenige tiefbetrübte Worte. Ich vermag noch nicht ruhig ins Auge zu fassen, wieviel mehr doch wohl er dabei gewonnen, wenn wir nur irgend den Ahnungen und Hoffnungen des liebenden Herzens glauben dürfen, als wir an dem gemütvollen, reichbegabten, liebenswerten Freunde verloren haben und beklagen. Mehr und mehr wird es sich ja aufklären, wird sein Andenken in freundlicher, trostbewußter Blüte unser Herz beruhigen. — Ich dachte es freilich anders. So liebe schöne Stunden dachte ich mir, wenn er vielleicht mondenlang in der Stille meiner Wohnung lebte, dichtete und sich über manches betrübte Schicksal erheiterte. — Doch so mag's wohl besser sein. —

„Auch an Dir, Du armer Freund, sind noch meine Hoffnungen fehlgeschlagen. Doch in Dir ist ja Leben und Kraft. Was Dir nicht geboten wird, wirst Du mit Gott schon anders-

wo erlangen. Er ist ja mit Allen, ist ja so sichtbar mit Dir und Deinem Thun! — Auguste grüßt und dankt; auch sie hat sich sehr betrübt. Grüße den guten Klenze und Abeken! [Ludwig Abeken von Bunsens Jugendfreuden ihm „der geliebteste“. S. Leben III, 589,] Agricola wird Briefe von uns bringen. Gott wache über Euch alle! Oft habe ich in diesen Tagen an den leidenden Brandis denken müssen. —“

Der treffliche Brandis war durch anfängliches Scheitern lieber Hoffnungen, die sich später dennoch erfüllen sollten, längere Zeit gebeugt. Dem „königlichen“ Bunsen bahnten sich die Wege leichter. Aus seinem Leben I, S. 104 und dem Lebensbilde seiner Gattin Frances (Franziska oder Fanny) geb. Waddington von Augustus Hare, deutsch von H. Tharau, S. 27, ist bekannt, daß Bunsen schon in Florenz nach Gesprächen mit Niebuhr erkannte, sein Plan, die Verwandtschaft der Sprachen des indogermanischen Stammes zu bestimmen, lasse sich auch in Europa ausführen. Wie einerseits diese Wahrnehmung dem folgenden Briefe unseres Hey als Voraussetzung dient, so anderseits die Verlobung Bunsens mit Fanny auf den Stufen des Kreuzes, das seit Jahrhunderten die Todesstelle christlicher Märtyrer in Rom bezeichnet, am 31. Mai 1817 im Colosseum, welcher dann am 1. Juli desselben Jahres in der alten Kapelle des Palazzo Savelli, der Wohnung Niebuhrs, in seinem und Brandis’ Beisein die Trauung folgte.

Dieses überraschende Ereignis war den Freunden in Gotha alsbald mitgeteilt worden. Hey schreibt am 22. Juli 1817: „Teuerster Freund! Indem ich hier den Monatstag schreibe, denke ich daran, daß es gerade heute vor drei Wochen war, wo Du die geliebte Hand faßtest, die Dich nun durch das ganze Leben geleiten soll. Wie gern bilde ich mir ein, daß jener Tag mit einem ebenso hellen Morgenrot, ebenso klarem, tiefem Himmel, ebenso reinem, goldhellem Sonnenlicht begonnen habe wie

der heutige; wie gern nehme ich alles zum Unterpfand, daß Dir jener Tag ein von Gott gesegneter, der Beginn eines schönen, freudigen, glücklichen Lebens gewesen sei! Wo das Herz ist, was das Herz begehrt und hofft, davon reden ihm auch gar gern Himmel und Erde. Doch was braucht's günstiger Anzeichen von außen für den, der bei sich selbst den Grund seines Glückes trägt, der die Erfüllung desselben sucht, wo sie am schönsten, am sichersten zu finden ist, in der Hand geliebter Menschen, an dem Herzen einer treuen, teuren Gattin!

„So segne denn Gott Dich und Deine geliebte Freundin und erfülle Euch alle die Wünsche, die in diesen Tagen wohl aus manchem Herzen für Euer Wohl gebetet haben, und gebe Euch alles, was eine solche Verbindung schön und segensreich macht; alles, dessen Du, dessen sie, Dein geliebtes Weib, würdig!

„Wie gern wäre ich jetzt bei Euch, folgte ich Eurer freundlichen Einladung für den Herbst! Aber es geht nicht; es wird nicht einmal möglich sein, daß ich künftigen Sommer mit den anderen komme! Und ich sähe Dich doch so gern in Deiner Liebe, Deinem Glücke recht bald; sähe so gern Deine Fanny, ihre Sorge für Dich, ihr ganzes Thun und Wesen, von dem sich jetzt meine Phantasie ein Bild schaffen muß, das dem Herzen doch nie klar, nie sicher genug ist. Darum hängt sich jetzt meine und A.s Hoffnung an das Jahr und den Tag, wo Du, nun um so viel eher, mit Deiner Freundin nach Deutschland kommen wirst. Nicht wahr, dann wird, wie sonst, Dein Weg auch über Gotha gehen und uns in unserer Einsamkeit finden?

„Aber dieser Tag wird nun um so eher kommen; Du hast nicht mehr in so weiten Fernen Deinen Zweck, Dein Los zu suchen, und kannst wieder bei uns sein, ehe wir unter dem Drucke der Jahre, der Arbeit und Verdrossenheit ganz versteint

und stumpf geworden sind. Denn das mag ich wohl bekennen, daß bei allem redlichen Willen mir wenigstens bisweilen einer von Euch recht nötig ist, damit die Freude an Euch auch eine neue Freudigkeit zu einem Euer würdigen Sinn und Thun werde.

„Fritz Becker, mit dem ich eben eine kleine Fußreise auf den Thüringer Wald machte, hatte eine Hoffnung, deren er, denke ich, gegen Dich selbst erwähnt: Ihr lieben Leute könntet ja die Reise nach Paris über Deutschland machen. Bei so langem Wege macht ein kleiner Abweg nicht viel aus; es sind doch an gar vielen Orten teure Menschen, die Dich wiederzusehen verlangen, besonders die Freundin zu kennen wünschen, in deren treue Hand jetzt das Glück Deines Lebens gelegt ist; und Deine Fanny selbst muß ja auch gern das Land sehen wollen, das ihren Bunsen geboren und erzogen hat, das Volk, dem auch sie künftig angehören wird. O welche Freude wäre mir's, wenn ich Euch vielleicht künftiges Jahr hier sähe, wären es auch nur wenige Tage, die Ihr uns gewähren könntet; und wie gern würde ich selbst gewaltsam den Zwang meiner Arbeiten von mir werfen und in eine andere nicht allzu entfernte Stadt eilen, wo ich Dich und sie fände! Doch ich will nicht zu schön träumen; das Entsagen thut hernach immer weh.

„Gewähret, was Ihr könnt, und seid überzeugt, daß wir auch das Kleinste mit Freuden empfangen werden! Vor allem aber, lieber Freund, sei nicht mehr so träge zum Briefschreiben! So vieles ist jetzt, wonach wir fragen möchten; und weil wir gar nichts wissen, können wir nicht einmal das! Ich bitte Dich, antworte auch auf das Nichtgefragte! Alles, was Deine teure Fanny, was Deine Liebe, Deine Beschäftigungen und Absichten angeht, ist hochwillkommen. Die Zeit, die Du uns dazu giebst, ist Dir nicht verloren. Zum zweitenmale wird das Glück genossen, wenn es sich zu einem Freundesherzen

ausspricht; und wahrhaftig — bei uns wird es nicht tot und unverstanden bleiben.

„Von meinem Bruder und seiner Frau und noch von manchen anderen, deren Du Dich noch wohl erinnerst, habe ich Dir herzliche und freudige Glückwünsche zu sagen. Man ist hier so gewohnt, Euch Freunde als zu uns gehörig zu betrachten, daß manche, die Dich kaum gesehen, über Deine Verbindung mir und A. gar vieles Rührende und Schöne gesagt haben. Eine Verbindung, der aus so vielen Orten nah und ferne teilnehmende Freundesaugen mit Rührung zusehen, für die aus manches Herzens Tiefe redliche, heiße Wünsche aufsteigen, ist wahrhaft heilig und mit Gott geschlossen, und Sein Segen wird mit ihr sein. So ist die Eure. Schreibe bald und ausführlich Deinem W. Hey."

Absichtlich wohl hat unser Hey in diesem Briefe mit keiner Silbe des schon über drei Wochen vorher erfolgten Hinscheidens E. Schulzes erwähnt. Scheint doch Bunsen erst gegen Ende des Monats Juli die Nachricht empfangen zu haben, wie wir aus seinem Leben I, S. 123, erfahren. Es ist wohl wert der Beachtung, was auch dort über Schulze zu lesen ist, der, wie Max v. Schenkendorf, „zugleich ein Sänger und ein Held", ebenso wie dieser des wiedergewonnenen Vaterlandes sich nur kurze Zeit hienieden erfreuen sollte. —

Ehe wir weiter gehen, möchten wir doch den Liebhabern polemischen Eiferns, denen Bunsen nicht viel mehr ist als der Vorläufer oder Herold des Protestantenvereins, empfehlen, a. a. O. nicht bloß S. 123, sondern S. 122 bis 126 recht aufmerksam zu beachten; es ist ja doch in der That aburteilen leichter als besser machen. Lassen wir uns durch den unseligen Hader der Parteien, der (wie kaum ein anderes) das Ansehen des geistlichen Amtes in evangelischen Volkskreisen zu schädigen geeignet ist, im Genusse der Freude nicht stören, mit der unser

Hey und seine reichbegabte Braut dem überaus glücklichen Entwickelungsgange ihres Bunsen folgen und zu dem glänzenden Haupte des schönen Freundeskreises neidlos liebend emporsehen.

Aus dem angelegten längeren Briefe der A. teilen wir nur wenige Zeilen mit, die davon zeugen: „Nun wahrhaftig, mein teurer Freund, einen überraschenderen Brief hätten Sie uns nicht schicken können! Was doch so ein schöner, liebenswürdiger, geistreicher und gelehrter Herr Doktor B. vermag! Und wenn man noch früher anfinge, so läuft der bewußte Herr Doktor einem doch den Rang ab und ist ganz plötzlich nicht bloß verliebt, sondern auch ein junger Ehemann, bevor andere Leute nur berechnen können, in wieviel Jahren ungefähr bei ihnen der große Schritt geschehen kann! Nun, man erlebt viel Kränkendes und muß sich fassen, so gut es geht!

„Nein — Scherz beiseite bei dem wichtigsten Schritt des geliebten Freundes! In mir ist's so voll der höchsten Freude, des Entzückens und Dankes, daß es mir schwer wird, dieses alles zu Worten kommen zu lassen. Könnte ich Ihnen beschreiben, lieber, teurer Freund, welchen seligen Tag uns gestern Ihr Brief gemacht hat, könnte ich Ihnen sagen, wie mir war, als Wilhelm schweigend mein Brieflein vor mich legte, wie vor Erstaunen, Freude und Rührung mein Herz ordentlich stillstand, wie mir W. nun alles auf einmal sagen sollte, wie wir den ganzen Tag uns gar nicht fassen konnten und im Geiste ganz und einzig bei Ihnen und Ihrer Fanny waren! Ja, und auch heute ist es noch so; mir ist so eigen; mein Herz möchte springen.

„Lieber, lieber Bunsen! Gott gebe seinen schönsten, reichsten Segen Ihrer teuren Fanny und durch sie Ihnen fürs ganze Leben! — — — Daß Sie mir diesmal mitschreiben, beweist mir ja so recht: die Freundin Ihres Hey ist auch Ihre Freundin. Und so wird auch Fanny meine Freundin werden;

Sie werden mir ihre Liebe erwerben; Sie werden ihr sagen, daß ich sie tausendmal segne dafür, daß sie dem geliebten Freunde das höchste Glück des Lebens gewährt, während ich gewiß keine Stunde vergessen will, daß mein geliebter Wilhelm dasselbe von mir erwartet. Und Gott wird uns dazu helfen! — — —"

— Demnächst haben wir wieder Veranlassung, an Lücke uns zu erinnern. In dem letzten der obigen Briefe Heys an ihn fanden wir Hindeutungen darauf, daß die Hoffnungen auf eine festere Anstellung in Berlin schwanden. Diesem Mißlingen näher nachzuforschen uns versagend, finden wir uns dadurch entschädigt, daß wir ja wissen, wie der im Jahre 1817 in die Leitung des Kultusministeriums berufene Freiherr v. Stein zum Altenstein schon im August dieses Jahres den im März desselben zum außerordentlichen Professor beförderten Repetenten Licentiaten Lücke als jüngsten ordentlichen Professor an die neue Universität Bonn versetzte und zugleich mit dem vorläufigen Dekanat der theologischen Fakultät betraute. So war denn durch Gottes des Herrn gnadenreiches Walten dem mit Liebe wie mit Erkenntnis (1 Kor. 8, 1) hochausgerüsteten Zeugen Christi eine Wohn- und Berufs-Stätte im stillen bereitet, nach der wohl jeder, der sie lehrend oder lernend kennen und lieben durfte, nicht ohne verborgenes Heimweh dankbar zurückdenkt.

Lücke hatte mehrfach in Briefen der fehlgeschlagenen Hoffnungen auf Berlin erwähnt. Am 24. Juli 1817 schreibt ihm Auguste: „— — Könnte es Ihnen ein Trost sein, so könnte ich Ihnen wohl sagen, daß auch wir nicht immer im Rosengarten sitzen, daß auch uns oft unsere Pläne und Aussichten verdorben werden. Doch Sie werden zum Ziele gelangen und auch wir. — —" Dazu macht der launige Hey die Randbemerkung: „Der Rosengarten aber liegt auf dem Thüringer Wald, ohne Baum und Gras, acht Monate mit Schnee bedeckt",

und schreibt dann weiter: „Agricola soll Dir alles von mir erzählen. Spricht er aber, ich hätte Dich nicht recht von Herzen lieb, so lügt er. Gott weiß, daß ich fast besser thäte, Euch ein wenig weniger lieb zu haben. Ihr macht mir zu viel Sorgen und Freuden. Von Bunsen wirst Du, was mit ihm geschehen, hoffentlich besser gelesen haben, als ich Dir's erzählen könnte. Soeben habe ich ihm und dem guten, treuherzigen Brandis geschrieben. (Dieser Brief wird im Bunsenschen Nachlaß wohl fehlen und im Brandisschen sind überhaupt keine Briefe von Hey vorhanden.) Ich glaube, ich freue mich, daß Agricola fortkommt, nämlich zu Dir; laß ihn auf der Rückreise recht viel Gutes von Dir mitbringen: Erfüllungen, Freudenbotschaften, Lebensworte und zu allererst Dich selber, denn Du hast Ferien. Gott helfe uns allen! —"

Von Auguste liegt wieder ein Brief an Lücke vom 9. August vor; da heißt es unter anderem: „— — — Der schöne, teure Kreis von Freunden ist um ein Glied reicher geworden in denselben Tagen, als er ein geliebtes verlor. Unseres Bunsens Geliebte wird gewiß von allen mit großer Liebe aufgenommen, und Schulze wird unter uns fortleben. Ihm ist ja auch wohl und der Verklärte sieht gewiß gern auf die treue Liebe seiner Freunde zu ihm hernieder.

„Das Erfreulichste, was mir selbst in dieser Zeit begegnete, ist: daß ich zum erstenmale wieder habe das Abendmahl genießen können — der wichtigste Schritt, den ich seit langer Zeit gethan. — — —"

Für die großen Universitätsferien des Spätsommers hatte Lücke eine größere Reise nach Groß-Bodungen nicht nur zur Braut, sondern auch nach Offenbach, Heidelberg und vielleicht auch Würzburg sich vorgesetzt. Hey und A. erwarteten ihn auf dieser Reise mit Sicherheit, wie die uns vorliegenden kurzen Briefe vom 15./16. September 1817 zeigen. Von Bodungen

aus hatte er, wenn auch nicht mit Sicherheit, sein Kommen in Aussicht gestellt. Das Paar suchte seinen Entschluß zu befestigen, A. auch dadurch, daß sie ihm ausspricht, wie sehr auch Fritz Jacobs, ihr täglicher Gast, den Freund, an dem er mit so großer Liebe hange, zu sehen begehre. So war er denn am 23. September gekommen und nach einigen Tagen gen Süden weitergereist.

„Ihr Abschied“, schreibt A. in einem Briefe vom 7. Oktober, den er zurückkehrend in Bodungen vorfinden sollte, „hat mir ein paar Thränchen gekostet; — — wir haben uns förmlich nach Ihnen gesehnt, Sie treulich auf Ihrer Reise begleitet. Wie gern habe ich Ihnen zugehört, wenn Sie erzählten; wie hat mich besonders die Beschreibung der B.schen Kinder angezogen! O wie sehr kann man Kinder lieben! Aber sollte mir nicht bange werden? — So viele herrliche Frauen kennen Sie und haben Sie Ihre Freundinnen zu nennen! Den Namen mag auch ich gern verdienen und wie weit bin ich hinter jenen zurück! Zum Vorbilde sollen sie mir dienen. — —“

Auf demselben Blatte schreibt Hey unter anderem: „Diese Zeit her ist fast allzu viel an Dich gedacht worden; alle meine Wünsche und Sorgen sind fast in den Hintergrund getreten, mein gehofftes Examen, von dem wir freilich immer noch nichts gehört haben. Auch die Freunde außer dem Hause haben oft nach Dir gefragt, namentlich Fritz Jacobs. Für Agricola freut es mich recht herzlich, daß er Dir und Du ihm so nahe geworden. — Sei recht glücklich und froh im Vorgenuß eines Bundes, der nun wohl seiner Vollendung recht nahe ist! —“

Ein Zettel ohne Datum, wohl auch vom Oktober 1817, liegt uns vor mit wenigen Zeilen, die einen Zirkularbrief von Brandis aus Rom begleiten. A. schreibt: „Eine Hoffnung, die fester gewurzelt bei uns als ich anfangs glaubte, haben wir jetzt aufgegeben, und wenn es uns auch etwas schmerzte, so ist

es doch jetzt vorbei; es ist wenigstens eine Familie, die es verdiente, sehr froh dadurch geworden. Wir werden schon auch noch ein Plätzchen finden, und die Liebe unserer Freunde bleibt uns ja immer. — —“

Der nächste von den noch vorhandenen Briefen ist am 14. Januar 1818 von Auguste geschrieben und an Bunsen gerichtet. Derselbe rückt durch die Mitteilung von der Ernennung Heys zum Pfarrer uns dem Abschlusse der Wanderjahre nahe, wenngleich es noch eine Geduldsprobe für das Paar zu bestehen gab. Sofern doch die nachstehenden Briefe vom 14. Januar und resp. 1./6. April 1818 die ersten nach den oben mitgeteilten gewesen sind, die nach Rom abgingen, so mochte der Grund für so langes Verzögern zum guten Teil darin liegen, daß Hey, seiner baldigen festen Anstellung im Pfarramte täglich entgegensehend, sehr stark mit der Vorbereitung zu der vorangehenden zweiten Prüfung, für die er in seiner Bescheidenheit sich immer viel zu wenig gerüstet meinte, neben seinen übrigen Arbeiten beschäftigt war und fast keine Muße erübrigte. A. schreibt unter anderem so:

„— — — Aus meines W. Briefe (der erst Anfang April zur That wurde) sehen Sie den Grund, warum wir nicht schrieben, obgleich wir manchmal unsere Vorsätze ändern und in der Zeit unserer Hoffnungen und Befürchtungen Nachricht geben wollten. Denn auch uns that das Schweigen nicht wohl. Aber Sie werden froh sein, wenn Sie nun die frohe Nachricht erhalten, daß W. am längsten hier in Gotha gewesen ist und — ich auch.

„Wir sind seit den wenigen Tagen, wo es entschieden ist, so froh und glücklich, und die etwas lange Zeit unseres Schwankens ist vergessen. O es ist doch ganz anders, wenn man den Ort weiß, wo man seine künftigen Freuden und Leiden zusammen tragen soll, wo man recht viel stilles Glück zu erleben hofft. Freuen Sie Sich mit uns und danken Sie mit uns dem

Himmel, daß es so weit ist! Es ist nach aller Beschreibung ein angenehmer Ort und das meiste der ganzen Lage so wünschenswert wie wir hoffen konnten. — — Ehe ich jenes neue Leben mit teilen kann, wird noch geraume Zeit hingehen und das Schönste also noch fehlen; aber in der Wahrheit sind wir nicht getrennt; und es ist nicht gar zu weit; wir werden uns auch zuweilen sehen . . .

„So gebe denn Gott meinem W. die Kraft zu seinem schönen Amte, das so hohe Freude in sich schließt! Recht treu wird er es verwalten; denn einen treuen redlichen Willen hat er; das darf ich zu Ihnen schon sagen. Und auch mich stärke Er, daß ich später alle die neuen Pflichten getreu erfülle, daß ich das Glück meines teuren W. sei und sein Leben verschönere. Auch in seinem Wirken kann ich ihm ja beistehen; und ich denke mir das so schön; meine frühen Neigungen stimmen so damit überein.

„Wir haben im letzten Herbst den lieben Freund Lücke hier gehabt; das waren zwei schöne freudevolle Tage und er noch ganz derselbe. Meine Gesundheit ist gottlob! diesen Winter recht leidlich gewesen. Sagen Sie uns, teurer Freund, recht bald von ihrem Glücke, an dem wir immer den freudigsten Anteil nehmen! — —"

Vorstehende Zeilen sind offenbar liegen geblieben, bis der folgende Brief von Hey abging, der vom 1./6. April 1818 datiert ist, an Brandis und Bunsen gerichtet, adressiert: „Mr. Chr. Brandis, secrétaire de la legation prussienne à Rome". Hey schreibt:

„Liebe teure Freunde! Zuerst wieder nach drei Vierteljahren will ich lieber an Euch beide zusammen schreiben; es kommt mir vor, als ob ich so mich leichter entschuldigen, als ob so immer der eine von Beiden mich eher bei dem Anderen vertreten würde. Daß Ihr in dieser langen Zeit meinem Herzen

nicht fremder geworden seid, das brauche ich euch nicht zu sagen. Daß meine Verhältnisse, meine bevorstehende Versetzung in das Pfarramt der Anlaß zum Nichtschreiben waren, mögt ihr vermutet haben. So war es auch." — —

Er erzählt nun weiter genau, wie die Sache verlaufen, wie die Stelle, auf die er gehofft, „unerwartet, doch nicht ungerecht" einem älteren Pfarrer angetragen worden sei und ihm die geringere dieses Pfarrers, die er A.s wegen nicht habe annehmen dürfen; er habe dann das 300jährige Jubelfest der Reformation mitgefeiert unter möglichstem Niederkämpfen seiner Betrübnis, und die allgemeine freudige Teilnahme habe ihn gehoben. Nach langem, bangem Harren sei er dann zum 2. Examen vorgeladen und habe es mit Erfolg bestanden. Am 12. April werde er der Gemeinde vorgestellt und um Pfingsten ordiniert werden und dann das Amt antreten. Dann fährt er fort:

„Da Ihr Lücken lieb habt, wie er es auch, selbst bei seinen Fehlern, so sehr verdient, so werdet Ihr Euch mit uns freuen, daß er endlich professor extraordinarius geworden, zunächst für Berlin, eigentlich aber für Bonn bestimmt. Mein lieber Brandis, wenn auch Du dort eine Stelle annähmest, wär's nicht schön im lieben Rheinlande, mit andern redlichen und wackeren Leuten (Arndt u. a.) gemeinsam zu arbeiten? (Hey hat auch hier wieder richtig vorausgesehen.) Wäre nicht gerade Deine Klarheit und Dein Ernst ein schöner Zügel, ein lieber Warner für Lücken, daß seine auffliegende Phantasie nicht zu leer, zu leicht würde? — Übrigens müßt Ihr dem angehenden Pfarrherrn schon die kleine Predigt nicht übel nehmen, zu der er etwas als Text noch hintenan schreibt: Der Zorn thut nicht, was recht ist vor Gott. (Jak. 1, 20). — —

„Gott erhalte Euch allen und besonders auch Deiner Fanny, lieber Bunsen, Gesundheit und frohen Mut, uns Eure Liebe! Von nun an, lieber Bunsen, werde ich sie bei Dir in meiner

Einsamkeit durch fleißigeres Schreiben zu verdienen suchen. Brandis aber muß erst zu uns kommen.

„Agricola muß seiner Verhältnisse wegen Accessist bei der Kammer zu werden suchen, wozu ihm auch schon große Hoffnung gemacht ist. Mir thut es sehr leid, daß er seinen freien Sinn in ein so ärmliches Joch zwingen soll. Doch vielleicht ist es auch zu seinem Heile, weil dann sein Leben eine festere Richtung hat. Fritz Becker ist etwas kränklich . . .“

A. fügt noch anhangsweise u. a. hinzu: „— — Mein geliebter W. wird nur noch wenige Wochen hier sein; das schöne Pfingstfest wird er in seiner Gemeinde feiern. Ach, es wird mir recht sonderbar vorkommen! Wenn ihm und mir alle die frohen Hoffnungen erfüllt werden, die wir nach Töttelstedt verlegen, so ist es gut. Unter diese gehört auch: Sie, lieber Freund Brandis, und später Sie, Freund Bunsen, mit Ihrer Fanny dort mit Freuden zu empfangen. Mutter, Tante und Karl grüßen Sie herzlich, wie auch Heys Geschwister, Agricola, Fritz Jacobs; alle, alle haben Sie sehr lieb.“

Wir wissen aus Bunsens Leben, daß inzwischen ihm das erste Kind, Heinrich, am 1. April geboren war. Anderseits ist bekannt, daß Brandis als Gesandtschaftssekretär um jene Zeit durch Bunsen ersetzt ward und nun ganz dem Studium der Kunst und des Altertums sich hingab.

Man könnte diesen Abschnitt nicht unpassend schließen mit einem achtstrophigen Liede zur Feier des 3. August 1818, als Friedrich Wilhelm III. 48 Jahre alt wurde, gesungen auf dem Turnplatze zu Erfurt, das erkennen läßt, wie sehr unser Hey von dem Beruf der Hohenzollern, Hort und Führer des Vaterlandes zu werden, von Jugend auf erfüllt war. Doch leidet dieses Lied an den formellen Mängeln vieler Gelegenheits-Gedichte.

IV.

Meisterjahre.

Ps. 78, 1—4.

1. In Töttelstedt.

Dreimal streckt sich das Herzogtum Sachsen-Gotha in die preußische Provinz Sachsen gen Osten hinein. In dem mittleren dieser Vorsprünge liegt das Dorf Töttelstedt, ca. 12 Kilometer nordwestlich von Erfurt, ca. 15 nordöstlich von Gotha zwischen zwei Anhöhen, die nach Osten zu parallel sich hinziehen, gegen Osten an die Gemarkungen der preußischen Dörfer Alach und Friedrichsdorf, zwischen beiden an die des preußischen Gutes Schaderode anstoßend, gegen Süden an das gleichfalls preußische Dorf mit dem gelehrt klingenden Namen Zimmern supra, gegen Westen an das preußische Tröchtelborn (woher der langjährige Kieler Organist und Musikdirektor G. Chr. Apel † 1841 stammte) und das gothaische Bienstädt, gegen Norden an das gothaische Klein-Fahner und das preußische Witterda grenzend. In der Nähe lag einst ein Kloster St. Orphal. Daß preußische Nachbarschaft unserem Hey sympathisch war, wissen wir bereits. Zwischen Alach und Töttelstedt sind die Quellen der Nesse, die ihr Wasser der Hörsel zuführt, während der Weißbach, zwischen Töttelstedt und Bienstedt entspringend, der Gera zufließt; so daß also Töttelstedt auf einer Wasserscheide zwischen Weser und Elbe liegt. Die Gegend ist, besonders gen

Osten, ziemlich fruchtbar und die Luft gesund. Seitdem das Dorf aus der Asche des großen Brandes im Jahre 1824, von dem wir noch näheres hören werden, neu emporgestiegen, mag es wohl zu den schönsten des Herzogtums gehören. Noch mehr und Besseres weiß uns Hey selbst von seinem Dorfe zu erzählen, den wir drum wieder selbst reden lassen. Er schreibt aus der neuen Heimat an Bunsen und Brandis am 12. Januar 1819:

„— — Verzeiht, liebe Freunde, mein zu langes Schweigen; ich war gerade in meiner ländlichen Einsamkeit oft zu beschäftigt, oft zu zerstreut, hatte mit manchem Übel zu kämpfen: — lange, immer zunehmende Kränklichkeit meiner Schwester, ihres Kindes, zum Teil auch eigene — und was alles begreiflich macht: ich schrieb zu viel — nach Gotha. Das wird nun bald anders, und davon soll ich euch eben schreiben, daß ihr euch mit mir freuet. Den 21. Februar will Auguste bei mir einziehen, und wenn eure Römer im Karnevalsjubel umherziehen, mögt ihr immer einmal unser gedenken, denen nach langem Harren endlich schöne Erfüllung gegeben ist, so Gott will; denn es kommt noch immer auf A.s Gesundheit an. Ich aber bedarf's recht sehr; denn wie gern ich auch den schönen Freundeskreis in Gotha verlassen habe, um einem würdigen und erfreulichen Beruf entgegen zu gehen, so ist doch gerade das erste Jahr mir recht schwer geworden, so bin ich doch seit zwei Monaten gar zu einsam, da ich auch meine Schwester um ihrer Krankheit willen nach Gotha habe bringen müssen und im Hause und Orte eigentlich niemand für mich da ist, als mein kleiner 7jähriger Neffe Gustav (Ludwig, der ebengenannten Schwester Sohn).

„Übrigens ist an sich meine Lage durchaus nicht traurig; sie trägt für mich alle Erfordernisse eines zufriedenen Lebens in sich. Meine Besoldung gehört zu den besseren der hiesigen

Pfarrgehalte. Ich mag, wenn das Getreide nicht zu wohlfeil ist, zwischen 500 und 600 Thaler einzunehmen haben, wovon ich aber 5 Jahre lang jährlich 50 Thaler an ältere Pfarrer abgeben muß. Daß ich und die meisten Pfarrer damit oder mit noch weniger auskommen, liegt darin, daß wir alle eine verhältnismäßige Land- und Viehwirtschaft haben. So habe ich 96 Acker Land, die den wesentlichsten Teil meiner Besoldung ausmachen, wovon ich aber nur 1/4 oder 1/3 selbst einnehme; das andere ist verpachtet. Dabei ist mein Hof bevölkert mit 2 Kühen, mit Tauben, Hühnern u. s. w. Gewiß könnt ihr euch eine lebhafte Vorstellung von — mir als dem Aufseher solcher Dinge machen! Aber dennoch erkenne ich, daß ein voller Hof nicht bloß zur Erhaltung, sondern auch zur Freude des Landlebens gehört. Der andere Grund des Auskommens ist das Wenigerbedürfen. Auch darüber würde ich ganz ohne Sorgen sein, wenn nicht A. bei ihrem schwächlichen Körper keine Ersparnis der Art vertragen könnte. Aber teils gehört eben meine Stelle zu den besseren, teils habe ich mir die Aussicht eröffnet, für die erste Zeit meine Einnahme zu vermehren. Davon hernach.

„Übrigens hat meine Gemeinde, die ziemlich zahlreich ist und noch zunimmt — 112 Häuser, 450 Menschen*) — vorzügliches Lob äußerer Sittlichkeit, fast zu großer Ordnung und Arbeitsamkeit, und beweist mir große Achtung. Daß ich dabei manchen inneren Fehlern der Härte, des Eigennutzes und dergl. entgegenzuarbeiten habe, ist natürlich. Mein Geschäft selbst, in zwei Hauptteilen: kirchlicher Gottesdienst und religiöser Unterricht der Jugend, ist etwas sehr Ernstes und Hohes. Wenn ich

---

*) Was hätte heute unser Hey von der in Schleswigholstein nicht seltenen zehnmal so großen, ja von der auch nicht fehlenden 30mal so großen Seelenzahl, welche letztere zwar zwei oder etwa drei Pfarrern überlassen ist, gesagt!

auch nicht immer im deutlichen Bewußtsein dieser Eigenschaften bin, wie man den Wald vor den Bäumen nicht erkennt, so ist der Überblick des Ganzen immer ein kräftiges Mittel der Erweckung, wenn ich im Einzelnen müde geworden bin. Eine dritte Seite meines Amtes, Hausbesuche in glücklichen oder unglücklichen Fällen, besonders bei Kranken, ist leider ganz aus der Gewohnheit, und ich führe sie jetzt behutsam wieder ein.

„Auch das Äußere ist gut. Mein Haus ist geräumig und zweckmäßig. Nur sehen die Wohnstuben nach Norden und auf den Hof, meine Stube dagegen nach Süden und in den Blumengarten. Aus dem Hause tritt man gleich in diesen und dann in den Baumgarten, der ziemlich groß ist. Einen großen Teil des Sommers war ich mehr im Garten als im Hause. Überhaupt wird der Garten mit seinen Beschäftigungen, Gemüse- und Blumenbau meine Erholung werden. Die übrige Wirtschaft ist mir zu fremd und zieht auch zu sehr von der Pflicht ab.

„Meine wichtigste Nebenbeschäftigung aber wird Erziehung sein. Ich habe es hier empfunden, daß ich hier ohne Kinder gar nicht sein kann; sogar mein Neffe, so unbedeutend das ist, was er lernen kann, wurde mein bester Trost in der Einsamkeit. Das machte mich auch bereitwillig mit nächstem Ostern einen kleinen, 10jährigen Jakobs, Vetter von Fritz, anzunehmen, den ich einige Jahre behalten soll. Das ist auch die Antwort auf Deine Frage, lieber Brandis! Zu dem einen würde ich ohnehin gern einen zweiten nehmen, des Wetteifers wegen; aber Dein Bruder ist mir näher. A. und ich werden ihn mit Freuden empfangen, wenn ihn Dein Vater mir anvertrauen will. Eine bessere Empfehlung konntest Du ihm bei uns wohl nicht geben, als die: daß er Dir ähnlich ist. Der kleine Jakobs ist übrigens für sein Alter gut unterrichtet und von guten Anlagen; er hat sich schon jetzt in Gotha tief in A.s Gunst eingeschmeichelt, die ihn mir sehr rühmt.

„Nun noch von unserer Gegend ein Wort, damit ihr doch von allem wisset und nichts recht! Wir wohnen flach und hoch (weil auf der Wasserscheide), haben wenig Wasser, einige schöne Hölzer nnd schöne Aussichten. Die eine, 1/8 Stunde hinter meinem Garten (also nach Süden) ist das Ziel meiner täglichen Spaziergänge. Von Gotha bin ich drei, von Erfurt reichlich zwei Stunden, reichlich eine Stunde rechts, wenn man von Erfurt kommt, falls ihr euch noch des langweiligsten aller Wege erinnert.

„Du, lieber Bunsen, sollst wissen, daß ich für Dich die Hälfte einer langen Abhandlung gefertigt hatte, die Dir darthun sollte, daß die kirchliche Vereinigung gut sei, darum, weil die Trennung keine wahre, weil der Glaube beider Kirchen derselbe, oder vielmehr weil in jeder Kirche im einzelnen viel größere Verschiedenheiten sind, die doch keine Trennung bewirken. Wo die rechte Liebe ist, da wird auch der Glaube wieder christlich werden. Die Einigung muß freilich frei sein, und nicht von Obrigkeit wegen. Den Indifferentismus aber fördert diese Einigung gewiß nicht. Ein andermal mehr. Gott segne Dich und Deine Fanny und gebe euch Freude an eurem Heinrich!

„Wenn in der zweiten Hälfte meines Briefes alles durcheinander geht, so rechnet es meinem kleinen Gustav zu, der neben mir einen Brief an seine Mutter schreibt und mich dazu braucht! — Seid recht glücklich zusammen, ihr lieben Freunde, und gedenket eures W. Hey."

Auguste schreibt dazu: „— — — Mit Sicherheit können wir darauf rechnen, daß Sie am 21. Februar mit größerer Wärme als je unser gedenken, und die besten frömmsten Wünsche für ihre Freunde von Ihnen ausgesprochen oder gedacht werden. Auch uns kann der wichtige Tag nicht hingehen, ohne daß Sie mit unter uns leben und alle die Liebe, die Sie uns geschenkt,

und die viele Freude, die uns durch Sie geworden, uns lebendiger vor Augen steht. Sie werden mit uns sein und wir werden Gott bitten, uns so empfänglich und so tüchtig für das Glück zu machen, wie Sie es sind." — — Im weiteren Teil ihres Schreibens bestätigt A. dem vielgeliebten Brandis, welche Freude auch sie daran haben würde, seinen Bruder zu beherbergen, und schildert ausführlich die Erquickung und den Trost, welche der intime Verkehr mit Freunden, wie Agricola und der nach Chr. Brandis' Bericht „zwischen Medizin und Philologie mitteninne stehende und vielgenannte" Arzt Fr. Jakobs, der Sohn des gleichnamigen großen Philologen und Schulmannes, ihr in Gotha biete und hoffentlich auch von Zeit zu Zeit in Töttelstedt werde bieten können. An Fanny Bunsen schreibt sie noch ferner: — — „Teure Freundin! Es ist mir jetzt oft sonderbar zumute, so freudig und zugleich so voll Wehmut. Sie, liebe Fanny, können nur lächeln, wenn Sie hören, daß mich der Abschied von Gotha schmerzt, da Sie viel Größeres gethan! Aber denken Sie Sich, daß ich nie, nie aus meiner Familie kam, daß durch die vergangenen Leidensjahre immer enger und fester das Band wurde, da ich einzig der unermüdeten Liebe der Meinigen mein Aufleben verdanke. Das treue, liebevolle Walten und Sorgen einer Mutter wird man immer schmerzlich vermissen. Aber mit sehr schönen Hoffnungen gehe ich der Zukunft entgegen. Mein W. wird mich tragen und mit allen meinen Fehlern und Schwächen Geduld haben; ich werde bei ihm alles finden, was ich nur zu träumen wagte. Bitten Sie Gott mit mir, daß Er mir helfe, dem teuren Manne das zu sein, was Sie Bunsen sind, daß er mir beistehe, jeden Tag meine Pflichten treu zu erfüllen, denn ohne seine Hilfe reicht der beste Wille nicht hin. — — —"

An vorstehendes schließt sich ein köstlicher Brief „an den Herrn Professor D. Lücke, dermalen Dekan der theologischen

Fakultät in Bonn" vom 5. Februar 1819. Hey schreibt zu Anfang in Reimen, aber ohne dies dem Auge durch Verszeilen zu verraten:

„Ein Brieflein voll und leer, an Worten arm und doch so inhaltschwer — der Bote meiner Freude kommt zu Dir, daß Dein getreues Herz sich freu' mit mir, wie Du zuvor mit Deinem Freund geklagt, als noch in banger Furcht sein Herz verzagt. Die damals rang mit herber Todesqual, die jugendlich nun blüht zum zweitenmal, die gehen mußte durch der Prüfung Glut, daß sie geläutert würde, himmlisch gut, daß sie ein Engel GOttes bei mir stehe, mit Freudigkeit die Seele mir durchwehe, sie wird nun nicht mehr ferne von mir sein; die holde Braut tritt zu dem Gatten ein; die Treue wohnt, die Freud' in seinem Haus; er selbst geht treuer, freudiger hinaus, den GOtt zu lehren und zu offenbaren, des Huld und Treu' er an sich selbst erfahren.

„Das, Du lieber Lücke, sind jetzt Deines Freundes Gedanken und Hoffnungen, und der Tag, da ihre rechte Erfüllung beginnt, ist der 21. Februar, ein Sonntag. Du wirst ihn mit teilnehmendem Herzen feiern; Du weißt ja, wie schwer es Liebenden wird, so lange zu harren. Du mußt jetzt wissen (Lückes Vermählung erfolgte im April desselben Jahres), wie zur nahenden Erfüllung alle die halbunterdrückte Liebe und Sehnsucht mit neuer Glut erwacht und Tag und Stunde nicht mehr erwarten kann, da sie vorher lange Jahre warten mußte. Ja, Du treuer Freund, im Ernste soll jetzt ein ganz neues Leben beginnen; ich habe 3/4 Jahr in meiner Einsamkeit schwer zu tragen gehabt, auch von mancherlei häuslichem Unglück; doch war ich in meinem Amte getrost. Wie soll es nun so viel schöner werden! Mache nun, daß Du bald mit Deiner Henriette kommst, daß wir neben dem unsrigen auch Eures Glückes uns freuen können; laß Deine Zusage der Reise über Gotha ja nicht zweifelhaft sondern

gewiß sein, und melde Dich hübsch an, daß ich Dir selbst den nächsten Weg von Langensalza nach Töttelstedt zeigen kann! Gott sei mit Dir!" —

Auguste schreibt von Gotha am 7. Februar: „— — Recht bald sind Sie unser lieber Gast; wie werden wir uns freuen und vollends, wenn Sie uns Ihre liebe Henriette, die teure unbekannte Freundin, zuführten! Ich will mir diese Hoffnung noch nicht zu gewiß machen; was Sie können, thun Sie so. Sie wissen unsere Wünsche und Sie Selbst werden uns gar gern die liebliche edle Gefährtin sehen lassen. Gar viele Menschen freuen sich darauf, die nächsten Ansprüche aber sind doch unsere; und Sie werden uns nicht darum zu kurz kommen lassen, weil wir nicht mehr in Gotha sind!

„Daß unsere Verbindung beschleunigt wird, hat zwar einen betrübten Grund; denn die Krankheit von Heys Schwester ist es, was es nötig macht; aber doch freuen wir uns recht, und Sie werden Sich nicht darüber wundern. Um so froher können wir das schöne Leben beginnen, je mehr sich meine Gesundheit gestärkt hat und wir hoffen dürfen, daß es nun so fortgehen werde. Einige Achtsamkeit kann ich ja auch dort auf mich haben, und mein unendlich guter W. wird mich schonen und über jede rauhe Stelle mit seiner Liebe hinüberbringen. Auch der Arzt hat mit Freuden seine Einwilligung gegeben. Unser liebes Töttelstedt beschreibe ich Ihnen erst, wann ich dort bin und es so recht ordentlich kenne, mit jedem Tage lieber habe. — — Unter allen unseren Briefen mag dieser Ihnen, teurer Freund, wohl am liebsten sein; bald werden Sie ihn mit einem gleichen vergelten." — —

Es wurde doch anders, als unser Paar es sich geplant hatte. Nicht am 21. Februar, sondern — wohl wegen wiederum eingetretener Leidenstage der Braut — erst am 22. April 1819 konnte die Hochzeitfeier gehalten werden. Die Trauung

vollzog zu Töttelstedt in der dortigen Kirche der Bruder Karl Hey bei St. Margareten in Gotha.

Aus dem ersten Jahre des Ehebundes liegt kein Brief vor. Die ersten, die aus den nächsten Jahren vorhanden, sind zwei von Auguste, einer an Christian und Fanny Bunsen und der andere an Christian Brandis, beide vom 4. Mai 1820. Sie schreibt an ersteren:

„— — — Fast undenkbar ist es mir, daß wir Ihnen nicht schrieben, solange ich nun W.s Frau bin, und doch ist's so. — — Sie werden es wissen, daß unser gemeinsames Leben vom 22. April 1819 anfing, daß das erste halbe Jahr meine anhaltende sehr große Kränklichkeit, die eine lange Zeit Krankheit war, dem armen W. große Sorgen machte und mir den Anfang des neuen Lebens, wo ich so gern meine Kräfte gebraucht hätte, sehr erschwerte. Daß aber nach und nach die Krankheit sich immer mehr verlor, so daß ich meine Pflichten erfüllen kann, so gut es geht, und meinem guten Mann die größte Sorge abgenommen ist, das alles setze ich gar gern den früheren Nachrichten hinzu und weiß, Sie beide freuen Sich, daß Sie uns in einem glücklicheren Leben wissen. In späterer Zeit traf uns freilich wieder mancher Schmerz. W. verlor seine Schwester (Frau Karoline Ludwig in Ichtershausen) durch den Tod, nachdem die arme Witwe lange unsäglich gelitten. Je mehr er verliert, desto mehr muß ich ihm sein und desto mehr will ich es ihm gern ersetzen. Auch die Meinen traf mancher Schmerz, den wir im Stillen tragen; solange wir aber sind in dieser Welt, giebt es auch Leid, und ruhig muß man es ertragen und den Mut und das Vertrauen erhalten.

„In unserem lieben Töttelstedt ist es hübsch, und ich glaube, unser Leben würde Ihnen gefallen, könnten Sie es nur einmal mitansehen. Unsere Lage macht es nötig, recht fleißig zu sein. W. wäre etwas mehr Ruhe zu gönnen; aber er selbst

mag die Ruhe gar nicht. Die zwei Jungen, sein Neffe (Gustav Ludwig) und ein naher Verwandter von Fritz Jacobs, beschäftigen ihn sehr; aber es macht große Freude, und wir könnten die guten Jungen nicht missen. — — —"

Der hier und oben genannte zweite Zögling war Rudolf Jacobs, ein Bruder der Luise, seit 4. April 1821 Gattin des uns schon bekannten W. Thienemann; Sohn eines Beamten in Georgenthal am Thüringer Walde, war er später langjährig Professor am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin und starb vor mehreren Jahren in Altenburg, der Heimat seiner Frau. Wenn er (im Jahre 1858) vor die 3. Auflage seiner Ausgabe des Sallust die schlichte Widmung der Pietät setzte: „Meinen Lehrern", so hat er sicherlich auch dabei an unseren Hey in erster Linie gedacht.

An Brandis schreibt Auguste: „Sie sind nicht böse auf mich, lieber Freund, obgleich Sie glauben könnten, ich sei schuld, daß Hey gar nicht mehr schreibt. Unschuldig bin ich zwar in der ersten Zeit auch wirklich die Ursache gewesen; denn es ist sehr begreiflich, daß er nicht mochte zu seinen so sehr fernen Freunden reden, solange er Kummer hatte und so viel Betrübtes melden mußte, da sie das Bessere dann nicht sogleich hören konnten. — — Mein W. hat sehr viel zu thun, und oft, wenn sich nun auch eine Zeit gefunden, die er gewiß gern seinen Freunden gegeben, war es auch körperliche Ermüdung, was ihm's unmöglich machte. Oft, gerade wenn es vielleicht recht trübe für uns aussah, da hatten wir beide gleiche Sehnsucht mit Ihnen zu reden; das Vorrecht haben Sie nun einmal, lieber Brandis, daß man Ihnen auch gern alles Traurige erzählen möchte. Aber besser ist es doch, daß wir Ihnen nun sagen können: wir haben viel Schlimmes überstanden, sind Gott recht dankbar, daß Er manches, was uns drückte, väterlich abgenommen hat und uns auch ferner helfen wird. — —

„Große Sorge habe ich immer um die Mutter, deren Ge-

sundheit oft nicht gut ist und die immer mit so Vielem zu kämpfen hat. (Die sehr früh nach 5½jähriger Ehe, im Jahre 1797 Verwitwete mochte bei einer dauernd sehr mühseligen Existenz wohl oft recht trübsinnig sein.) Aber immer hilft sie uns noch, anstatt daß wir ihr hülfen.

„Agricola hat seine niedliche liebenswürdige Frau nun gebracht und sie ist mit großer Liebe aufgenommen worden. Sie heißt Luise und liebt ihn so wie er's verdient.

„Noch lange könnte ich mit Ihnen schwatzen, mein lieber, lieber Freund; aber ich muß es wohl lassen. Gott sei mit Ihnen und führe Sie uns bald näher! — —"

Friedrich Agricola, geboren am 9. August 1790, hatte am 12. April 1820 die zweite Tochter von Friedrich Perthes, Luise, geboren am 10. Januar 1802, heimgeführt. (Agricola ist am 25. Januar 1862 hingeschieden, seine Gattin später hochbetagt ihm nachgefolgt.)

Am Vorabend des Wonnemonats, da die Neuvermählten von Hamburg kommend in ihr Haus in Gotha einzogen, begrüßte sie unser Hey mit folgendem „Willkommen":

„So steht ihr denn auf dieses Hauses Schwellen,
Wo euch des Lebens Wonne soll erblühn,
Am heimlich stillen Liebesglück die hellen
Besonnten Tage sanft vorüberziehn.
Ihr seht euch an mit feuchterglänzten Blicken,
Die Hände schlagen ungeheißen ein;
Die treuen Herzen fühlen's mit Entzücken:
Hier ist der Ort, hier sollt ihr glücklich sein!

Wie anders kehrest Du zu diesen Räumen,
O Freund, zurück nach kurzer Trennungszeit:
Zuvor so bang allein mit deinen Träumen,
Jetzt heimgeführt im lieblichsten Geleit!
Wie wird sich alles freudig nun gestalten,
Wie rege sich das Glück des Hauses bau'n!
Wie wirst du froh der Liebe leises Walten,
Der Liebe treues Sorgen um dich schau'n!

Und Du, die alles freudig hingegeben
Und ihm des Herzens höchsten Wunsch gewährt,
O zage nicht! es hebt ein neues Leben,
Ein süß'res Glück dir an am eignen Herd.
O da ist keine fremde bange Ferne,
Wo man im Arm der frommen Treue wohnt;
Da strahlen hell des Glückes schönste Sterne,
Wo Liebe mild der süßen Liebe lohnt.

Ja, tausend gute Glückessterne scheinen;
Ihr schauet in die Zukunft hell hinaus,
Wo treue Herzen sind und redlich Meinen,
Da gießt der Vater milden Segen aus;
So tretet ein zu eures Hauses Frieden!
Der Lenz empfängt euch grün und wonnereich;
Ein fröhlich stilles Los ist Euch beschieden,
Ein Gottesengel, Liebe, zieht mit euch!"

Zu diesem ersten der fröhlichen Tafelrunde fügen wir noch das sechste und letzte, das den Großvater der jungen Frau, den fünf Jahre zuvor heimgegangenen, feiert:

„Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher
Und trinkt ihn fröhlich leer!"
Das ist ein guter Rat, ihr Herren Zecher,
Und wahrlich nicht zu schwer.

Doch hatten einst beim Trinken unsre Alten
Noch manchen andren Brauch.
Da dächt' ich denn: wie sie es sonst gehalten,
So hielten wir es auch!

So lasset euch denn ernstlich unterweisen,
Wie man recht trinken muß!
Es war ein Mann, hat Claudius geheißen,
Der alte Claudius;

Der dachte stets: Ist mir es wohl ergangen,
Geh' dir es ebenso,
Kann ich nach vollem Freudenbecher langen,
Sei auch mein Bruder froh!

Drum wo er trank der Becher süßer Labe,
Da sang er gleich mit Lust:
Wie heute mir, so ströme gute Gabe
In jede reine Brust!

So laßt auch uns zum frohen Becher singen,
Wie er uns hat gelehrt!
So soll dann ihm der erste Gruß erklingen,
Dem Meister brav und wert!

Und braucht gleich er im goldnen Saal der Sterne
Der Menschen Gruß nicht mehr,
So rufen wir doch seinen Namen gerne
In unsre Freude her

Und denken fröhlich dann der lieben Seinen;
Sein Segen komm' auf sie
Und komm' auf alle, die es redlich meinen,
Wie er, und täuschen nie!

Wenn uns keine Briefe von Hey aus mehreren Jahren vorliegen, so desto mehr Gelegenheitsgedichte aus den Jahren 1820 und 1821, in welchen uns der tiefe köstliche Humor entgegentritt, der des rechten Pädagogen von Gottes Gnaden unschätzbare Mitgift ist und bleibt, und von dem zu wünschen wäre, daß ein gutes Körnlein allen Pädagogen vom Fach anstatt der leider nur zu modernen Hypochondrie beiwohnte!

Der bekannte Astronom Franz Encke war, ehe er 1825 nach Berlin ging und in dem Schleswigholsteiner Peter Andreas Hansen seinen langjährigen Nachfolger fand, zu Gotha Direktor der Sternwarte auf dem Seeberg, der — ähnlich, wie der viel höhere Donnersberg am Rande der Hardt — ein vom Thüringer Walde abgesonderter Höhenrücken ist, einer Insel vergleichbar, die sich hoch aus der Tiefe heraushebt. Fr. Encke fand seine Gattin in Amalie (Malchen) Becker, Tochter des Rud. Zach. Becker (gest. 1822) und Schwester des Friedrich Gottlieb (Fritz) Becker, Schwiegersohnes von Fr. Perthes, und trat dadurch auch unserem Hey sehr nahe, auch dessen Humor hochschätzend. Hey feiert den 23. September 1820, da Encke 29 Jahre alt ward, mit folgenden launigen Versen, die den Adressaten höchlich ergötzt haben werden:

Da droben nach jenem Berge
Da seh' ich wohl tausendmal;
Es ist nur kein Thal daneben,
Sonst säh' ich hinab in das Thal.
Dann folg' ich so meinen Gedanken:
Von Herrn Encke sagen mir die;
Ich soll den Geburtstag feiern
Und weiß doch selber nicht, wie!

Sonst stand doch von schönen Blumen
Die ganze Wiese so voll;
Nun seh' nichts weiter als Disteln,
Die ich ihm geben soll!
Die Blumen — sie sind verblühet,
Das Zwetschenmus — hängt noch am Baum.
Was soll ich Herrn Encken nun geben? —
Ach alles ist leider — ein Traum.

Ja hielte der Regenbogen
Nur gleich vor meinem Haus,
Vom Stier und Widder gezogen,
Und führ' mich zum Seeberg hinaus!
Doch — hör' ich die Glocken nicht läuten? —
Und morgen ist's Sonntag — o weh!
Zur Predigt, Gedanken, zur Predigt!
Ade, mein Herr Encke, ade! —

Unser Hey war ein zu feiner Menschenkenner, um nicht zu wissen, auf wie empfänglichen Boden seine bescheidenen Grüße fielen. Ein anderes Mal geht er noch tiefer auf den Beruf des Freundes ein und beutet denselben schalkhaft aus, gleichwie in obigen Strophen:

Dürft ich heute sprechen zu Herrn —'n
So nach seines M—s Sinn und Denken,
Mein ich fast: es müßte mir gelingen,
Ihn ein wenig zur Vernunft zu bringen.
Lieber, wollt' ich freundlich ihn ermahnen,
Nicht zuviel nach den Kometenbahnen
Sieh mir, nach den irren, wandelbaren!
Böses Beispiel, weißt Du, bringt Gefahren.

Beßren Führer wähle, Beß'res lerne,
Trauter, von dem sanften Liebessterne!
Seine Pfade geht er fromm und treu,
Jeden Abend glänzt er mild und neu,
Scheint sich lächelnd selbst herabzuneigen,
Dir der Liebe stillen Pfad zu zeigen,
Doch du hast wohl nie nach ihm gesehen? —
So versprich: Nie solle mir geschehen,
Daß ich einen ganzen Tag vergebens
Frage nach dem Liebling meines Lebens;
Teilung will ich ja zufrieden sein,
Abend nur, der traute, bleibe mein!
Gerne lass' ich sonst dich den Gestirnen,
Sage, können sie mir dann noch zürnen? —
Ja — und wär's auch so noch ein Verbrechen,
Alles mach' ich gut, ich will's versprechen:
Künftig zu den allerschwersten Werken
Soll dich meine treue Liebe stärken;
Über deinem Fernrohr will ich sitzen,
Dich vor böslicher Zerstreuung schützen;
Lächelnd sollen deines Himmels Strahlen
Sich in meinen sanften Blicken malen,
Alle tiefverborgnen Glückessterne
Führst du dann herbei aus ihrer Ferne;
Selbst das Paradies, so lang vergessen,
Freudig wird's gefunden und ermessen.
Und damit es auch die andren wissen,
Wie du eifrig bist und treu beflissen,
Missest, rechnest du mit treuem Fleiße
Sonnenbahnen, zeichnest Zauberkreise,
Und für jede Seite, die vollendet,
Wird dir süßer Liebeslohn gespendet.
Träf' es sich denn etwa auch bisweilen,
Daß am Schluß in deines Facits Zeilen
Just das süße Wörtlein Liebe stünde,
Wäre das wohl eine große Sünde? —
Drum — — —
Doch seht, wie hab' ich unbedacht
Alles das nun an das Licht gebracht!
Und zuletzt noch muß ich M— fragen:
War's auch recht und durft ich's ihm wohl sagen? —

Ganz anders klingen unseres Freundes tiefernste und doch glaubensfreudige Strophen, die uns aus dem Ende des Jahres 1819 bewahrt sind, veranlaßt durch das frühe Hinscheiden seiner durch viele Trüsal bewährten Schwester, dessen oben Erwähnung geschah. Wir verzichten auf die Mitteilung, da Beschränkung geboten ist, können aber nicht umhin, ein anderes Gedicht aufzunehmen, das sein persönliches und amtliches Leben und Weben, wie es vor uns sich ausbreitet, zusammenfaßt. Wenn er in jenen Strophen das Hoffen und Sehnen des Apostels 2 Kor. 5, 1—10 zu seinem eigenen macht, so zeigen uns diese aus dem Jahre 1820 die Treue im Dienste Christi, deren Paulus dort im 6. und 9. Verse gedenkt:

1. So mache Du mir neu das Herz,
Du Herr und Meister mein,
So laß mich Opfer nicht, noch Schmerz
In Deinem Dienste scheu'n!
Dir allein
Muß ich eigen sein,
Muß Gut und Leib und Leben
Mit frommer Freude für Dich geben.

2. Ob reich und groß Dein Jünger sei,
Ob stolz und hochgeehrt, —
Du fragst nur, ob er echt und treu
Und thut, was Du gelehrt.
Giebt er's hin,
Bringt es ihm Gewinn;
Erweist er hilfreich sich den Armen,
Verleihst Du Heil ihm und Erbarmen.

3. Reicht er dem Hungrigen sein Brot,
Sein Kleid dem Nackenden,
Weicht er in seiner letzen Not
Nicht von dem Sterbenden,
Himmelsruhm
Kleidest Du ihm um,
Du wirst ihm Seelenspeise reichen,
Willst auch im Tod nicht von ihm weichen.

4. Ob mit erzürntem Angesicht
Der Feind der Wahrheit dräut,
Dein rechter Jünger zittert nicht
Und redet ungescheut.
Spott und Hohn,
Kerker sei sein Lohn,
Du machst die Fesseln sanft und weich,
Des Kerkers Luft dem Himmel gleich.

5. Und ob er vor dem Henker steht,
Die Treue läßt er nicht;
Wann Todesnacht sein Aug' umfäht,
Da wird's ihm hell und licht.
Stephanus
Sah der Engel Gruß;
Auch ihm wird Himmelsgruß ertönen,
Auch ihn des Himmels Ehre krönen.

6. So weck', Herr Christ, das Herz mir auf,
Auf ewig Dein zu sein!
So führe meinen Lebenslauf
Zum lichten Himmel ein!
Solchen Ruhm,
Solches Duldertum,
Die Treue laß mir hier auf Erden,
Den Siegespreis dort oben werden!

Wir wollen nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß Hey sein in das gegenwärtige Gesangbuch des Herzogtums Sachsen-Gotha aufgenommenes Lied: „O Christentum, du schönes Liebesband, das alle Welt umschließt" 2c. später verworfen haben soll, wenn anders Hermann Gebhardt in seinem dankenswerten ausführlichen Werke „Thüringische Kirchengeschichte" Bd. III, S. 273 recht berichtet.

Am 4. April 1821 fand die Vermählung des uns längst bekannten W. Thienemann mit Luise Jacobs in Töttelstedt statt; und durch diese Thatsache schon ist jene Bemerkung, die wir in den ersten Teil des Briefes von Hey an Bunsen vom 17. April 1818 eingeschoben, gerechtfertigt. Von den 16 Sonetten, mit denen Heys Muse an diesem Ehren- und Freudentage das Paar begrüßte, wolle der Leser zwei sich gefallen lassen, Eingang und Schluß, welche vollends deutlich beweisen, wie die alte Jugendfreundschaft von Göttingen her unerschüttert fortbestand.

Eröffnung: Ein schönes Fest, o Muse, wird begangen,
Zum Freudentempel ist mein Haus geweiht;
Ein liebend Paar, nach langer Trennung Leid,
Soll hier in sel'ger Wonne sich umfangen.

Der treuste Freund! Von ihm hab ich's empfangen,
Was freudig machte meine Jugendzeit!
Und ihres reines Herzens Innigkeit
Wie freundlich ist sie jüngst uns aufgegangen!

Das Fest der Liebe soll die Freude weihn;
Die Frühlingslust muß Waldgesang verschönen,
Und Rede soll des Herzens Zeuge sein.

Beginnt, ihr Lieder, denn ein freudig Tönen,
Umwandelt sie im leichten Wechselreih'n,
Mit eurem Blütenschmuck ihr Haupt zu krönen!

Schluß: Und wenn ihr einst um langentbehrte Kunde
Stillsehnend schaut zum lieben Heimatland,
Und wenn an der Erinn'rung Zauberhand
All' eure Treuen nah'n im schönen Bunde;

O sei dann auch von liebevollem Munde
Ein Freundesname rufend mitgenannt,
Des Freundes, der mit diesem Blumenband
Euch heut' umschlang zur hohen Festesstunde!

Und seht ihr dann mit milderwärmtem Blick
Auf diese still verblühten Blätter nieder,
So kehrt ihr Frühlingsleben wohl zurück;

Dann tönen neu die alten Frühlingslieder
In Ernst und Lust von eurer Liebe Glück,
Von Freundestreu' und Freundesfreude wieder! —

Indem wir nunmehr in das Jahr 1822 eintreten, tritt uns ein Mann näher, dessen Clemens Perthes in seines Vaters Biographie Bd. III, S. 5 gedenkt, der eben damals, da Friedrich Perthes in seine neue Heimat Gotha einzieht, aus einem in seltenem Grade thätigen Leben scheidet.

Unseren Zeitgenossen ist das Nähere aus dem Leben des Rudolf Zacharias Becker längst abhanden gekommen, der zu dem vormaligen Gotha gehört, das uns a. a. O. Clemens Perthes beschreibt. Es thut unserem hastigen und verwöhnten Geschlecht, das gerne alles fertig vorfindet, sehr gut, bei solchem Namen zu verweilen und auszuruhen, der sich und Anderen Bahnen zu öffnen lebenslang berufen war und diesen Beruf in rastloser Treue erfüllt hat.

Rud. Zach. Becker, geboren zu Erfurt 9. April 1752, eines Schulmeisters Sohn, mußte ein spärliches Brot, von den Thränen der Eltern benetzt, als Knabe — in den Zeiten des 7jährigen Krieges — nicht nur sich genügen lassen, sondern auch durch niedrige Dienste selbst verdienen. So lernte er durch frühe praktische Erfahrung den Wert der Arbeit schätzen. So eroberte er sich dann bei trockenem Brote die Möglichkeit des theologischen Studiums, half demnächst als Hofmeister die früh verwitwete Mutter samt den jüngeren Geschwistern ernähren, gewann insonderheit als Erzieher der Kinder des Präsidenten v. Dachröden in Erfurt an Karl v. Dalberg einen einflußreichen Gönner.

Es hätte wohl in K. v. Raumers Geschichte der Pädagogik eine Erwähnung verdient, wie er im Jahre 1782, wenn auch nur auf kurze Frist, in Basedows Philanthropin eine Stellung fand und eine „Dessauische Zeitung für die Jugend" hervorrief, wie er dann drauf und dran war, sich mit Salzmann zur Gründung der Anstalt in Schnepfenthal zu verbinden, aber seinen Aufenthalt dauernd in Gotha nahm und daselbst am 1. Januar 1784 eine „Deutsche Zeitung für die Jugend und ihre Freunde" gründete, aus der später eine „Nationalzeitung der Deutschen" ward.

Diese „Nationalzeitung" hätte später dem rastlos strebsamen Mann den Kopf kosten können, wenn nicht seine Frau vor Napoleon für den in Magdeburg in Banden Gehaltenen einen Kniefall gewagt hätte. Bekannter schon ist sein in Verbindung mit dem 1788 erschienenen „Not- und Hilfsbüchlein" entstandenes Mildheimsches Liederbuch vom Jahre 1799, sowie der im Jahre 1791 begründete „Reichsanzeiger", später „Allgemeiner Anzeiger der Deutschen", welcher zumeist die Gründung der Beckerschen Buchhandlung im Jahre 1797 veranlaßte, die sein Sohn Friedrich Gottlieb, der bereits erwähnte Schwiegersohn

von Friedrich Perthes und dann ein Jahr später durch dessen zweite Ehe auch sein Schwager, nebst dem „Anzeiger“ fortführte.

Fast 70jährig starb der bis dahin noch rüstige Mann drei Tage nach Friedrich Perthes' Einzug in Gotha, am 28. März 1822, allgemein hochgeachtet, — „das echte Bild eines deutschen Mannes, offen und treu in Gesinnung, klar und kräftig in Wort und That, begeistert für das, was er als gut erkannte, alles Finsteren und Bösen furchtloser Feind“. (S. Nr. 23 des „Feierabend“ vom Jahre 1857.)

Die Nachricht von seinem Ableben kam nicht sofort nach Töttelstedt. Hey schreibt an Fritz Becker am 29. März 1822:

„Wie sehr, lieber Freund, habe ich die Zeit herbeigewünscht, einmal bei Euch sein zu können! Es ist ein so dringendes Bedürfnis des Herzens, sich gegen die Lieben auszusprechen, an deren Sorgen es teilnimmt. Es ist als würden wir aus Eurem Munde tröstlichere Nachrichten hören, als die uns durch die dritte Hand und durch fühllose Federzüge zugehen. Aber fester als je wurde ich hier gehalten, nicht durch die gehäuften Fastenarbeiten, sondern durch mein eigenes Übelbefinden. Indessen haben wir immer mit großer Sehnsucht auf die Nachrichten von Deines guten Vaters Befinden gewartet, noch immer keine beruhigende empfangen. Indeß, wenn — nach Fr. Jacobs' Aussage — das eigentliche Übel gehoben ist, sollte da nicht noch Genesung zu hoffen sein bei einem so kräftigen Manne, wie bis hieher Dein Vater war? — — Du erhältst nach Deinem Wunsche mein Liederbuch; mögest Du darin finden, was zu Eurem Jahrbuch paßt; ich habe vorgezeichnet, was schon gedruckt ist. Mir kommen jetzt immer mehr Zweifel an meinem Beruf zur Öffentlichkeit. — —“

Und schon am 2. April, da inzwischen die Trauerbotschaft

hingelangt war, schreibt er wieder: „Geliebter Freund! — — Vor meinen Blicken stand und steht er noch, wie ich ihn zuletzt sah, in dem frischen Leben, in der raschen Geisteskraft, die ihm eigen war, die sich aussprach, auch wenn er nur eine Viertelstunde mit uns redete. Darum konnte ich zu seinem Wesen mir so gar kein Hinsterben denken; ich hoffte unwillkürlich mehr, als ich gegen Dich aussprach. Aber es war — schon anders geworden. Doch auch die Todesbotschaft, wie tief, wie im Innersten sie mich getroffen, sie hat mir das schöne Bild seiner Kraft und Thätigkeit nicht entstellen können. Bei eines solchen Mannes Hinübergehen in das andere Leben wird mir's recht klar, was eben das Schönste und Herrlichste desselben, was es sei: vor Gott zu stehen!

„Wer so, wie Dein Vater, schon hier seine Seligkeit darin fand, seine Menschenliebe immer neu und in immer weiteren Kreisen zu bethätigen, nicht glücklich war, als indem er Glückliche machte, die glücklich machte, denen Andere schon den Gedanken des Glücks verwehren möchten, der kann, der muß dort oben seine Seligkeit nur auf dieselbe Weise und darum eine desto reichere, schönere finden. Von solchen ist das Wort Jesu gesprochen: ‚Du bist über wenig getreu gewesen; ich will dich über viel setzen!‘ Hier brauchen wir kein allgemeines, unbestimmtes Bild einer Seligkeit, die wir glauben müßten, ohne sie zu begreifen. Wie er im Leben war, so ist er dort: dieselbe Treue, Unermüdlichkeit, dasselbe Herz voll Teilnahme und Mitgefühl — sie sind sein schönster Beruf zu neuem, noch vollkommnerem Wirken. Und laß uns dazu thun — was so viele verkennen, hier muß es sich bewähren — die Klarheit des Geistes. Dünken und Träumen mag für die Gefühle bisweilen etwas Lockendes haben; aber vor dem Gedanken an Gott sind sie nichts. Nur wer Licht sucht und liebt, der kann auch vor dem Lichte stehen.

„O wohl Euch, daß Euer Vater so war! Wohin Ihr den Blick wendet, immer wird Euch sein Bild in einem neuen, herrlichen Lichte erscheinen. So sehe ich ihn — wie vielmehr Ihr — im Hause gegen Euch und in seinem Wirken als Freund und Lehrer des Volkes und in dem Andenken, das Gebildete ebenso wie Mindergebildete von ihm bewahren werden, in allem seinem unermüdlichen Streben, wo es etwas Gutes galt, ja sogar in seinen Verfolgungen, die ihm zur Ehre wurden, und so nun in der neuen, verklärten Wirksamkeit, zu der er tüchtig war wie kein Anderer unter uns. — —"

Zu vorstehenden charakteristischen Worten Heys, die sein Leben in und mit Anderen offenbaren, fügen wir hinzu, daß, wie aus einem Briefe an Fr. Becker vom 22. April hervorgeht, Auguste längere Zeit schwer leidend war, so daß sie nicht einmal daran denken konnte, an Malchen Encke, seine Schwester, zu schreiben. Ja der nachstehende Brief läßt uns erkennen, daß das ganze Jahr 1822 ein Leidensjahr für ihn selbst war. Derselbe ist an Lücke in Bonn gerichtet, vom 20. April 1823:

„Mit sehr großem Bedauern haben wir, zumal im vorigen Jahre von Brandis, gehört, daß Deine Henriette so lange und so gefährlich krank gewesen. Doch fügte schon damals Brandis die Beruhigung hinzu, daß die Gefahr überstanden sei. (Brandis war seit 1821 Professor in Bonn.) Prüfungen gleicher Art sind auch uns zuteil geworden, und das ganze vergangene Jahr ist für meine Auguste ein sehr trauriges und gefahrvolles gewesen. — —

„Große Freude müssen Dir jetzt Deine Kinder gewähren, die ja jetzt wohl gerade in dem Alter sind, wo fast täglich ein neues Zeichen der Geistesentwickelung das Herz der Eltern entzückt. Wenn Du Dich entschließen kannst, die Strafe des langen Schweigens von mir armem Sünder zu nehmen, so erzähle mir

von Deinen Kindern, damit ich in Deinem Hause hübsch einheimisch werde!

„Uns wird diese Freude durch das Surrogat fremder Kinder ersetzt, die wir erziehen und wo sich glücklich genug die Befriedigung dringender äußerer Bedürfnisse mit jener der Neigung vereinigt. Seit ich hier bin, habe ich fremde Knaben im Hause, leider jetzt etwas viel, nämlich fünf, und zwar auf verschiedenen Stufen. Sie machen mir und A. sehr viel Arbeit, aber auch Freude. Mein ältester 14jähriger Schüler, ein Vetter unseres lieben Fritz Jacobs, ist nun seit vier Jahren eine große Freude unseres einsamen Lebens. Er spielt mit A. Klavier, was er von ihr gelernt und worin er recht weit gekommen ist. Mit mir liest er die Alten nicht bloß schülermäßig, sondern so, daß ich selbst dabei viel zu thun, aber auch großen Genuß habe. Das ermutigt denn auch in dem mühseligen Unterricht der Anderen, worunter leider auch beschränkte Köpfe sind. Doch ist das unser Trost, daß sie sittlich nicht verwahrlost sind und auch bei uns, durch uns darin weiter kommen.

„Besonders wichtig ist mir der Religion-Unterricht, den ich im Laufe dieses Jahres meinen beiden ältesten Zöglingen ausführlicher als bisher geben muß, weil ich sie Ostern künftigen Jahres konfirmieren soll, eben jenem Rudolf Jacobs und einem Neffen Agricolas, Hermann Backhaus, der zu einem bürgerlichen Gewerbe, vielleicht zum Buchhandel, bestimmt ist. Immer ist mir dieser Unterricht sehr wichtig gewesen, auch schwer, weil das Alter (13—14 Jahre) und die Bildung der Bauernkinder vieles zurückweist, was mir doch wesentlich scheint. Hier jedoch muß ich nun tiefer gehen, muß — für Rudolf zumal — vieles berühren, was ihn — wahrscheinlich zum Philologen berufen — künftig gegen das Christentum kalt oder zweifelnd machen könnte. Das eröffnet mir denn einen ernsten, schönen Weg, der mir schon diese Zeit her sehr viel Erfreuliches ge-

geben hat — in und außer mir. Ich lasse neben diesem Unterricht das Lesen verwandter Gegenstände aus den Alten hergehen, in denen ich bei dieser Gelegenheit mit vielem bekannter werde. —

„— Ob unsere (Deine und meine) Dogmatik übereinstimmt, weiß ich nicht, glaube ich nicht, aber das gewiß, daß wir die Herrlichkeit des Christentums über allem Anderen erkennen (Eph. 3, 18 und 19) und darin uns sicher und glücklich fühlen. — —

„Gott behüte Dich, lieber, teurer Freund, und Deine Henriette und Deine Kinder und Dein Wirken in Deinem schönen Berufe! A. grüßt herzlichst. Auch Deiner Schwägerin, deren Preis von Lachmanns Hand und Poesie unter meinen wenigen Göttingenschen Reliquien aufbewahrt wird, wünsche in meinem Namen Glück zu ihrem — wenn ich Brandis recht verstanden — Sieges-, Ehren- und Freudenzuge nach Kiel. Dein W. Hey."

Zu diesem Briefe wird der geneigte Leser einige Bemerkungen resp. Erläuterungen sich gern gefallen lassen.

Die Schwester also der Frau Professor Henriette Lücke, Johanna Eleonore Müller aus Groß-Bodungen im Eichsfeld, war im Begriff, nach Kiel zu gehen, wo sie erst am 10. Mai 1881, 80jährig, hingeschieden ist, und zwar nach 58jährigem Ehebunde mit Georg Christian Burchardi, welcher ihr am 16. Juli 1882, ca. 87jährig, nachgefolgt ist. Dieser, im Pfarrhause zu Ketting auf Alsen 1795 geboren, aus einer weitverzweigten schleswigholsteinischen Familie, aus welcher (wie ein denkwürdiges Bild in der Kirche zu Heiligenhafen, Fehmarn gegenüber, zeigt) seit vielen Decennien eine große Zahl von Geistlichen hervorging, ward nach juristischen Studien in Kiel, Berlin und Göttingen Ostern 1819 in Bonn Dozent, im selbigen Jahre außerordentlicher, im März 1821 ordentlicher Pro-

fessor. Hier ward er im Lückeschen Hause und Kreise gewiß bald ein gern gesehener Gast. Nachdem er als E. M. Arndts Anwalt in dem langwierigen politischen Prozesse aufgetreten, ward er im Herbst 1822 ordentlicher Professor in Kiel, wo er auch mit N. Falck, A. L. J. Michelsen, Henning Ratjen, Jak. Asmussen die Gesellschaft für schleswigholsteinische Geschichte stiftete, danach 1845 Rat im Ober-Appellationsgericht zu Kiel; seit 1867 lebte er im Ruhestande. Ohne diese Mitteilung über einen alten Genossen von Lücke und Brandis aus der Zeit der ersten Liebe zum akademischen Beruf in dem unvergeßlich schönen Bonn wäre der Schlußsatz des vorstehenden Briefes vielen Lesern wenig verständlich.

Noch ein Wort über die Frage, ob Lückes und Heys „Dogmatik" übereinstimmten. Möglich, daß der Zweifel des Letzteren begründet war, wenn man seinen Ausdruck ganz streng und formell faßt. Denn wer Schleiermachers „Reden über die Religion", noch mehr wer seine Monologe recht mit Bedacht gelesen hat, wer — sagen wir lieber — dem Herrn so weit nachgefolgt ist, daß er einen Gnadenblick empfangen hat aus Seines Apostels Wort 2 Kor. 3, 17, und einen Blick von Gottes Gnaden wiederum in dieses Wort zu thun ernstlich versucht hat, der beginnt dessen inne zu werden, um es nicht wieder zu vergessen, daß Glaube eine Himmelsgabe, ein Werk des heiligen Geistes, Dogmatik aber ein Menschenwerk ist. Nicht unsere Dogmatik, unser noch so fein gesponnenes Wissen vom Glauben ist der Sieg, der die Welt überwunden hat, sondern unser Glaube; denn alles, was von Gott geboren ist, überwindet die Welt. (1 Joh. 5, 4.) Der Glaube aber ist, wie J. J. Breithaupt sagt, „ein Licht, im Herzen tief verborgen", und wenn das Licht auch „als ein Glanz hervorbricht, scheinend als der helle Morgen", so bleibt es seinem tiefsten Grunde nach verborgen im Herzen als „heimliche Weisheit" Gottes, die

Er uns wissen läßt (Ps. 51, 8; 1 Kor. 2, 7). So können der Glaube des Einen und der des Anderen nie sich decken wie zwei kongruente Dreiecke. Wie viel weniger werden zwei Dogmatiken, zwei menschliche Systeme des Wissens vom Glauben — in ihrem Wesen „Stückwerk“ — sich decken können! Die Wissenden, die das sich träumen lassen, haben wohl noch nie sich klar gedacht, daß z. B. von Hunderten, die zum Sakrament des Altars zusammenkommen, nicht zwei sind, und wären es auch die sich Nächsten, die von sich wissentlich aussagen könnten, die Glaubensvorstellung von dem realen, persönlichen Gnadengut in A sei der in B nicht nur ähnlich, sondern gleich oder gar kongruent! Doch genug. Soweit waren Lücke und Hey — bei aller Wertschätzung des individuellen Glaubenslebens — einmütig verbunden, daß sie auf dem Fundament von 1 Kor. 3, 11 mit Joh. Andreas Rothe von Herzen singen konnten: „Ich habe nun den Grund gefunden, der meinen Anker ewig hält: Wo anders, als in Jesu Wunden, da lag er vor der Zeit der Welt, der Grund, der unbeweglich steht, wenn Erd' und Himmel untergeht!“

Für Lücke ist es charakteristisch, daß er noch in seinen späteren Jahren den alten Spruch „in necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas“, dessen Urheber mit Sicherheit nicht genannt wird, zum Gegenstand einer Untersuchung gemacht hat, die ohne ernste Arbeit an sich selbst niemand mit segensreichem Erfolge vornehmen kann; noch mehr, daß von ihm zuerst der Ausdruck „innere Mission“ gebraucht worden ist, die von der Arbeit des evangelischen Christen an sich selbst ihren Ausgang nehmen muß. Die heilige Schrift enthält ihm nicht eine vergangene Geschichte, um mit Ehrenfeuchters, seines Freundes, Worten zu reden, sondern das Wort GOttes, das stets gegenwärtige, lebendige, wirksame. Um sie zu erklären, dazu gehört nicht weniger als um jede andere nicht heilige

Schrift zu verstehen, sondern mehr; und wenn schon jeder Klassiker des Altertums Liebe fordert, die Philologie Liebe zu den λόγοις (den Gedanken-Ausprägungen) voraussetzt, so fordert sie ungeteilte Liebe zu dem göttlich Λόγος, der Fleisch ward. Diesen in der heiligen Schrift zu suchen und zu finden, ist ihm Aufgabe. Nur wer Sehnsucht hat, sucht; nur wer Liebe hat, sucht tief; nur wer in der wachsenden Liebe Licht von oben hat und bescheiden sucht, der findet. Dies alles wird gleichermaßen von Hey gelten.

Wenn Lücke schon in den schönen Jugendzeiten den Blick auf jene Region gerichtet hielt, wo alles Glauben und Erkennen mit seinem dunklen Wort und Stückwerk versinkt in den Abgrund der ewigen Liebe, die das Eine und Ungeteilte allein von Angesicht zu Angesicht schaut, und so der Hauptausleger des Jüngers ward, der an der Brust des HErrn lag und den der HErr lieb hatte, so zog es den in Sinn und Charakter ihm unter allen größeren Theologen neuerer Zeit am nächsten verwandten Richard Rothe, vermöge seiner namentlich philosophisch noch umfassenderen Begabung, zur Spekulation des Anachoreten, wie er sich selbst genannt, also zu derjenigen wissenschaftlichen Arbeit, die er die bescheidenste von allen genannt, da sie die nur annähernde Richtigkeit ihrer Sätze aufrichtig anerkennen müsse. —

— Indem wir wiederum zu der Hauptlinie unseres Weges zurückkehren, die wir stets fest im Auge behalten, wird der Leser alsbald erkennen, daß sich auch die Erinnerung an R. Rothe ungesucht auf unseren Weg stellte, — eine jener durch unseren Gegenstand vermittelten Entdeckungen, die für den Verfasser nicht geringer waren, als sie nach ihm dem Leser erscheinen werden, für beide Teile gewiß nur wohlthuend.

Man wird, wenn anders es überhaupt möglich ist einen bestimmten Zeitpunkt für das in und nach dem Befreiungkriege

erwachende neue Leben in der evangelischen Theologie und Kirche anzunehmen, das Jubeljahr der Reformation 1817 sich ersehen dürfen. Jene Zeit, deren bewußte Zeugen immer seltener werden, ist oft in ihrer nach längerem Erstarren der Ströme überraschenden Lenzesschönheit geschildert worden; namentlich auf den deutschen evangelischen Kirchentagen haben die älteren Wortführer in freudiger Begeisterung derselben gedacht; und wenn die treibende Kraft dieser Erinnerungen samenkornartig über die Grenzen unseres deutschen Vaterlandes hinausging, so war dies nicht der geringste Gewinn aus jenen segensreichen Zusammenkünften, die bis über den Ozean hin ihre stillen Kreise zogen. Mit besonderer Dankbarkeit erinnert sich der Verfasser zweier solcher Zeugnisse, eines vom 8. Kirchentage 1856 zu Lübeck, eines andern vom 9. zu Stuttgart 1857.

In der Eröffnungspredigt des ersteren gedachte der noch lebende und wirkende jetzt schon 88jährige Senior D. J. K. Lindenberg in folgenden Worten jener Zeit des erwachenden Frühlings:

„— — eine schöne, allen, die sie durchlebt haben, unvergeßliche Zeit, eine Stunde, in der die Toten die Stimme des Sohnes GOttes hörten, und die sie hörten, die lebten. Da standen auch wir alle geradeso, wie jene gottesfürchtigen Heiden, die nach Zion wallfahrteten, um Jehovah in seinem Tempel anzubeten, als Gäste und Fremdlinge in dem äußeren Vorhofe und hörten die Loblieder Israels, aber verstanden sie nicht, und schauten hinüber in ein verhülltes Heiligtum und dürsteten nach den Strömen lebendigen Wassers, die von Zion quellen. Da hat es viel ernste Mühe und Arbeit, viel Kampf mit den Zweifeln des Verstandes und Herzens gekostet und viel Ringen und Gebet, wovon das gegenwärtige Geschlecht vielleicht keine Ahnung mehr hat, bis sich uns die lieblichen Pforten des großen, weiten Vaterhauses öffneten; und wenn uns dann einer begegnete, der mit

uns denselben schmalen Weg gefunden hatte, da haben wir ihn nicht gefragt, wo er Christum gefunden und von wannen er gekommen, auch nicht darauf gesehen, welches Kleid er trage, sondern ihn nur auf das Eine angesehen, ob er mit offenem Auge und mit ehrlichem Worte auf die Frage des Herrn: Hast du mich lieb? antworten konnte: Ja, Herr, Du weißt alle Dinge, Du weißt, daß ich Dich lieb habe, haben ihm dann freundlich die Bruderhand gereicht, um uns mit ihm zu stärken und zu erquicken, und meinten damals auch wohl, es sei vielleicht gar nicht fern die Zeit, wo eine Herde werden könnte unter einem Hirten. — —"

Und der am 14. Juli 1877 82jährig heimgegangene Herzensfreund Joh. Goßners, jahrelang unseres Chr. Brandis Genosse in Bonn, M. A. von Bethmann-Hollweg sprach am 23. September 1857 über „evangelische Katholizität" im Eingang die den vorstehenden nahe verwandten Worte, aus denen der Duft jenes Frühlings uns anhaucht:

„— — Wer unter uns Älteren das verantwortungsvolle Glück hat, mit vollem christlichen Bewußtsein etwa 40 Jahre zurückzudenken, der erinnert sich, wie stark in jener schönen Zeit ersten, sporadischen Erwachens Vieler nach langer Nacht der Gleichgültigkeit und des Unglaubens, nach den Drangsalen und der Errettung des Befreiungskrieges der Liebe- und Gemeinschaftstrieb auf Grund von 1 Joh. 5, 1 war. Keine räumliche Entfernung, kein Unterschied des Standes und der Nationalität, kein Gegensatz der kirchlichen Stellung vermochte ihn zu hemmen. Man reiste meilenweit, um ‚einen Christen' zu besuchen, und wohl erinnere ich mich, bei einem Besuch, im Genuß edelster christlicher Liebe, aus dem Munde einer ehrwürdigen, mütterlichen Freundin, einer geborenen Reichsgräfin, zum erstenmal dafür das Wort ‚Gemeinschaft der Heiligen' gehört zu haben. Nachdem die Meere wieder frei geworden, kamen von jenseits

des Kanals evangelische Männer, uns zur Gemeinschaft ihres werkthätigen Glaubens aufzurufen. Unsere jungen Theologen lernten in England, Schottland, der Schweiz eine ganz neue Gestalt kräftigsten kirchlichen Lebens kennen. Als 1816 aus Süddeutschland die Kunde von wunderbaren Erweckungen inmitten der römischen Kirche nach dem Norden kam, zogen zwei suchende Jünglinge dorthin, um zu sehen: ob es Christus sei, der sich da offenbare. Schon in Erlangen empfing sie der eben zum Glauben erweckte J. A. Kanne, in Nürnberg der ehrwürdige Kießling mit der Bestätigung: durch M. Boos und seine Freunde aus Sailers Schule habe Gott sich in dem katholischen Österreich, Bayern, Schwaben ein großes Volk gesammelt. An Ort und Stelle durften sie die Freude dieses Volkes über das wiederentdeckte Evangelium, das gesunde Glaubensleben der Hirten und ihrer Herden selbst schauen, das dort vom Himmel gefallene Feuer zurückbringen in den Kreis ihrer Jugendgenossen, wo es mächtig zündete. Ein Jahr später (1817) war es mir vergönnt, ihrer Spur zu folgen. Unvergeßlich bleibt mir die Rosenlaube in einem unbekannten bairischen Dörflein, wo jene apostolischen Männer aus GOttes Wort die Geheimnisse des Glaubens besprachen, ein Timotheus mit dem griechischen Text ihnen zur Hand ging, eine Maria ihrer Rede lauschte; wie dort die Reichsgräfin, so reichte mir hier diese einfache, aber reich begabte Bäuerin beim Abschied die Hand mit den Worten: C h r i s t u s i n u n s! — —"

Dies erlebte der damals 22jährige M. A. von Bethmann-Hollweg im Jahre 1817. War es nicht providentiell bedeutsam, daß gerade zum Reformationsfeste d i e s e s Jahres der erste protestantische Gottesdienst in R o m gefeiert wurde und die Veranlassung dazu gab, daß auf N i e b u h r s Ersuchen Friedrich Wilhelm III. eine Gesandtschaft-Kapelle stiftete?! Hausgottesdienste waren vorausgegangen; aber durch Einladung aller deut-

schen Protestanten, deren gegen vierzig erschienen, wurde dieser der erste Gemeindegottesdienst. (D. Nähere s. Bunsens Leben I, S. 129.) Darauf erfolgte nach zwei Jahren ein weiterer Schritt. Im Jahre 1819 kam Heinrich Eduard Schmieder nach Rom, um die Stelle des Gesandtschaft-Pfarrers zu übernehmen, und hielt am 27. Juni im Palazzo Caffarelli auf dem Kapitol die erste Predigt über Luk. 15, 1—10, „ein wahrer Engel des Friedens und, obgleich unter Unglauben und Freigeisterei aufgewachsen, ein so rechter evangelisch-gläubiger Christ, als wenn er von St. Augustinus und Luther erzogen wäre".

Am 16. November 1823 nahm er in der Predigt über 1 Kor. 2, 1—5 Abschied von der jungen und an Zahl zwar nicht starken, aber an hochbegabten Menschen, an hervorragenden Vertretern der Wissenschaft und Kunst reichen, verhältnismäßig reichsten Gemeinde, um als geistlicher Inspektor nach Pforta zu gehen. Wie großes Interesse die römische Gemeinde damals bereits über die Alpen hinaus erregt hatte, bezeugt u. a. der Ertrag einer Kollekte, welche auf Veranlassung des Freiherrn Karl von und zum Stein von dem ihm befreundeten Pfarrer Stein in Frankfurt a. M. in Verbindung mit dem geistl. Ministerium dieser Stadt gehalten gegen 800 Gulden zur Begründung eines evangelischen Krankenhauses erzielte.

In Schmieders Stelle trat bekanntlich Richard Rothe, der am 9. Januar 1824 seine Antrittspredigt hielt, auch einer von den demütig-dankbaren Zeugen der zumeist durch Schleiermacher vorbereiteten neuen Frühlingszeit der evangelischen Kirche, „trunken", wie er selbst sagt, „von der Freude darüber, die Küste einer übernatürlichen Welt, nach der die Sehnsucht so lange ausgeschaut hatte, endlich in Sicht bekommen zu haben."

Wenn doch Niebuhr gegen Bunsen aus seiner ernsten Besorgnis, daß doch ja für Schmieder der geeignete Ersatz ge-

funden werden möchte, kein Hehl machte und Bunsen demnach alle Ursache hatte sich vorzusehen, so ist es gewiß ein sehr gewichtiges Zeugnis dafür, wie bedeutend unser Hey ihm erschienen, daß er im Jahre 1823 in erster Linie ihn nach Rom ziehen wollte. Es ist wohl manchem unter den Vielen, die von Hey bisher nur das wußten, daß er außer den Fabeln noch einige geistliche Lieder gedichtet, widerfahren: jene Anmerkung unter dem Text in Bunsens Leben Bd. I, S. 238 zu übersehen, welche uns von einem Briefe Bunsens an Niebuhr vom 29. August 1823 erzählt, in welchem es ihm ‚vollkommen sicher‘ ist, daß Hey alle Erwartungen übertreffen werde, wenn er als Gesandtschaft-Pfarrer zu Rom in eine Lage komme, wo sein tiefer und lebendiger Geist sich aufrichten könne, wo es dann weiter lautet:

„Es hat während der letzten Jahre zu meinen betrübendsten Erfahrungen gehört, wenn ich bedachte, wie das Glück mich unaufhörlich begünstigt hat, während zwei meiner Freunde, deren innere Tüchtigkeit sich mir in 12jähriger Erfahrung immer mehr beurkundet hat, je mehr glänzende Erscheinungen ich schwinden oder untergehen sah, und die ganz andere Ansprüche, als ich, auf Gelingen und Ehre und Ansehen in ihrem Berufe haben, Hey und Reck, mit widrigen Umständen und der harten Notwendigkeit des Lebens kämpfen müssen. Und was für eine Hoffnung hat Hey — — — in Deutschland, bei seiner drückenden Lage und seiner unermüdlichen apostolischen Seelsorge, die ihm nicht erlauben, den freilich auch nicht sehr lockenden Weg literarischen Rufs zu versuchen! Und das sage ich mit vollkommener Ruhe, wie anmaßend es auch klingt, ein solches Urteil zu fällen: Aus seinem Geiste allein ließen sich ein Dutzend unserer akademischen Reputationen schneiden, die alle zusammen wieder seinen Charakter und seine Seele nicht wert sind.“

Gesagt, gethan. Niebuhr war's gewiß zufrieden, wenn Bunsen die Aufforderung an Hey ergehen ließ: Auf nach Rom!

Die Antwort ließ nicht auf sich warten. Am 9. September 1823, also umgehends schreibt Hey: „Mein teurer liebevoller Freund! Ich konnte es erwarten, als ich nach langer Zeit die Züge Deiner Hand wieder erblickte, daß es irgend ein freundlicher Plan sei, der Dich zum Schreiben veranlaßt, wie Du denn nie müde geworden bist, für mich zu sinnen und zu sorgen, während das Schicksal oder vielmehr meine natürliche Trägheit mich gleichwohl immer auf dem einen Punkte festhält, wo ich eben bin. Tausend Dank für die neuen Beweise Deiner Liebe und Deines Vertrauens! Möchte es dem Himmel gefallen haben, den kleinen lieben Paten Euch und mir zu erhalten! (Bunsens vierter Sohn, Friedrich Wilhelm, geb. 23. April 1823, war schon am 21. Juni gestorben.) — — —

„Wüßte ich nicht, wie gut und nachsichtig Du bist, so müßte ich mich scheuen, Dir für allen guten Willen und so vielfache Bemühungen nichts als ein armes kaltes Nein zu schicken. Aber Du wirst meine Gründe anhören und — ich bin's gewiß — ihnen Recht geben. Der erste, alles entscheidende, ist A.s Wohl. Sie kann bei ihrer so sehr geschwächten Gesundheit das Vaterland, die Nähe Gothas, die Hilfe ihrer Familie nicht verlassen, ohne daß es ihr Tod wäre. — — Mich selbst betreffend, leugne ich nicht, daß eine Zeit gewesen wäre, wo dieser Vorschlag mich locken konnte. Jetzt wünschte ich wohl, Rom auf eine Zeit zu sehen, aber nicht, dort zu wohnen. Ich bin vielleicht ebenso sehr wie A., ohne daß ich selbst es recht weiß, an Freundes-Umgang und -Mitteilung gewöhnt. Von Zeit zu Zeit, wenn ich mit Büchern und Schülern eine Weile ausschließlich verkehrt habe, renne ich auf einen Abend nach Gotha, und zwar nicht in fremdere Gesellschaft, sondern immer nur in einen engen

Freundeskreis, in dem ich mich allein wohl befinde. Dafür könnte mir Rom, sobald Du weggingest, keinen Ersatz bieten.

„Daß ich diesem doch etwas schwierigen Amte gewachsen wäre, willst Du, soll ich glauben. Es ist aber anderseits doch nicht so besonders bedingt, daß es diese oder jene Geistesrichtung und Weise ausschließlich erforderte und daß es eine Gewissenssache wäre, sich von dem äußeren oder inneren Beruf dazu loszusagen. So schlimm ist es um die gute Sache nicht bestellt, daß Du fürchten müßtest, für diese Stelle übel gesorgt zu sehen. Mich dünkt, dorthin paßt vorzüglich ein junger, frischer Mann, dem neben der Klarheit und Beständigkeit seiner Einsicht und seines Glaubens auch eine feurige Phantasie einwohne, damit er den schwärmenden Künstlern auch etwas zu bieten habe, was den Reiz der katholisch-kirchlichen Pracht aufwiege. Um nun noch verständigerweise auch das Äußerliche zu bedenken, so dürftest Du, was auch Brandis und Niebuhr zu meinen scheinen, doch noch mehr Schwierigkeiten gefunden haben, als Du denkst, da im preußischen Staate es gar nicht etwa an Theologen fehlt und ein solches Amt der Verhältnisse wegen wohl einen Eingeborenen fordert. Aber davon abgesehen, wäre es natürlich nur eine Anstellung für einige Jahre, auf die dann eine neue Versetzung folgen müßte, die mich vielleicht weiter von Dir und allen Freunden entfernte als meine jetzige Stellung. Gemeinsam wirken aber — wie ja auch allerdings des Landpfarrers stilleres Thun zuletzt auf dasselbe Ziel allgemeiner Bildung und Erhebung wirken soll, wie das akademische Lehramt, dem doch auch Du künftig angehören mußt, wenn Du nicht Deinen bestimmten Beruf verkennst — gemeinsam wirken können und sollen wir, ob auch auf der deutschen Karte noch mehr bunte Grenzen zwischen uns gezogen wären.

„Endlich ist mir in Gotha so viel gutes widerfahren von Kindheit auf; ich bin auch bei meiner gegenwärtigen Stellung

— obwohl meine Einnahme nur 450 bis höchstens 500 Thlr. betragen mag — so sichtlich vor anderen ausgezeichnet worden, daß ich mir wohl Hoffnung auf Verbesserung machen dürfte, wenn ich überhaupt mit Traumbildern der Hoffnung mich zu ergötzen geneigt wäre. Laß meinen besten Dank für Deine freundliche Bemühung die Versicherung sein, daß es mir wohl geht und ich zufrieden bin."

Hey spricht sich weiter über die äußeren Verhältnisse seiner Stellung aus, die zwar bei A.s Kränklichkeit nur dadurch zu befriedigenden geworden seien, daß mehrere Zöglinge dazu beisteuerten. Wenngleich er seine Freude an ihnen ausspricht, verhehlt er doch nicht, daß sie viele Mühe machen und ihn „für jetzt zu sehr zerstreuen". Seine besondere Lust an Rudolf Jacobs teilt er auch hier mit: „Mit diesem, 14½ Jahr alt, lese ich die Alten nicht mehr schülermäßig, sondern zu meiner großen Lust: abwechselnd bald einen Historiker, bald einen Dichter. Homer, Euripides, neuerdings Sophokles' Ödipus Tyrannos, auch einige Gespräche des Platon [wohl etwas gewagt!], im Lateinischen jetzt gewöhnlich Livius und Vergil, daneben aus Cicero und Horaz; auch hat uns die Mathematik sehr beschäftigt, von sonst, wie Du weißt, mein Steckenpferd." Er läßt merken, daß wohl „das immerwährende Lehren zum L e e r e n werde", und fährt fort:

„Mit inniger Freude sehe ich doch auf die Zeit, wo es mir gestattet sein wird, einmal bloß für mich zu leben; mein Pfarramt abgerechnet, welches geradezu mir wenig Zeit zu den Vorbereitungen raubt, während ich es doch sehr liebe und unwillkürlich alles, was mir sonst vorkommt, darauf beziehe." Hey spricht sich auch erfreut über die persönlichen Beziehungen aus und fährt fort:

„Theologisches und Philosophisches lese ich mancherlei, nach meiner Weise gehörig durcheinander und gezwungener Weise

sehr rasch. Meinem schlechten Gedächtnis helfe ich durch Auszüge nach. „Der Wunsch, die wichtigsten Väter, besonders die apostolischen, der Kirche hübsch der Reihe nach zu lesen, der mir immer wichtiger wird, kommt gleichwohl nur sehr langsam zur Erfüllung." Doch zieht mich mein Sinn immer mehr zum Historischen. Manchmal ist ein geistlich Lied entstanden. Ein Dutzend aus der Leidensgeschichte sind eben gedruckt in Vaters Jahrbuch der Andacht bei Becker. Der Herausgeber fürchtet sich aber schon vor dem Ruf des „Mystizismus", den ich über ihn bringe; und anderen wieder werde ich gar gottlos vorkommen!

„Recht schön und reich wird unser Leben durch die Liebe unserer Freunde und Angehörigen, die uns oft nach Gotha ziehen, oft bei uns sind. (Hey nennt die uns mehrfach schon bekannten Familien, erwähnt auch des glücklichen neuerdings geschlossenen Ehebundes zwischen Franz Encke und Malchen Becker, welche zu ihren liebsten Freunden gehören.) Agricola, der neulich in Bonn war, hat uns viel, sehr viel Gutes von den Freunden erzählt. Unseren Brandis habe ich um Michaelis vor. J. zwei Tage in Göttingen gesehen; diese Tage sind mir unvergeßlich. — — Und nun nochmals den herzlichsten Dank für Deine Liebe, die freundschaftlichsten Grüße an Deine gute Fanny, und Bitte um Hoffnung auf baldiges Wiedersehen im Vaterlande!"

Wir sehen also, daß Hey mehrfache Gründe hatte, die Stelle der Gesandtschafts-Pfarrei, zu welcher Bunsen gerade ihn ganz besonders geeignet hielt, abzulehnen. Wir werden sehen, wie unter freilich wesentlich anderen Verhältnissen er auch nach R. Rothes Abgang auf wiederholten Antrag bei der Ablehnung beharrte. Und doch war er inzwischen von einem Ereignis überrascht worden, welches ihm den längeren Aufenthalt in Töttelstedt wohl hätte verleiden mögen. Am 15. Juni

1824 in den Abendstunden wurde der größte Teil des Dorfes in Asche gelegt. Um 7 Uhr brach das Feuer hinter der Gemeindeschenke aus, und vor 10 Uhr waren 79 Wohn- und Wirtschafts-Gebäude, dazu das Gotteshaus, 2 Schulhäuser und das Brauhaus ein Opfer der Flammen. Hey selbst wurde durch den Verlust seiner Wirtschaftsgebäude in Mitleidenschaft gezogen. Manche Einwohner gerieten in große Bedrängnis. Hey half, wo und wie er nur konnte, er klopfte auch an die Thüren seiner Freunde in Gotha, und auch im weiteren Umfange suchte er hilfreiche Herzen und Hände in Bewegung zu setzen.

Die Ursache des Unglücks, welches das große Dorf mit seinen übrigens wohl ziemlich leicht gebauten und auf der Hochfläche dicht zusammenliegenden Gebäuden jählings überfiel, hat man nie ergründet. So wasserarm, wie es nach Heys Brief am 12. Januar 1819 (s. d. Anfang ds. Abschnitts S. 111) scheint, war die Gegend nicht: in der Nähe die Quellen der Nesse hüben, und drüben die des Weißbach, welcher bei Regenwetter die Wiesen — nicht selten zu reichlich — überschwemmte; fast an jedem Wohngebäude ein Brunnen, außerdem noch etliche Gemeindebrunnen mit stets fließendem Wasser. Aber alle Hilfe war umsonst, da auch — nach ursprünglicher Windstille — sich möglichst ungünstiger Wind erhob. Am schmerzlichsten war der Verlust der vor gerade 100 Jahren erbauten St. Nikolaikirche, welche an die Stelle der alten vor der Reformation gebauten für das Dorf zu klein gewordenen getreten war, mit ihren drei Glocken (die älteste war von 1399) und der großen Orgel mit 2 Manualen und 36 Registern.

Möglichst rasch ward der Schutt hinweggeräumt, und innerhalb und außerhalb der nackten Mauern versammelte sich die Gemeinde am Sonntag den 27. Juni, um die „Brandpredigt“, wie Hey sie selbst genannt, über den Doppeltext Klagel. Jerem.

1, 1 u. 2 und 3, 22 und 23 zu hören, die im 2. Teil zur Aufrichtung (nach der Demütigung) in Dankbarkeit, Einigkeit und selbstverleugnender Liebe mahnte und mit demütigem, kindlichem, vertrauensvollem Gebet schloß. Die Beschränkung, die uns obliegt, legt uns den Verzicht auf die Mitteilung der uns vollständig erhaltenen Predigt auf. Dieselbe enthält vollaus das, was jeder fruchtbringenden Predigt beiwohnt: christliche Ethik, oder — um das, was der Veteran H. Ed. Schmieder vom Briefe Jakobi sagt, anzuwenden —: sie weckt christliche Thatkraft.

In einem Briefe an Fr. Becker vom 8. November 1824, dem Vorabend des Tages, an welchem Becker, jetzt Stadtrat, am 1. Juni desselben Jahres mit Mathilde Perthes verehelicht, sein 32. Lebensjahr vollendete, konnte Hey seinem Freunde für ein reiches Geschenk von Schulbüchern für seine abgebrannte Schule danken und ihm „alles mögliche Haus-, Stadt- und Bücher-Glück" wünschen, sowie daß Becker ihm in den kommenden Jahren ein so treuer Freund bleiben möge, wie er es in diesem besonders gewesen. „Wir wollen übrigens", sagt er, „gern dem lieben Geschicke die etwas kräftige Probe erlassen, auf die es diesmal Deine und aller lieben Freunde Güte für uns gesetzt hat."

Charakteristischer ist ein anderer Brief an dieselbe Adresse vom 14. April 1825, der uns zeigt, wie Hey, obwohl noch die bitteren Folgen des Brandunglücks tief mitfühlend, doch auch in weiteren Kreisen die hilfreiche Hand solchen bietet, die unter ganz anderem Drucke leiden: „— — Ein junger Geistlicher, außer Landes, wird von seiner Behörde auf eigentlich gewaltthätige Weise gedrückt. Frühere Predigten hatten eine andere Partei zur Klage gereizt — gleichviel ob mit Recht oder Unrecht. Es kam zu disziplinarischer Untersuchung, und der Erfolg war, wie es nicht anders sein konnte, eine Mahnung zu größerer Schonung und Vorsicht. Vielleicht hast Du selbst von der Sache

gehört. Seit jener Zeit hat man ihn unter eine geheime geistliche Polizei gesetzt. Seine Predigten wurden belauscht, nicht von der Gegenpartei, sondern von den Vorgesetzten. Aus zweien schöpfte man Gelegenheit zu neuen Untersuchungen. Sie wurden ihm abgefordert, und seitdem mußte er fast ½ Jahr lang jeden Sonnabend die nächst zu haltende Predigt einschicken, an der dann Sätze, Stücke, auch ganze Teile gestrichen wurden. Er legte die beiden erstgenannten Predigten drei fremden Geistlichen vor, Männern vom größten Ansehen, deren vollkommene Billigung ihm zuteil wurde. Er wählte acht Predigten zum Druck aus. Der Drucker schickte sie ohne Namen des Verfassers an die Zensurbehörde, wo sie das ‚Imprimatur‘ erhielten. Unter ihnen waren jene zwei, die der neuen Verfolgung die Handhabe gegeben. Unglücklicherweise wird es zu früh verraten. Maschinen, die bis zu den höchsten Stufen spielen, werden in Gang gesetzt, um den Druck noch zu verhindern. Der Buchdrucker läßt sich einschüchtern durch den leidigen Vorwand, daß die Predigten keinen Titel gehabt hätten. Der Verfasser wird von einem sehr einflußreichen Manne um Mitteilung des Manuskripts ersucht, das er dann unfehlbar nimmer oder doch ohne das sacrosanctum ‚Imprimatur‘ wiedererhalten soll.

„So steht die Sache, und es ist jedenfalls das Sicherste, die Predigten außer Landes drucken zu lassen, damit endlich die öffentliche Stimme solchem Verfahren Einhalt thue. Zu Dir, einem bekannten Freunde des Rechts, wird die Hoffnung gehegt, daß Du einer solchen Sache Deine Hilfe nicht versagen werdest. Willst Du es nun in Verlag oder in Kommission nehmen? Beides wird angenehm sein. Nur bitte ich um eine bestimmte Antwort, soweit sie vorläufig gegeben werden kann. Die Wahrheit der Angaben ist zunächst durch mich verbürgt. Nächste Woche komme ich nach Gotha und kann Dir jede nötige Auskunft geben. Daß das ‚Imprimatur‘ bei uns nichts hilft,

weiß ich. Es wäre dann zu überlegen, ob die 8 Predigten in jenem Lande gedruckt werden sollen, oder ob eine neue Abschrift Dir zugestellt werde, die wohl ohne Zweifel unsere Zensur ganz unbedeuklich passieren wird. Denn nur ein böses Auge kann Verfängliches darin finden.

„Auf jeden Fall gieb sogleich beim Empfang dieser Zeilen eine kurze Antwort, eine bejahende, wenn es sein kann; denn es kommt auf die Freiheit der evangelischen Kirche an, die von ihren eigenen Kindern gemißhandelt wird. — —“

So spüren wir denn auch mit Lust den frischen Mut des treuen Hirten, der sich nur fester gebunden weiß an die von den Thränen der Abgebrannten betaute Flur, in dem am 22. Juli 1825, also reichlich ein Jahr nach dem Brande, an seinen Bunsen gerichteten Briefe. Dieser Brief an den nach Niebuhrs Abgang bekanntlich mehrere Jahre die Geschäfte der Gesandtschaft in Rom vorerst interimistisch fortführenden Herzensfreund lautet:

„Teuerer Freund! Der Überbringer dieser Zeilen ist Emil Jacobs, der jüngste Sohn meines geliebten Lehrers und Bruder von Fritz, an den ich Dich nicht zu erinnern brauche. (Paul Emil J., geb. in Gotha 1803, in der lebendigen bewußten Anschauung der Kunstschätze von dem in der ganzen Altertumskunde hervorragenden Vater auferzogen und auf die bildende Kunst durch glückliche Begabuug angewiesen, ward Hofmaler daselbst und starb am 6. Januar 1866. Hätte nur Heys stete und zähe Abneigung dagegen, sich abkonterfeien zu lassen, überwunden werden können, wir hätten gewiß ein wohlgetroffenes Bildnis von ihm durch Emil J.s Künstlerhand!) In der That ist mir's, als wäre ich selbst Dir näher gerückt, seit ich weiß, daß ein Glied des Kreises, indem ich meine schönsten — wenngleich seltenen — Stunden zugebracht habe, bei Dir sein wird. Emil selbst habe ich freilich auch seit einem

Jahre nicht gesehen; aber in meinem Stillleben macht ein Jahr keine wesentliche Veränderung, und was er Dir von unserem Thun und Sein erzählen wird, kannst Du alles auch als für jetzt gültig ansehen, nur daß ich noch fester in meinem Berufe einwachse, noch seltener — auch sogar — nach Gotha komme.

„Die letzten Briefe, mit denen Du die Gothaer Freunde und mich erfreut hast, geben uns die Überzeugung, daß Du in Deinen engeren und weiteren Verhältnissen glücklich bist. Auch kann das wohl nicht anders sein und, gar nicht gerechnet Dein Hauswesen, den ersten Grundstein alles dauernden Glücks und worin Du — einmal ein wahres Schoßkind des Geschicks — auch das große Los gezogen hast, ist schon ein so langer, ehrenvoller Aufenthalt in Rom für so viele ein Gegenstand steter schmerzlicher Sehnsucht.

„Laß Dich aber dort nicht zu sehr fesseln! Das Vaterland hat seine Rechte an Dich, und so Deine Freunde und die Wissenschaft. Mag sein, daß, eben weil mir die Diplomatik eine terra incognita ist, sie mir auch darum desto trockener und Deiner nicht wert erscheint; so sehe ich doch an Dir selbst, daß sie Deinen Geist nicht zu sättigen vermag und daß Dich andere Studien entschädigen müssen. Steige denn recht bald herab von den kahlen glänzenden Höhen ins lebensvolle, wenngleich beengtere Thal!

„So oft ist schon zwischen A. und mir von einer Reise nach Bonn geträumt worden. Wenn Du erst wiederkehrst — und wohin anders solltest Du Dich wenden, als zu den edelsten Freunden, wo wolltest Du Deiner Fanny das deutsche Land lieber und vertrauter machen, als in seinem rheinischen Paradies? — wenn Du erst dort bist, dann gewiß dürfen wir nicht säumen, und sollte ich das leidige Geld dazu betteln oder — horribile dictu — stehlen. Du siehst, was alles auf Dich wartet, bedenke, entsage der stolzen Roma, wende Dich zur

milden Bona oder wohin Du sonst willst, nur aus dem welschen in das deutsche Land! Und ehe Du Dich festsetzest, komm auf Deinen Zügen auch einmal nach Töttelstedt, daß ich Dich, Deine Fanny und Deine lieben Kinder einmal von Angesicht sehe, ehe ich sterbe! Denn wenn dies auch nach mosaischer Rechnung noch 40—50 Jahre Aufschub leiden sollte, so ist's sehr möglich, daß auch ein so mäßiger Plan wie die Reise nach Bonn nur in Gedanken bleibt.

„So blieb in Gedanken eine Reise in die salzburger und tyroler Alpen, die ich mit meinem Bruder machen sollte und von wo ich dann wenigstens in das schöne italische Land gesehen hätte. Wohlgeraten aber war mein Zuhausebleiben. Denn in der Zeit dieser Reise brannte es hier, und die Thätigkeit des Pfarrers wurde in ernsten Anspruch genommen. Doch habe ich in dieser Hinsicht nicht mehr viel zu thun; die traurige Brandstätte — und das war fast das ganze Dorf — ist wieder bebaut, und bald werde ich mich auch wieder einer neuen schönen Kirche zu erfreuen haben. Aber nicht unfruchtbar an tröstlichen Erfahrungen auch in religiöser Hinsicht ist mir dieses Jahr gewesen, während ich mich sonst wohl manchmal allzusehr nach den Gegenden Deutschlands gesehnt habe, in denen ein regeres religiöses Leben ist. Doch ich habe zu meinem Trost gesehen: Stille ist nicht immer Kälte; und der Arbeiter hat überall nicht zu rechten, an welchem Platze, zu welchem Werke er angestellt ist.

„An den wissenschaftlichen Bewegungen der protestantischen Kirche nehme ich natürlich auch aus meiner Ferne warmen Anteil und verliere Mut und Zuversicht nicht, wenn auch sich manche dunkle Wolken am Horizont zeigen. Dahin zähle ich vor anderen die fast Wöllnerschen Verdunklungsversuche, die jetzt mächtig genug sich erheben, die uns aber darum doch ‚den Glauben sollen lassen stahn' und die Vernunft dazu und die

Freiheit und überhaupt was göttlich ist. Wie sich mein Glaube zum Naturalismus, Rationalismus, Supranaturalismus und wie die Farben alle heißen verhält, magst Du einigermaßen aus beiliegenden Liedern ersehen. Daß sie Dir eintönig erscheinen, fürchte ich am wenigsten; ja ich hoffe sogar, daß sie der ernsten religiösen Stimmung zusagen, die Dein letzter Brief unverkennbar ausspricht.

„Laß recht bald, recht viel und recht Erfreuliches hören, sage Deiner trefflichen Fanny meine schönsten Grüße und herzliche Bitte: sich bald von uns in Deutschland begrüßen zu lassen; sei Emil Jacobs ein liebevoller, väterlicher Freund und bringe uns bald Dich, Dein treues Freundesherz und was nur Bunsen heißt ins ehrliche Vaterland! —“

Angelegt ist diesem Briefe Heys der längste seiner Auguste, aber auch der letzte, der von ihrer Hand uns aufbewahrt ist. Wir geben diesen seinem Hauptteil nach wieder:

„— — Wie träumt man sich vieles so ganz anders vom Leben, wieviel muß man hergeben von dem Teuersten, wie gut, daß man sich dies nicht bloß träumt: die innere Wärme und Liebe, wie gut, daß uns die nicht genommen werden kann und der Glaube an die Erwiderung im Herzen der Freunde!

„Über uns ist viel hinweggegangen; das Leben hat uns nicht geschont, die Zeit uns oft gewaltsam fortgerissen und die innersten Empfindungen hin- und hergeworfen, im Äußeren uns oft so viel zu thun gegeben, daß man kaum ins Innere einzukehren vermochte; was aber in uns am tiefsten lag, konnte von aller Unruhe nicht berührt und geändert werden. — — Das Leben hat uns auch recht alt gemacht, früher als es nötig gewesen wäre; aber in diesem Punkte sind wir jung geblieben und — glaub' ich — werden es bleiben, solange das Herz noch schlägt. Mein sonst in jeder Art so gutes Gedächtnis wird von Tage zu Tage schlechter und versagt mir oft in den

nötigsten Dingen den Dienst; wie dankbar bin ich aber, daß es mir ganz treu blieb, was unsere Freunde betrifft und die durch sie genossenen Freuden! — — —

„Wir, die wir entfernt von den Menschen, ohne den fortgehenden zur Gewohnheit werdenden Genuß der Freundschaft leben, ohne neue Bande zu knüpfen oder nur durch den Verkehr der Geselligkeit zerstreut zu werden, wir müssen wohl festhalten am Alten, wenn wir nicht verarmen wollen; unsere Schätze haben wir aus der Vergangenheit mitgenommen; die Zukunft bietet uns keine. — — —

„Alle haben jetzt einen unersetzlichen Verlust an Encke, der nach Berlin geht. Für uns ist es besonders ein tiefer Schmerz. Seine Frau, Malchen geb. Becker, hat mir unter den Allernächsten gestanden, und eine solche Freundin und einen solchen Freund zu verlieren ist sehr hart. Weniges wüßte ich, was uns so weh hätte thun können. Meines Wilhelms Bruder ist noch in derselben Stellung, derselbe Mensch, und denkt nebst Julchen, seiner gar herzigen lieben Frau, Ihrer noch sehr. Selten sehen wir ihn hier. So geht's mit Allen; haben wir doch sogar dem Kommen unseres lieben Dr. Fr. Jacobs entsagen müssen, der immer an Ketten liegt.

„Das Leben nach einem Brande kann nicht gut beschrieben werden; man muß es erleben. Jetzt steht das Dorf fast wieder; aber wie lange kann es noch dauern, bis es einem nicht verbrannten ähnlich wird! Doch wunderbar sieht man die Hilfe GOttes in solchen Fällen und kann sie mit Händen greifen. Und ruhiger wird gewiß das Herz nach solchen Erfahrungen!

„Mein Bruder hat vor zwei Jahren geheiratet; mir ging das Glück auf, eine liebevolle Schwester zu haben. Wir verloren sie nach vier Monaten! Es war ein unsägliches Leiden! Seit jener Zeit konnte sich die gute Mutter nicht wieder er-

holen; um sie habe ich die größte Angst meines Lebens ausgestanden. Endlich erreichten wir durch unsere Bitten und durch die Umstände, daß sie ihr Institut aufgab und seit Neujahr wenigstens von dieser Last und Sorge frei ist, die über ihre Kräfte ging. Die Tante, die hier bei uns lebt, ist unser größter Trost und unsere treueste Hilfe.

„Viel habe ich ausgehalten; oft sah es schlimm aus, besonders in einer schweren Krankheit vor drei Jahren; viel muß ich ertragen, viel entbehren; aber mit einer guten Dosis Geduld und wenig Ansprüchen kann man weit kommen und recht zufrieden sein. Und immer muß ich sagen, daß ich mehr bestanden und noch bestehe, als zehn Gesunde vielleicht nicht hätten bestehen können. Ich weiß ja, daß eine Kränklichkeit dieser Art wohl sehr zähe machen muß; ich verlange nichts, als immer das leisten zu können was ich muß, und nehme die Zwischenspiele geduldig hin.

„Unser Leben hat sich bisher um unser Erziehungsgeschäft zum guten Teil gedreht. Wir haben darin wirklich über die Kräfte gearbeitet, habe Freude erlebt und Verdruß, Dank und noch mehr Undank, sind in der That gegenwärtig ermüdet davon und darum froh, daß von Michaelis dieses Jahres an wir bloß zwei Jungen noch haben. Geht das vielleicht auch nicht für immer, so sammeln wir doch vielleicht unsere Kräfte. Die letzten zwei Jahre, wo uns Vieles traf, haben sie wirklich aufgerieben; ich fühlte schon lange, daß ich so das Leben wohl nicht lange mehr aushalten könnte; und fast fürchtete ich das von Hey auch, obgleich dessen Geisteskraft außerordentlich ist. Die oft übermäßige Arbeit ist das sicherste Mittel, daß das Leben für uns Flügel hat. Ich kann oft gar nicht begreifen, daß ich schon sechs Jahre hier bin. Denn in mir ist noch alles so wie sonst — und doch auch wieder so vieles anders. Aber man erkennt immer mehr, wie gut es sei, daß der Mensch nicht bleibt, wie er ist und war. — — —“. —

Am Dienstag vor dem Christfeste, am 20. Dezember 1825 wurde die neue Kirche in Töttelstedt eingeweiht. Das sehr umfangreiche Ritual dieses Tages ist uns erhalten. Eine einleitende Ansprache auf dem Kirchhofe hielt Hey, die gleichfalls noch vorhanden ist. Die Einweihung vollzog durch die erste Predigt der Superintendent zu Tonna, Joh. Val. Lux, der von 1802 bis 1815 dort Pfarrer gewesen war. An beide Festreden schloß sich je ein von Hey gedichtetes Festlied an. Die Ansprache Heys mitzuteilen, darauf verzichten wir ungern um der Fülle des Stoffes willen, die noch vor uns liegt. Nur aus dem einen der beiden gleichfalls uns vorliegenden Festlieder sei eine von den sechs Strophen hier aufbewahrt:

„Du GOttestempel, Friedensstatt!
Heil, wer zu deinen Schwellen naht
Und hier darf betend weilen!
Heil uns! Für uns bist du geweiht;
Wir wollen freudig allezeit
Zu deinen Pforten eilen,
Eine reine
GOttgemeine; o daß keine schwere Sünde
Je uns diesen Trost entwinde!“ —

Wir würden ohne das ausdrückliche Zeugnis von kundiger Hand schon überzeugt sein, daß die vielseitigen Bemühungen unseres Hey, seiner abgebrannten Gemeinde wieder zu Stand und Wohlstand zu verhelfen, wofür er mit eigenen Opfern aller Art fast über seine Kräfte voranging, ihm die dankbare Anhänglichkeit der dortigen Leute in hohem Grade erworben, die ihn durch das Leben bis ans Ende begleitet hat. Wie in allen Stücken, so auch darin stand ihm seine Auguste treu zur Seite, war trotz der schwachen Leibeshülle im vollen Sinne ihres Mannes Gehilfin. Diesem Verhältnis sucht allzubescheiden der Gatte in einem Briefe an den Erfurter Fr. Chr. Lossius,

Teilhaber und Buchführer in Fr. Beckers Geschäft, Ausdruck zu geben, wenn er am 5. Juni 1827 schreibt: — —

„Eduard (Lossius, Neffe des Fr. Chr. Lossius, aus Livland) ist glücklich angelangt, wie er selbst gemeldet hat. Ich habe mich Deines guten Zeugnisses für ihn sehr gefreut und erwidere es mit einem gleichen. Er ist ein herzensguter Mensch, äußerst pünktlich und aufmerksam. Ich habe keine Beschwerde über ihn, als daß er gegen mich zu respektvoll ist. Doch es ist einmal mein Los, wohl auch meine Schuld, daß mir bloß Scheu, — in ihren verschiedenen Graden der Achtung, der Furcht u. s. w. begegnet, während Auguste das Beste, das Fett von der Suppe, die Anhänglichkeit, davonträgt. Suum cuique. — —“

Hey wollte eben nur nicht gelten lassen, was sich Busch und Baum erzählten: Daß ihm Alt und Jung anhing!

Es mag wohl sein, daß, wenngleich Auguste in ihrem obigen letzten Briefe das schöne Bekenntnis niederlegt: das Herz werde ruhiger nach den Erfahrungen der wunderbaren GOtteshülfe in großer Trübsal, dennoch anderseits die lange nachwirkende Aufregung und Anstrengung infolge der schweren Brandschäden die Krisis beschleunigt hat, die ihr — wohl ein väterliches Erbteil der früh vaterlos Gewordenen — von früher Jugend an äußerst schwacher Körper nicht bestehen konnte. Ohnedies hatte sie von je her bei ihrer umfassenden und reichen Begabung auf Kosten ihres leiblichen Gedeihens ein allzu starkes Maß geistiger Beschäftigung sich zugemutet. Nicht nur war sie im Französischen und Italiänischen bewandert, was sie in dem Pensionat ihrer Mutter in Gotha zu starker und erfolgreicher Hilfleistung befähigte, sondern sie hatte auch des Lateinischen sich so weit bemächtigt, daß, wie erzählt wird, nach Heys Hinscheiden sich eine Menge schriftlicher Arbeiten von ihr gefunden hat, worunter sauber geschriebene, korrekte Übersetzungen aus dem Französischen ins Italiänische und Lateinische. Sie be-

teiligte sich auch in Töttelstedt noch am Unterrichten der Knaben oder doch mindestens an der Überwachung ihrer Arbeiten. Der Unterricht im Klavierspiel gehörte vollständig zu ihrem Ressort und trieb sie denselben sehr eifrig. Andreas Perthes, der zu Heys Zöglingen in Töttelstedt gehörte, erzählt: „Sie lag im Oberstock krank im Bette; wenn ich Musik übend unten einen falschen Ton anschlug, so klopfte sie mit dem Stuhl auf den Boden; dann mußte ich kommen und mir sagen lassen, wo ich fehlgegriffen."

Nach dem Sommer des Jahres 1825 nahm die Kränklichkeit der treuen Dulderin so sehr zu, daß sie oft wochenlang in Gotha sich aufhalten mußte, um dem Arzte näher und seiner Hülfe sicherer zu sein; der Wunsch ihres Arztes mochte wohl dem ihrigen begegnen. So sehr Hey bei seiner vielseitigen Bildung und geistigen Beweglichkeit davon durchdrungen sein mußte, daß er für den Verkehr in und mit den Kreisen der Hauptstadt auch als Pfarrer weit eher geeignet sein würde als für die Seelenpflege einer kleineren Dorfgemeinde, so war doch anderseits durch die schweren Erfahrungen letzter Zeit der in Selbstverleugnung und Entbehrungen wie wenige geschulte Mann so tief mit den Verhältnissen der einzelnen Familien vertraut geworden und so fest mit ihnen verwachsen, daß er wenigstens für jetzt, soweit es auf ihn selbst ankam, an eine Änderung seiner Stellung nicht dachte. Wie vertraut er mit den inneren Familienverhältnissen war, läßt sich daraus entnehmen, daß ihm nachgesagt ward, er habe häufig zwischen entzweiten Eheleuten Frieden gestiftet; war doch in der That ein seltener Friedensgeist in ihm, den man heutzutage nicht selten vermissen und herbeiwünschen muß! —

Allein das Leiden seiner geliebten Frau nahm dermaßen zu, daß er sich um ihretwillen verpflichtet fühlte, sich als Konkurrenten zu der im Jahre 1827 vakant gewordenen Hof-

predigerstelle in Gotha zu bekennen. Nachdem Herzog Ernst I., der kurz zuvor Sachsen-Gotha zu Koburg übernommen, eine Gastpredigt von Hey gehört, berief er ihn auf den vakanten Posten.

Nicht lange darauf nahm der Zustand seiner Frau einen so ernsten Charakter an, daß man ein nahes Ende erwarten mußte. Die ersten Tage des August verliefen unter so bedrohlichen Anzeichen, daß er seine Zöglinge fortschickte mit der Weisung, eine Wanderung nach den „drei Gleichen" (zwischen Gotha und Arnstadt im vormaligen Gebiet der Grafen von Gleichen) zu machen.

Die Knaben, die nichts Schlimmes ahnten, da Hey seine Stimmung sehr zu beherrschen wußte und ihnen nicht anders erschien als sonst, wann die Frau Pfarrer leidend war, zogen arglos in die schönen sommerlichen Fluren und waren sehr ausgelassen fröhlich. Rückkehrend am 5. August, erfuhren sie in Zimmern supra, dem preußischen Kirchdorfe ½ Stunde südlich von Töttelstedt, durch den Pfarrer Ramann von dem Hinscheiden der Kranken, das am Abend zuvor erfolgt war.

Noch heute, nach so vielen Jahren, gesteht einer unter ihnen dem Verfasser dieses Buches, wie er tief im Herzen eine schmerzliche Erinnerung bewahre daran, daß sie gerade die für ihren geliebten Pfarrer Hey so sehr bitteren Abendstunden so ungemein heiter verlebt haben. Am 17. Juni 1794 geboren, hat Auguste Hey, geb. Grosch, ihr 33. Lebensjahr kaum sieben Wochen überschritten. Seit bald 60 Jahren bedeckt mehr und mehr das Moos den Hügel, unter dem die irdische Hülle des reichen Geistes ihre Ruhestatt fand — „Saat von GOtt gesäet, am Tage der Garben zu reifen." Auf dem alten Grabstein lesen wir von ferne im Geiste die Worte aus 1 Kor. 13: „Die Liebe höret nimmer auf." Stünden sie wirklich da, wahrlich sie wären am Platz, wie auf so manchem der „frühen

Gräber", die der „schöne stille Gefährte der Nacht" mild beleuchtet. —

Es war nur zu natürlich, daß unser Hey das fromme Gedenken an seine Entschlafene auch in der Form der Dichtung aussprach. Wir haben zunächst aus dem Herbst des Jahres 1827 sieben solche Zeugnisse, die er „Blumen auf meiner Auguste Grab" überschrieben hat. Das letzte derselben teilen wir mit:

Die Liebe scheidet nicht.

Einen Trost, o Heiland, woll'st du geben,
Treuer Meister, ein gewisses Wort!
Enden muß, ich weiß, der Erde Leben
Und ein andres Dasein winkt uns dort;
Und die Lust der Sinne muß ich meiden;
Denn das Wandelbare bleibet nicht.
Alles, alles laß' ich gerne scheiden;
Nur die Liebe scheide nicht!

Die mit tausendfachen süßen Schlingen
Wunderbar mein armes Herz umfaßt,
Die mir Freude, Lebenslust zu bringen
Sinnet, sorget, schaffet ohne Rast,
Die mich stets gehalten und getragen,
Nimmer müde ward der schweren Pflicht;
Allem andren will ich gern entsagen;
Nur die Liebe scheide nicht!

Die ich manchmal, wohl in böser Stunde
Undankbar und frevelnd von mir stieß,
Ach, und die des Herzens tiefe Wunde
Stets vor meinem Blick verschlossen ließ;
Der ich nie vergelten kann noch lohnen,
Säh' ich noch so lang' des Lebens Licht,
Nimmer selbst vor Deinen ew'gen Thronen:
Nur die Liebe scheide nicht!

Ohne die kein wahres Glück mir werden,
Nie ein Werk zum Segen kann gedeih'n,
Ohne die ich traurig ging' auf Erden,
Bruderlos und freudelos allein,

Ohne die ich ewig einsam stünde,
Selbst vor Deines Vaters Angesicht, —
Meister, höre meinen Ruf, verkünde:
Nein! die Liebe scheidet nicht!

Nein, Du sprichst: Die Liebe darf nicht scheiden,
Weil Du selbst die treuste Liebe bist,
Die auch in des Himmels reinen Freuden
Doch der armen Menschen nie vergißt,
Weil Du ebendarum bist gestorben
Und erstanden zu dem ew'gen Licht,
Daß uns Heil und Leben sei erworben
Und die Liebe scheide nicht!

Nein, die rechte Liebe kann nicht sterben;
Ist sie doch in Gott und Gott in ihr;
Darum zog er uns aus dem Verderben,
Waltet über uns so für und für,
Lässet uns des Himmels Heil bereiten,
Ruft so mildes Vaterwort und spricht:
Kommt, ihr Kinder, Liebe soll euch leiten
Und die Liebe scheidet nicht.

Später fand sich unter dem Nachlasse aus jenem Trauerjahre noch ein Cyklus von acht Dichtungen, den wir als „Nachruf an Augustes Sterbelager" bezeichnen möchten. Von diesen teilen wir das kürzeste mit, das siebente:

Der Abend.

Noch ging der Tag auf seinen Himmelswegen,
Noch mußten Ernter draußen froh sich regen,
Als ernst der Bote Gottes zu dir trat.
Von jenem Augenblick die bangen Stunden —
Mir unbewußt, wie dir, sind sie geschwunden,
Bis daß vollbracht war seine dunkle That.

Da sah ich auf: es war der Tag geschieden;
Zur süßen Ruhe ruft's den Arbeitsmüden,
Die weiten Auen deckt die stille Nacht.
Doch als ich bang den Blick nach Westen kehre,
Da steht es freudig, hoch, des Tages Ehre:
Das Abendrot — in goldumsäumter Pracht! —

Hören wir nun, wie der 38jährige Witwer sich gegen einen seiner Herzensfreunde ausspricht. Bunsen war eben im Sommer dieses Jahres 1827 zum Ministerresidenten am päpstlichen Hofe ernannt und nach Berlin berufen worden, weniger aus dem ostensiblen Grunde, um eine Madonna von Rafael in das Museum zu überliefern, als vielmehr in Wahrheit, um mitzuberaten über Mittel und Wege, die etwa geeignet wären, zur Lösung jener Verwickelungen zu dienen, welche in immer neuer Weise zwischen der preußischen Staatsgewalt und der römischen Kirche sich fortspinnend bis auf diese Stunde nicht zum dauernden Einverständnis geführt haben. Zugleich lag es Bunsen am Herzen, einen Nachfolger in R. Rothes Stelle zu finden, der für das Jahr 1828 in eine Professur am Predigerseminar zu Wittenberg berufen war. Er dachte, keineswegs durch den ersten Versuch abgeschreckt, wieder an unseren Hey, den er nach wie vor ganz besonders für diesen Posten geeignet glaubte. Wir werden gleich sehen, wie Hey bei der Ablehnung beharrte.

Bekanntlich trat zunächst interimistisch Tholuck ein, dann schon gegen Ende des Jahres 1828 v. Tippelskirch, der dann seit 1833 Pfarrer zu Giebichenstein und Gründer des „Volksblattes für Stadt und Land“ wurde; darauf Heinrich Abeken (der Neffe des obengenannten Ludwig Abeken), welcher im Jahre 1842 mit Lepsius nach Ägypten ging, um dann — in seltsamem Wechsel der Lebensstellung — vortragender Rat im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten in Berlin zu werden, wo er 1872 starb.

Unser Hey schreibt an Bunsen am 8. November 1827 (unter der Adresse: Stadtrat Bartholdy, Leipzigerstraße 3): „Teurer Freund! Anders durfte ich es nicht erwarten. Ein Brief von Dir mußte gewiß irgend einen neuen Beweis Deiner unwandelbaren Güte und Sorge für mich bringen. Aber freilich auch: anders kann es einmal nicht sein, als daß mir mein

Geschick verwehrt, einen anderen Gewinn von Deinen Plänen und Erbietungen zu haben, als die reinste und dankbarste Freude über Deine Freundestreue. Diese soll mir auch bleiben, wie weit sonst der Himmel meinen Weg von Dir und Deiner Hilfe entfernt halten mag.

„Ich habe das Glück und — so fürchte ich — die Kraft meines Lebens verloren. Die neun Jahre weines hiesigen Aufenthalts haben mir viele Arbeit gebracht, mich leider auch sehr zerstreut, so daß wissenschaftlich nicht geworden ist, was werden sollte. Mein Amt hätte mich allein wohl genährt; aber für meine viel leidende Auguste bedurfte ich mehr. Dies führte mich auf ein Erziehungsgeschäft, dem ich alle meine beste freie Zeit gewidmet habe, bald mit größerem, bald mit geringerem Erfolg, je nachdem die mir anvertrauten Kinder waren. Denn in der Regel liegt irgendein Bedenken zugrunde, wenn Eltern zu einem solchen Auskunftsmittel schreiten. Doch habe ich viel Freude dabei genossen. Die übrige Zeit, deren nicht viel blieb, verwendete ich zu eigenen Studien. Daß diese mich nicht weiter gebracht, lag teils an der Allgemeinheit und Regellosigkeit derselben, am meisten an meinem treulosen Gedächtnis, welches mich immer wieder von vorn anfangen ließ.

„Könnte ich noch einmal diese Zeit durchleben, ich würde nicht anders thun. Denn ich war glücklich durch sie, für die ich alles that, durch meine Auguste. Natürlich habe ich sie erst verlieren müssen, um ganz zu empfinden, was sie mir war. Gesund ist sie hier nie gewesen; aber das letzte Jahr ging sie Schritt vor Schritt den Weg zum Tode; und wie der Leib mehr und mehr erlag, so stieg der Geist immer herrlicher auf; in einer Täuschung, die jedem anderen unbegreiflich sein mag, erlebte ich, immer voll Hoffnung mit ihr, an ihrem Krankenbette die seligsten Stunden. Nur wenn ich nicht bei ihr war und nicht jede Stunde mich an ihrer Geistes-

Heiterkeit aufrichten konnte, da nahte mir die trübe Ahnung.

„Es konnte nicht anders kommen auf diese Weise, als daß mit ihr die Kraft meines Lebens starb. (Nur durch Heys ausnehmende Bescheidenheit ist dieser Ausdruck verständlich.) Seit dem 4. August bis heute ist meine Stimmung meist dieselbe geblieben, wird es wohl jahrelang bleiben oder so lange ich noch lebe.

„Leider muß ich jetzt fort von ihrem Grabe, aus meinem Hause, von meinem Amte, dem allein ich noch mit heiterem Mute lebte. In der Zeit, wo ich noch hoffte, bot sich eine Predigerstelle in Gotha. Die Nähe des Arztes, die Luft, die dort doch nicht so kalt ist, sollte meiner Kranken helfen. Ich suchte die Stelle und wurde durch eine höchst unerwartete Empfehlung dem Herzog aufgedrängt. Dieser hat sie zu vergeben, weil sie an der Hofkirche ist; sie trägt fast weniger ein als meine gegenwärtige, wenn ich zumal rechne, daß dort keine freie Wohnung ist, daß die Stadt auch dem Zurückgezogensten mehr Aufwand auferlegt. Doch so lange ich für A. sorgte, hatte ich zu solchen Überlegungen kein Recht; das Fehlende würde ich durch Unterricht oder Korrektur oder sonstwie verdient haben. Sie — starb. Leider ließ ich die ersten Wochen hingehen, ohne die da noch möglichen Rückschritte zu thun. Ich wähnte: Entfernung, neue Beschäftigung wäre mir wohlthätig. Ich war überspannt. Später hoffte ich die hier so gewöhnliche Verzögerung, die gerade bei dieser Stelle wohl passend hätte eintreten können. Nun ist's gekommen.

„In den nächsten Wochen muß ich weg, muß in Verhältnisse, die ich gesucht, wo ich, wahrscheinlich schon zum voraus nicht erwünscht (?), durch mein jetzt noch ganz abgezehrtes äußeres Ansehen, durch ein nicht günstiges Organ höchst wahrscheinlich ziemlich allgemein mißfallen werde, nachdem ich hier

auf dem Lande durch Umstände für einen guten Prediger und Pfarrer gegolten habe. Selbst die Hoffnung, durch inneren Wert die äußeren Mängel zu übertreffen, die ich damals fassen konnte, ist mir dahingeschwunden. Wenn ich's überhaupt vermochte, werde ich's nun — mit meinem düsteren Kopfe? Werde ich's, nachdem ich hier jahrelang wohl die Vorträge ausgearbeitet, aber dann unabhängig vorgetragen, wenn ich nun wörtlich lernen muß? —

„Für die äußere Lage habe ich geringe Sorge. Ich würde noch übrig haben, hätte ich nicht der Tante meiner Auguste, die sich alle diese Jahre her einzig ihrer Pflege und der hiesigen Haushaltung gewidmet hat, dadurch ein erfreulicheres Los zu bereiten, daß ich ihr ferner die Führung meiner Haushaltung überlasse. Ihr und meiner Schwiegermutter wird es freilich wohlthun, in Gotha zusammen sein zu können und nicht die mühselige Landwirtschaft führen zu müssen. Ich werde dort auch meinen Bruder und viele redliche Freunde finden; aber nur mein Verstand will anerkennen, daß das gut sei. Mein Herz hat nur ein Gefühl, und unvermerkt, wenn ich mich als einen Dritten betrachte, eine Hoffnung. Doch ich werde thun, was ich vermag, so lange ich lebe.

„Siehe denn die glänzenden Aussichten, die mir verbieten, Deinem Anerbieten zu folgen! Was wolltest Du auch mit mir anfangen? — Von Deiner Reise nach Berlin, von Deinem Vorsatz, über Gotha zurückzukehren, hörte ich schon, was von München aus Thierschs Frau (Malchen geb. Löffler) an meine Schwägerin (ihre Schwester) geschrieben. Fast fürchtete ich nachher, Lückes Versetzung nach Göttingen werde Dich jenen Weg ziehen."

Wir sehen aus Bunsens Leben I, S. 295 ff., daß er auf der Reise über Florenz, Innsbruck, München, Wittenberg in München etwas länger rastete. Die bewegliche Erzählung von

dem Zusammentreffen mit dem späteren griechischen Minister (gest. 1870) Dimitri Bozzaris, dem damals 14jährigen Sohne des etliche Jahre zuvor in Missolunghi als Opfer der Befreiung gestorbenen Marko Bozzaris wird dem Leser vielleicht in Erinnerung sein.

Hey fährt fort: „Von Lücke habe ich — durch meine Schuld — lange nichts gehört. Aber der treue, herzige Brandis kam vor zwei Jahren auf einen Tag zu uns. Sie, Ihr alle, die Ihr mich so unverdient geliebt habt, seid glücklich; so sind es die vielen Freunde des Gothaer Kreises außer dem armen, kranken Dr. Fr. Jacobs. Wohl Euch allen und herzlichen Dank für Eure Liebe! Liebe ist das Glück meines Lebens gewesen, Freundestreue und das Herz meiner Auguste. Sie ist es noch in reicher Erinnerung.

„Hast Du Zeit, so suche Encke, den Direktor der Berliner Sternwarte, auf! Er war in Gotha, wie in Töttelstedt, unser vertrautester Freund. Er und seine Frau werden Dir von uns mehr sagen können als ich. Vielleicht siehst Du auch dort den Studenten Rudolf Jacobs, Neffen des alten Philologen Fr. Jacobs, der unser geliebtester Zögling und wie mein eigenes Kind war, Dir auch von W. Thienemann erzählen kann. Grüße sie herzlich von mir; aber verschweige, was ich Dir fast zu offen geschrieben! Es würde nur in Gotha unter den Freunden viel Redens werden. Ich gehe dahin und werde thun, was mir zukommt, und erwarten, wie es weiter geht mit dem inwendigen und auswendigen Menschen. — —"

Auf diesen Brief hat offenbar der Herzensfreund baldigst geantwortet und sind die Gründe für die Ablehnung der nun zum zweitenmal angebotenen Stellung in Rom dem in der sicheren Voraussicht des eigenen längeren Einlebens daselbst Stehenden nicht schlagend genug erschienen, um nicht die Aufforderung nur dringender zu wiederholen. Wir ersehen

nur wiederum, wie fest der scharf und klar Blickende davon überzeugt war, daß der geistvolle und vielseitige, jetzt nur allzutief gebeugte, liebebedürftige Hey gerade in der ihm schon vor mehr als vier Jahren zugedachten Stellung seine vermeintlich „verlorene und gestorbene“ Lebenskraft nur um so frischer würde aufleben sehen. Es ist ja auch immerhin möglich, daß, wenn Bunsen nicht so über Erwarten lange Zeit in Berlin festgehalten worden und in der Lage gewesen wäre, den Besuch bei Hey auf der Rückreise nach Italien, statt im April 1828, schon im November, gleich nach Empfang des vorstehenden Briefes, zu machen, also ihn noch in Töttelstedt zu treffen, welches er mit dem Jahresschlusse 1827 verließ, die unmittelbare persönliche Einwirkung ein anderes Resultat erzielt hätte. Anderseits aber dürfen wir überzeugt sein, daß unser Hey auch in schweren Stunden nicht leicht es bereut hat, dem Drängen des liebevollst um ihn sorgenden Bunsen nicht endlich nachgegeben zu haben. Hören wir, wie er am 4. Dezember 1827 schreibt:

„Der größte Dank, Du unwandelbar treuer Freund, den ich Dir bringen kann, ist: daß ich Dein Anerbieten nicht annehme. Wenn Deine Güte für mich Deine Augen blind macht, so muß ich die meinigen aufthun, damit wir nicht zusammen etwas Untaugliches zuwege bringen. Die Stimmung, in der ich Dir neulich schrieb, hätte wohl jeden Anderen vor mir zurückgeschreckt. Du versuchst es doch noch, auf noch anziehendere Weise! Dürfte ich mich verlocken lassen, jetzt hättest Du mich. Aber mein Gewissen würde mir noch eher gestatten, Deinem früheren Anerbieten (das doch im Hintergrunde dasselbe Ziel verfolgte) zu folgen, als diesem.

„Du meinst doch die Predigerstelle bei Deiner Gesandtschaft? Denn vorher hast Du nichts davon erwähnt; aber der Zusammenhang lehrt mich, daß Rothe dort Prediger war

und Dir v. Gerlach vorschlug, daß Du nun, wie schon früher einmal, mir diese Stelle zudenkst. Damals, wenn mich nicht mein häuslich Leben festhielt, wäre ich Dir wohl gefolgt. Jetzt könnte ich und — darf nicht."

Otto v. Gerlach, durch sein pastorales Wirken in reich gesegnetem Andenken, geb. 12. April 1801, gest. 24. Oktober 1849, aus einer adeligen Familie der Reformierten entsprossen, seit 1835 Pastor des „Vogtlandes" vor Berlin an St. Elisabeth, ward 1847 Konsistorialrat und Hof- und Domprediger. Tholuck nennt ihn den „Wesley der Berliner Kirche". Zu dem vorstehenden ist R. Rothes Leben von Nippold zu vergleichen. Rothe und v. Gerlach waren in mehr als einer Hinsicht sehr verschieden angelegte Naturen, beide aber durchaus eigenartig, weder nachahmend, noch nachahmbar.

Hey fährt fort: „Ich halte mich für keinen schlechten Prediger. Der Vorwurf des Pietismus trifft vermutlich in unserer Gegend auch mich. Ein gescheiter Bauer hat mir einmal Vorstellungen gethan, daß ich doch nicht immer vom Herrn Christus predigen solle. In Gotha, wenn ich noch dahin komme, wird es schlimm werden. Wenn ich mir da etwa diesen Ruf oder den eines orthodoxen Supranaturalisten u. s. w. zuziehe, so werde ich — leeren Wänden predigen.

„Auf dem Dorfe galt ich auch für keinen schlechten Prediger. In Gotha fürchte ich es anders. Person, Stimme u. s. w. sind zu wesentlich. Sie sind es in Rom noch mehr. Der Geistliche, welcher dort die schwärmenden Künstler der an sich schon einfachen, anspruchslosen evangelischen Kirche erhalten soll, muß neben den italischen, idealischen [?], behäglichen, in ihrer Würde stolzen Priestern nicht zu dürftig dastehen. Du bedarfst eines jugendlich schönen, feurigen, phantasiereichen Redners. Ich sage nicht „begeisterten"; denn diese Eigenschaft nehme ich auch noch für mich in Anspruch; aber der Geist

redet verschieden aus verschiedenem Munde. Von jenen Erfordernissen allen ist in mir das Gegenteil.

„Euer frommer König hat in jener Stiftung der evangelischen Kirche einen rechten Dienst gethan. Deine Pflicht vor allem ist, diesen zu fördern, nicht zu vereiteln dadurch, daß Du jene jugendlichen, leicht beweglichen Gemüter zurückschreckst, Deine Kirche in ihrem einzigen Vertreter dort den Fremden zum Spott machst [?]. Ist nicht dort die Form alles? Ist dort nicht das Land der Phantasie, der Feuer- und Flammen-Rede? — Und ich! War's nicht sonst gerade der Vorzug, vielleicht der einzige, meiner Dichtungen wie meiner Rede, daß sie so einfach — darf ich's sagen? — innig sprach? — Glaubst Du, daß der ältere Mann [?] eine Glut in sich entzünden könnte, wo damals nur milde Wärme war? — Nein, mein teurer Freund, thue nicht übel an Deinem Amte, an Deiner Kirche, an jenen jungen Männern, die des Vaterlandes Stolz und Hoffnung sind, um dem Freunde wohlzuthun!

„Und wäre es denn wohlgethan? — Ja von Töttelstedt nach Rom ist für das Herz kaum weiter als nach Gotha. In Deiner Nähe wäre mir wohl. Die Stadt der größten Erinnerungen würde auch mir nicht gleichgültig bleiben; der Reichtum aller Künste würde auch in mir noch etwas von dem Sinne wecken, den frühere Verhältnisse in Schlummer gehalten haben. Aber wenn ich nun käme mit dem Gefühl meiner Untauglichkeit, wenn ich nun sähe, wie jene, für die ich das Band der Treue am väterlichen Glauben, für die ich ein erwärmender Lehrer werden sollte, sich von mir und vielleicht von jenem Heiligtume wendeten! — Ich bin kein blinder Feind der katholischen Kirche. Aber evangelische Wahrheit ist bei uns mehr, evangelische Tugend und echte Frömmigkeit wird mehr gefördert; meine Hoffnung ist, daß einst — in der Fülle der Zeit — Alle sich an dem lauteren Quell vereinigen werden

und Brüder sein. Soll ich denn das compelle intrare jener zum Gegenteil bei uns machen? —

„Kurz, Du Geliebter, suche Dir einen Mann, der nicht bloß Deinem von Freundschaft bestochenen Herzen genüge, sondern dem schwierigen und hochwichtigen Amte, dazu Du rufst! Ja, wenn Du einmal nach Deutschland (meinetwegen auch nach Amerika oder auf eine noch unentdeckte Insel) in den Schoß der Ruhe zurückkehrst und in der Stille den Wissenschaften lebst, dann rufe, und ich will Dein Dorfpfarrer und der Genosse Deiner Studien sein, wenn — ich noch lebe.

„Wie fest ich und gewiß in meiner Sache bin, das nimm daraus ab, daß ich sogar noch einen späten Versuch gemacht habe, von meiner Stelle in Gotha loszukommen, der leider vergeblich sein wird. (Doch darf dies nicht einmal bei unseren gothaischen Freunden erwähnt werden). — Doch dort wird es noch darauf ankommen, ob der Geist den Sieg über die Schwierigkeiten davonträgt, die mir vorliegen, ob ich — wenn auch nicht den Mann, dem ich mich leider aufgedrängt, doch — eine Anzahl solcher um mich sammeln könne, die gern nehmen, was ich und wieviel ich geben kann. Ist es doch für den Geistlichen das Traurigste, wenn er keine Hörer des Wortes findet, das er ja allein geben kann. Das Weitere steht ohnehin in höherer Hand.

„Und nun — warum ich nicht selbst komme? — Mein erster Grund, der wesentliche, ist meine Schwäche; ich könnte, von Deiner Liebe hingerissen, thun was ich bereuen müßte. Der andere fällt mir erst jetzt ein: ich könnte gar nicht, ohne Urlaub und zwar vom Herzog persönlich zu nehmen. Noch ist's ungewiß, ob ich nicht schon in 14 Tagen in Gotha einziehen muß; außerdem ist hier bei meinem Weggang noch vieles zu besorgen. Endlich sind die Tage teuer, die ich noch hier, noch den Umgebungen leben darf, in denen ich glücklich war. —

„Noch ein Wort über mich selbst. Ich habe neulich zu niedergeschlagen geschrieben, nicht wie mir's geziemt nach dem Glück, das ich hatte, mit dem Sinne, der mich sonst erfüllt. Ich war schwermütig, zum Teil körperlich unwohl. Das Bleibende ist: ich bin in mir nicht unglücklich, lebe mit einer schönen Erinnerung, vor der die Gegenwart arm ist, wohl arm bleiben wird. Ich thue nach Kräften, lehre jetzt noch meine Zöglinge, werde in Gotha wohl etwas anderes vornehmen, soweit mir Zeit bleibt, und erfreue mich zuweilen in Schilderung der Gefühle, die mich erfüllen. Das und anders nichts ist wohl auch von je meine Poesie gewesen. — —

„Dein Gesangbuch wirst Du mir hoffentlich nicht bloß zeigen, sondern schenken. Ich habe freilich nicht mehr, die mir die Choräle vorspielen könnte, wie das sonst unsere tägliche Erbauung war. Noch weiß ich die Zeit, wo erst die geliebte Stimme erlosch und verstummen mußte, dann auch die Hände ermatteten, bis sie sich zur Ruhe legten.

„Deinen L. Abeken hast Du nicht mehr gefunden. Es ist mir nie vergönnt gewesen, ihm nahe zu kommen. Noch vor 1—2 Jahren war er in Gotha und hatte meiner Schwiegermutter ganzes Herz gewonnen. Wir wußten es nicht; sonst wäre wenigstens ich gekommen. Siehst Du Lachmann oft? Hast Du Encke aufgesucht, bei dem auch Beckers Mutter jetzt wohnt? —

„In drei Wochen etwa kommst Du? Vielleicht findest Du mich noch in Töttelstedt. Nochmals tausendfachen Dank! Gott segne Dich und die Deinigen!"

Unser Hey wird einer der ersten gewesen sein, denen Bunsen von seinem Plane, der erst 1833 zur Ausführung kam, ein allgemeines evangelisches Gesang- und Gebetbuch zum Kirchen- und Hausgebrauch herauszugeben, in aller Stille Mitteilung gemacht hat. R. Rothe hat wesentlich, zumal bei

der Sammlung der salbungvollsten Gebete von Basilius, Cyprianus, Hieronymus und Augustinus bis auf M. Sailer, J. G. Scheibel und Joh. John herab, mit seiner tiefen Frömmigkeit und seinem feinen Takt mitgeholfen, ohne doch sonderlichen Dank von seinen Zeitgenossen zu ernten!

---

2. In Gotha.

Mit schwerem Herzen nahm unser Hey gegen den Schluß des Jahres 1827 Abschied von Töttelstedt, wo er, wenngleich unter viel häuslicher Trübsal, doch mit Freuden gewirkt hatte. Das Jahr 1824 mit seinem jähen Unglück hatte die Gemeinde nur fester mit ihm verbunden. Es läßt sich nachfühlen, wie unendlich schwer es ihm ward, am 30. Dezember seine Abschiedspredigt zu halten. Der Text war Phil. 1, 6—11; aus diesem Texte und zugleich aus seinem eigenen Herzen und Leben heraus erwuchs das Abschiedswort. Aus der uns vollständig erhaltenen Ansprache mögen nur wenige Sätze hier folgen:

„Gott ist mein Zeuge, daß mich nach euch allen verlangt von Herzensgrund. Ich darf diese Worte des Apostels auf mich anwenden, ohne mir ein Verdienst anzurechnen. — — Seit fast zehn Jahren bin ich unter euch. Es ist kein erwachsenes Glied der Gemeinde, mit welchem ich nicht durch meinen Beruf zu thun gehabt oder dem ich nicht auf meinem Wege begegnet wäre, herzliche Worte empfangend oder gebend, dessen Sinn und Weise ich nicht in traulicher Unterredung über die verschiedensten Gegenstände vernommen hätte. Ihr Jüngeren seid unter meinen Augen erwachsen, habt mir so nahe gestanden. Und wieder die Kleinen, — es ist ja kein Kind in der Schule, das ich nicht kennete, an dessen Aufblühen und Gedeihen, Spiel und Lust ich mich nicht erfreut, dem ich nicht für manchen freundlichen Gruß zu danken hätte!

„Das Unglück hat dazu dienen müssen uns noch enger zu verknüpfen. Leidensgenossen werden bald vertraut. In jenen Tagen, wo wir uns auf den Brandstätten, zwischen den rauchenden Trümmern begegneten, da sprachen die Herzen sich offen aus; da suchte manches bekümmerte Gemüt den auf, dessen Beruf schon ihn verpflichtete, Trost, Mut, Hoffnung zu verkündigen, zu erwecken. Damals habe ich manches bedeutungsvolle Wort aus tiefer Brust vernommen, welches den besonnenen Ernst, die fromme Ergebung, den redlichen Eifer des Gemüts offenbarte, welches mich mit wahrer Achtung erfüllte und durch keine nachherige Entfremdung verwischt werden konnte. O damals war eine schöne Zeit gegenseitigen Eifers; da wurden oft Dienste empfangen und gegeben, und keiner fragte ängstlich: Was wird mir dafür? wieviel bin ich zu thun schuldig? Alle thaten für alle und thaten es gern. Fühlt ihr, wie ihr meinem Herzen dadurch desto teurer geworden seid? —

„Und die Erfahrungen meines eigenen Lebens unter euch. Es war die Zeit der besten Kraft, der frischesten Thätigkeit, die Zeit des beginnenden und fortdauernden häuslichen Glückes, ach — und auch der häuslichen Sorgen und bitteren Schmerzen. Der größte Verlust, der mich je treffen konnte, hat hier mein Herz verwundet! Vor dieser Kirchenthür ist die Stätte, auf die sich unwillkürlich meine Gedanken, Blicke, Schritte richten, wo mein Glück, gleichsam der beste Teil meiner selbst ruht! O versteht ihr es, daß dieses alles, Glück und Leid, mich desto fester an diesen Ort, an diese Gemeinde knüpft?! —“

Der Leser wird das sehr Bezeichnende aller dieser Sätze empfinden und mit dem Verfasser bedauern, daß nicht die ganze Predigt mit dem ergreifenden Gebete, der herzlichen Fürbitte am Schlusse hier Raum finden kann. —

Schon zwei Tage darauf, am Neujahrstage 1828, hielt Hey

in der Hofkirche zu Gotha seine Antrittspredigt. Ps. 121, 8 war der Text derselben, welche mit jener zusammen im Engelhard-Reyherschen Verlage zu Gotha gedruckt erschien. Hören wir hier nur wenige Worte, die uns an oben mitgeteilte Geständnisse Heys erinnern mögen:

„— — — Mit Zagen spreche ich diesen hohen Zweck des Predigtamtes aus, den Zweck, zu welchem fortan an dieser Stelle auch ich wirken soll. So ganz anders ist diese Versammlung als jene Landgemeinde, in der ich bisher mein heiliges Amt zu verwalten hatte; anders ihre Denkweise, ihre Sprache, ihre Bedürfnisse, ihre Empfänglichkeit. Werde ich ihren gerechten Ansprüchen genügen, erbaulich reden können zu den Gebildeten, die von frühe an aus dem lauteren Quell der Wissenschaft und Kunst haben schöpfen können, zu den Zartfühlenden, deren Sinn von Kind auf mit der treuesten Sorge für alles Schöne und Gute entwickelt worden, zu den Hochstehenden, die von ihrem Standpunkt aus einen so viel weiteren Antrieb des Lebens mit so viel feinerem Blick überschauen! —? — — —“.

Da er als Hofprediger einer Dienstwohnung entbehrte, zog Hey wieder, wie einst als Kandidat, zu seiner Schwiegermutter, der Frau Pfarrer Grosch, ins Haus. Wir entnehmen dies seinem alsbald mitzuteilenden Briefe an Lücke. Später, im Herbst des Jahres 1830, zog er zu Wilhelm Perthes, dem Chef der Justus Perthesschen Verlagsbuchhandlung. Das eigentümlich intime Freundschaftverhältnis Heys mit Wilhelm Perthes' Gattin, dem ältesten Kinde des Friedrich Perthes, Agnes, ist gewiß eben so selten wie auch nur zwischen zwei so groß angelegten hochbegabten Naturen von so echtem sittlichen Adel denkbar und begreiflich; Wilhelm Perthes konnte nur reine Freude daran haben und sein häusliches Glück nur dadurch erhöht sehen.

Wenn denn wohl nicht bezweifelt werden kann, daß Hey in amtlicher Beziehung sich in Gotha nicht befriedigt fand, sofern ihm hier der unbefangene Verkehr mit Gliedern einer abgegrenzten Gemeinde nicht von selber sich anbot, wenn also die Zweifel, die durch die mitgeteilten Sätze seiner Antrittspredigt hindurchklingen, prophetisch genannt werden können, so waren doch seine persönlichen Verkehrsverhältnisse sehr angenehm und ersetzten ihm die Mängel der amtlichen Stellung, in der er sich fremd fühlte. Wir wissen aus Fr. Perthes' Leben III, S. 145, wie hoch ihn dieser schätzte. Die außerordentliche Beweglichkeit seines Geistes, der Umfang seiner Kenntnisse, sein Witz, seine Gewandtheit, seine durch und durch poetische Natur, seine kindliche Fröhlichkeit, sein reiner frommer Sinn, seine Milde und Herzensgüte — alles dies interessierte und gewann jedermann. „Täglich", schrieb Fr. Perthes 1829, „wird Hey meinem Herzen teurer, und ich weiß, daß auch ich ihm lieb bin; er ist mir eigentlich Freund, und ich kann Gott nicht genug danken, daß mir noch in den späteren Jahren des Lebens ein solcher Mann zur Seite gestellt ist." „Mit dieses Mannes Verpflanzung nach Gotha", schrieb er ein anderes Mal, „ist mir eine wahre Gottesgabe geworden; anfangs traten wir uns mit unseren religiösen Ansichten wohl einigemal recht schroff gegenüber; aber immer erkannte ich den tieferen Grund in seinem Herzen, und er lernte bald verstehen, daß meine feste Überzeugung keine Engherzigkeit sei. Seit vielen Jahren hat er harte innere Kämpfe zu bestehen gehabt und er faßt sich selbst scharf an. Die lange Einsamkeit in dem abgelegenen Dorfe, das schwere Leiden und der Tod seiner Frau waren Gottes Mittel der Erziehung für ihn, und er hat gelernt sich zu verleugnen, ohne sein Ich verschwimmen zu lassen, und die Welt zu verleugnen, ohne mönchisch nicht mehr in der Welt leben zu wollen."

Unter den einzelnen Predigten Heys, welche uns handschriftlich bewahrt sind, meist alle von seiner eigenen Hand, findet sich eine vom 21. Sonntag n. Trin.; das Jahr ist nicht verzeichnet; von andrer Hand aber ist darüber geschrieben: „Am ersten Sonntag nach meines lieben Gustav Tod gehalten." Diese Worte muß Agnes Perthes als trauernde Mutter geschrieben haben. Der am 5. Juni 1828 geborene Gustav Siegmund war ihr am 4. September desselben Jahres heimgenommen worden; und wenn doch in jenem Jahre der 21. Sonntag n. Trin. auf den 26. Oktober fiel, so war es wohl der „erste", an welchem die Leidtragende unseren Hey wieder predigen hörte. Das Sonntagsevangelium Joh. 4, 47—54 war Text und das Thema: „Warum müßt ihr oft so sehr um die Eurigen bekümmert sein? Damit ihr 1) sie desto herzlicher liebet, 2) desto treuer um sie sorget, 3) desto eifriger Gott suchet und 4) euch und das Eurige mit desto größerem Vertrauen in Seinen Willen ergebet." Die weitere Ausführung mitzuteilen müssen wir uns versagen; die ganze Entwickelung ergiebt, wie nach des Redners eigener Erfahrung der einfache lautere Christenglaube sich in den Stunden der Heimsuchung bewähren soll, und wird im Herzen der Freundin eine stille aber warme Zustimmung nicht verfehlt haben.

Aus dem folgenden Jahre ist ein Schreiben von Hey erhalten, welches uns seine damalige Stellung zur kirchlichen Glaubenslehre, seine durchaus ethische Richtung kundgiebt. In einem Kränzchen, welches am Donnerstag abend etwa zehn Genossen, als: Agricola, Fr. Becker, den nachmaligen Hofrat Ewald, Hey und seinen Bruder und andere vereinigte, welchem früher auch Encke angehört hatte, war eines Abends eine Diskussion über Glaubensfragen entstanden, die sich bis zu einer ungebührlichen Heftigkeit gesteigert hatte. Hey läßt am folgenden Tage, am 25. September 1829, offenbar um einem neuen

aufregenden Gespräche vorzubeugen, sich schriftlich gegen Fr. Becker so vernehmen:

„Ungern erinnere ich an den traurigen Streit von gestern abend. Aber es giebt Fälle, wo es unrecht ist zu schweigen. Euch wie mir bin ich schuldig, nicht als ein unzuverlässiger Mensch, sei es nur achseltragend oder in sich selbst unklar, zu erscheinen. Ich erröte nicht zu sagen, daß die Dogmatik von Lehren vollgestopft ist, von denen ich weder überzeugt bin noch auch entschiedener Gegner, Folgerungen, Deutungen, fruchtlose Nebendinge. Doch was gestern zur Sprache kam, betrifft in Wahrheit den Grund alles Glaubens, aller Sittlichkeit; darin sollte kein Mensch, geschweige denn ein Theolog, unentschieden sein; und da ist es auch des Geistlichen Pflicht, seine Überzeugung zu vertreten und die widersprechende zu bekämpfen. Habe ich gestern versäumt, das ganze dort nicht Raum habende Gespräch abzulenken, habe ich vielleicht selbst — ich weiß es nicht — beigetragen, seine Heftigkeit zu nähren, so muß ich heute um so mehr auf das hinweisen, wo mir die Angel des Streites zu liegen scheint, und auf das, was gestern in der Lebendigkeit des Gesprächs verfehlt sein mag. Wenn endlich der Erfolg Deinen Gegner auf eine so betrübende Weise zum Schweigen gebracht hat, so darf ich, der jene Ansichten zum großen Teil mit ihm gemein hat, ihn gerade jetzt am wenigsten preisgeben.

„Dein letztes Wort an mich wies auf den traurigen Ausgang hin, auf das empörte Muttergefühl. Du meintest, was so das Heiligste der Natur verletze, sei damit von selbst verworfen. Du hättest Recht, wenn wir Menschen nicht tausendfachen Mißverständnissen unterworfen wären, wenn nicht tausend kleine Nebenursachen zu einem Erfolge mitwirkten, der dann entschieden aus einem einzigen Quell abgeleitet wird. Die Rede eines so geliebten Bruders, mit solchem Nachdrucke des Tones, solcher Kraft des Ausdrucks, so sichtlich aus tiefbewegtem Herzen ge-

sprochen, daß sie für den Augenblick selbst auf den Fremden, den Mann, welcher tausendmal über das alles mit sich und anderen gestritten hat, einen erschütternden, fast verwirrenden Eindruck machte, — die mußte dort die gewaltigste Wirkung hervorbringen, zur heiligsten Sache des Herzens machen, was bis jetzt den Verstand beschäftigte, vielleicht unangenehm beunruhigte. Verstehe das nicht als Vorwurf! Wieviel das Übertriebene der Behauptungen auf beiden Seiten, wieviel die lange Erinnerung an frühere Gespräche gleicher Art und Heftigkeit, wieviel endlich der Anblick des absichtlichen langen Schweigens, welches den wachsenden inneren Unwillen nicht verbergen sondern verraten mußte, beigetragen habe, weiß ich nicht, will auch durchaus weiter nichts, als die Gültigkeit des Schlusses von einem solchen nächsten Erfolg auf die scheinbare Ursache desselben leugnen. Ach leider ist zu vieles dennoch wahr, wie sehr auch seine Folgen unser schwaches Herz erschüttern mögen.

„Ich gehe zu einem anderen Vorwurf über: zu der vermeintlichen Mißhandlung eines Abwesenden, dem — das war jawohl der Sinn der Anklage — jeder menschliche Wert, jede künftige Hoffnung abgesprochen sei. Vielleicht aber war das Letztere nicht gemeint.

„Was ist ihm abgesprochen worden? Man hat seines Lebens gar nicht erwähnt, und von sonsther ist bekannt, wie alle in dessen Achtung zusammenstimmen. Man hat den Ernst, die Tiefe seines Gemütes ausdrücklich anerkannt, seine stete nie ermüdende Beschäftigung mit Philosophie und zwar Philosophie über das Heilige; man hat — und zwar nicht bloß ich — namentlich die Meinung eines seiner Verteidiger bestritten, daß er diese Neigung aus der Freimaurerei habe, sondern behauptet, sie sei ein Bedürfnis seiner Natur; man hat, wenn ich nicht sehr irre, es ausgesprochen, das dieses ein religiöses Bedürfnis ist.

„Aber das ist gesagt worden, er sei dem christlichen Standpunkt fremd, und wenn er dennoch an christlichen Gebräuchen teilnehme, so sei das bloße Inkonsequenz; hättet Ihr Raum gelassen, so würde wohl noch hinzugefügt worden sein: es sei eben jenes religiöse Bedürfnis, welches der gewonnenen philosophischen Ansicht zum Trotz sich dahin wende, wo es allein Befriedigung finde. Denn das etwa ist das Urteil, welches ich längst über ihn aus jenem Munde gehört habe.

„Die Behauptung, daß er insbesondere den geistlichen Stand hasse, gründet sich auf schriftlichen Beweis, den ich allerdings für weiter nichts halte, als für den Ausdruck einer damals vorhandenen Ansicht. Gewiß aber ist sie keine erniedrigende Beschuldigung. Denn wir wissen, daß anerkannt edle Menschen, durch einen leicht begreiflichen Fehlschuß verleitet, sich öffentlich zu solchem Hasse bekannt haben.

„Jenen bitteren Scherz, zu dem Eintretenden gesprochen: ‚Der Teufel ist nicht drin‘ will ich nicht rechtfertigen. Aber es ist aus dem ganzen Verhältnis der zwei ehrenwerten Männer und aus der Sprechweise, die der letztere längst eingeführt hat, vollständig erklärt.

„Dir erschien es unbegreiflich, daß Streitigkeiten dieser Art so bald auf die Person übergehen. Von jener Seite wurde ausdrücklich entgegnet: man sehe in der Person nur den Repräsentanten der Meinung einer gewissen Klasse von Denkern. Als einen solchen Repräsentanten wirst Du selbst ganz gewiß jenen Besprochenen anerkennen, und wahrlich nicht zu seiner Schande.

„Vergleiche endlich das Schärfste, was gesprochen worden ist, mit der Anklage, die diesen Sommer einmal von jenem Repräsentanten selbst gegen Bunsen ausgesprochen wurde: er habe die orthodoxe Richtung angenommen, weil sie sein König habe, er werde auch katholisch werden, wenn es sein Kronprinz

werde; und wie da Bunsen unter drei anwesenden ihn wahrhaft liebenden Freunden einen einzigen Verteidiger fand! Ich mag kaum erwähnen, wie oft mir gesagt worden ist: ich predige nicht, was ich glaube, sondern was die Aufrechterhaltung der Kirche erfordere. So schwer überzeugt sich einer, der seine Ansicht mit Eifer und Mühe gewonnen hat und der ihr mit voller Seele zugethan ist, davon, daß sein Gegner es auch ehrlich meine, wenn er, mit sonst gesundem Menschenverstande, etwas ihm so ganz Unbegreifliches behauptet; und so viel schwerer ist es, auch solche Intoleranz noch — ich will nicht sagen: schonend, sondern nur — gerecht zu beurteilen.

„Doch nun zu den Behauptungen selbst, die am meisten aufgefallen sind. Den Satz Deines Gegners: Ich bedarf der Geistlichen als solcher, die mir im Namen Gottes entschieden und wahrhaftig Vergebung zusichern, kann ich in dieser Weise nicht vertreten. Ich teile mit den Anderen die Überzeugung: jeder Christ soll kennen und verstehen, auf welche Weise er allein Gottes Vergebung erlangen könne, und soll dadurch in den Stand kommen, ihrer ebenso entschieden und wahrhaft gewiß zu werden. Aber noch sind lange nicht alle dahin gelangt; sie bedürfen eines Lehramts, das ihnen immer aufs neue die Gewißheit der Vergebung und ihre Bedingungen verkündigt. Und alle bedürfen dieses Lehramts, um erinnert zu werden an das, was sie wohl wissen, aber in den anderen Geschäften des Lebens aus der Acht lassen, um weitere Auskunft zu erhalten u. s. w., wie wir der Rechtskundigen, der Ärzte u. s. w. bedürfen.

„Den anderen Satz: Nur das sind wahre Geistliche, welche die Lehre von der Sündhaftigkeit des Menschen und der Erlösung predigen, muß ich verteidigen. Jetzt nur hypothetisch, vollständig im nächsten Streitpunkt, darauf dieser beruht. Angenommen, die Menschen alle sind sündhaft, sind's

von der Geburt schon, so ist's wirklich nicht genug, zu predigen: Werdet gut, erfüllt diese und jene Pflichten! wie der Arzt nicht zu dem Kranken sagen kann: Stehe auf, sei gesund, arbeite! Das Übel muß erkannt werden, wenn man es heilen will. Sittliche Übel, die nicht geheilt werden können ohne den eigenen Entschluß des Kranken, müssen von ihm erkannt werden, also seine Sündhaftigkeit. Und die Mittel der Heilung müssen ihm gezeigt werden, also die Erlösung. Angenommen ferner, die Bibel stelle wirklich diese Lehre von Sünde und Erlösung als die Grundlage aller anderen dar, so wird das ganze Gebäude einfallen, wenn diese weggenommen werden.

„In diesem Falle können wirklich diejenigen, welche nicht so lehren, auch nicht als christlich evangelische Geistliche angesehen werden, wie hoch man auch ihre anderweitigen Verdienste schätze. Zum Glück sind hier die Abstufungen so vielfach und das entscheidende Urteil so schwierig, daß die furchtbare Strenge gemildert wird, ja zu sehr gemildert wird, die aus jenem Grundsatz für die Anwendung hervorgehen müßte. Doch um Dein Urteil nicht einseitig zu fällen, denke an untreue Kassenbeamte, bestochene Richter, der Unwissenheit überführte Ärzte und deren Los! Etwas Anderes ist Glaubensfreiheit und etwas Anderes das Lehramt; etwas Anderes das Recht der Denkenden, ihre Wissenschaft, auch die Theologie, weiter zu fördern, und etwas Anderes der Frevel, der das Heiligste einreißt, um — so Gott will — ein Werk des Augenblicks an die Stelle zu setzen.

„Doch der erste schreckendste Satz: der Mensch ist von Mutterleibe an verdammt! — Waren das nicht die eigentlichen Worte, so war doch wohl das der Sinn; und einmal für allemal bitte ich hier dringend, daß Du solche zufällige Untreue in den Worten nur meinem Gedächtnis zurechnest! Ich will nicht täuschen, sondern überzeugen.

„Verdammt — das ist eine harte Rede; wer kann sie hören? Joh. 6, 53—60. Ich würde gesagt haben: verloren. Klingt das milder? — Ich und Dein Gegner würden hinzugefügt haben: Aber Gott begnadigt, rettet sie durch Christum. Doch das eben bestreitest Du, sprichst: Wenn ich doch nicht durch eigene Kraft, nur durch Gnade gerettet werden kann, so hoffe ich heute auf Gnade und morgen, und thue nichts zu meiner Besserung. Das ist ein psychologischer Schluß. Aber Psychologie ist eine Abstraktion von der Erfahrung. Dein Schluß muß durch Erfahrung gerechtfertigt werden können. Aber die widerspricht ihm.

„Ich rede hier zugleich gegen den trefflichen Aufsatz im ‚Anzeiger' über die Duelle, Geistlichen u. s. w. Derselbe erinnert: wenn wir das Volk an Gottes Gnade verweisen, so werde es unthätig werden, nicht wirken wie die Edelsten, nicht wie unser Luther. Aber: Luther nahm gar keinen freien Willen an („„servum arbitrium""), wirkte so kühn nur im Vertrauen auf Gottes Gnade. Calvin, die Häupter der schottischen Kirche, die freiheitkämpfenden Holländer gingen noch weiter als er, glaubten unbedingten Ratschluß: Gott habe diesen erwählt, jenen verworfen, ohne alles unser Zuthun. Sie wirkten durch Inkonsequenz und doch durch die Kraft ihres Glaubens. Luther und die ihm gleichen wirken konsequent im Vertrauen auf Gottes Gnade, die mit ihnen ist, wirken zu ihrer Besserung, wie nach außen. Das ist der Glaube der ganzen evangelischen Kirche gewesen bis vor 60 Jahren, und ihre Werke zeugen von ihr. Es ist der Glaube der tiefsten Geister gewesen von Augustin an in der katholischen Kirche. Nur das Verderben der Kirche führte die Lehre vom Verdienst und Überverdienst ein und damit die ganze Trägheitlehre, vom Fasten, Rosenkranz u. s. w., die auch zur Seligkeit helfen [sollen].

„Unsere Kirche hat nie die Bedingung der Gnade vergessen, die heißt Besserung, Gehorsam [des Glaubens], und deren Frucht sind gute Werke. Auch Dein Gegner verkennt das nicht. Das durch die Heftigkeit des Streits gesteigerte Wort ‚verdammt‘ heißt nichts als ‚unwürdig vor Gott‘. Daß der Mensch alles thun könne, was er soll, glaubst Du selbst nicht, denn Du kennst die Menschen. Also der Vergebung bedürfen sie, und das liebende Wesen, das uns schuf, giebt sie unter jener Bedingung.

„Glaubst Du aber, daß der Mensch allein sich bessern kann? Siehst Du nicht, wieviel von außen dazu kommen muß, selbst bei Ablegung des kleinsten Fehlers? Zweifelst Du, daß das von Gott ist? Ist Dir's nun undenkbar, daß er zur großen ganzen Besserung helfen müsse und helfen werde? —

„— Ist aber nicht die Lehre von der Erbsünde widersinnig? Sie heißt mir nichts anderes als innere Zerrüttung in jeder menschlichen Seele, der Widerspruch zwischen Gut und Böse, den Pollok (s. unten) so wahr geschildert hat. Dessen Dasein in uns ist Thatsache, in allen, und vom ersten Augenblick an. Wäre das Kind rein, so müßte doch einmal eines so bleiben. Für diese Thatsache bleiben Dir zwei Erklärungen: entweder hat Gott jeden Menschen so geschaffen; dann ist Er der Urheber des Bösen; oder Er schuf die ersten Menschen rein, aber frei; sie sündigten, und die Folgen gingen, wie im Äußeren, so auch in der Seele, auf ihre Kinder über, und immer größer wurde der Hang zur Sünde durch immer neue Nahrung. [Wer denkt nicht an Paulus, Römer 7!]

„Aber die Zurechnung? — Sie kann ich nicht weiter annehmen, als der Mensch fähig war, nicht zu sündigen, noch frei war. Diese Zurechnung, wie diese Freiheit (wie groß oder gering ihre Macht ist), wie jene Sündhaftigkeit sind innere Thatsachen. Darum glaube ich sie, und sie sind der Grund

meines Glaubens an die Bibel, weil ich sie dort durchaus anerkannt, erklärt, weil ich dort die einzige Hilfe für sie finde. — Die Heiden verdamme ich nicht; auch ihnen sind Mittel der Rettung gegeben, aber geringere, wie sie auch unter den Christen verschieden sind. Nach dem Maße der Gaben richtet Gott.

„Siehe zu, ob dieser Glaube die Thätigkeit der Besserung, des Wirkens in der Welt lähme oder erhebe; frage die Erfahrung, was frommer Glaube vollbracht hat!

„Und dieser Glaube ist im ganzen, soviel ich aus manchen und sehr neuen Gesprächen weiß, der Deines Gegners. Weißt Du wirklich nicht, wie er über die Evangelische Kirchenzeitung, über Sack u. s. w. spricht? —

„Mißverstehen wirst Du nicht Deinen W. Hey."

Wir überlassen es dem aufmerksamen Leser, zwischen den Zeilen zu lesen und bemerken nur, daß in diesem höchst bezeichnenden Briefe meist alle hervorgehobenen Stellen von Heys Hand unterstrichen sind. Was den Inhalt anlangt, so werden wir weiter unten wieder an denselben erinnert werden. Man wird sich gegenwärtig zu halten haben, daß den nach den Küsten einer übernatürlichen Welt sehnsüchtig Rudernden vor 50—60 Jahren durch den Ernst gründlicher Studien, mit denen seit 1827 die Evangelische Kirchenzeitung auf den Plan getreten war, der Weg gebahnt, durch die Strenge aber, mit der sie über alles und jedes zu Gericht saß, leider wohl nicht selten schmerzlich erschwert wurde.

Der Schluß eines im übrigen humoristisch einen Streit über längeren oder kürzeren Nachtwächtergesang behandelnden Briefes vom 2. Dezember 1829 bezieht sich offenbar auf den vorstehenden, welchen Fr. Becker als ein Zeugnis der anima candida wohl zu würdigen gewußt haben muß. Hey schreibt:

„— — — Meinen herzlichen Dank für die neulich gegebene Antwort. Vieles hat mir sehr wohlgethan, wehe nur ein vielleicht in der letzten Zeile: ‚daß in dem bunten Gewirr meines Lebens doch vielleicht ein innerer Gehalt ist oder wenigstens ein Ringen danach‘. Was müßte ich für ein Mensch sein, wenn Du dieses ‚vielleicht‘ im Ernst bei mir voraussetztest! Wir alle haben nur das Ringen, was wir unser nennen können. Über den Gehalt kann nur Gott richten. Ist jenes redlich, so wird es — auch auf verschiedenen Wegen — nicht vergeblich sein.“ —

— Nunmehr kommt dasjenige an uns heran, was gerade während der 4½ Jahre, da unser Hey Hofprediger war, sich der Hauptsache nach zusammendrängt: seine schriftstellerische Thätigkeit. Wenngleich wir aus einer unanfechtbaren Quelle wissen, daß er den Wunsch ausgesprochen hat, sein Leben möchte nach seinem Hinscheiden einmal beschrieben werden, wenngleich er nach derselben Quelle ausdrücklich seiner zweiten ihn überlebenden Gattin auf seinem Sterbebette aufgetragen, die letzten Gedichte (s. unten Abschn. V) drucken zu lassen, so war er während seiner Lebenszeit keineswegs aus eigenem Antriebe geneigt, unter den Schriftstellern genannt zu werden. Wir dürfen uns überzeugt halten, daß seine litterarische Thätigkeit von Anderen veranlaßt war.

Der gewiß nicht glänzende Erfolg, den seine obenerwähnten in der Realschulbuchhandlung in Berlin im Jahre 1816 erschienenen Gedichte gehabt, war nur geeignet, ihn in seiner Abneigung zu bestärken. War doch auch diese Sammlung nur auf Antrieb seiner gleich ihm hervorragenden Jugendfreunde veröffentlicht worden; da dieselbe ohne Vorwort erschien, so wußte sonst kaum jemand, wer der auf dem Titelblatt stehende „Wilhelm Hey“ in aller Welt sei! Wie er dazu gekommen, die deutsche (in metrischer Beziehung freie) Übersetzung von Robert

Pollocks „The course of times“ — einer Dichtung, die J. P. Lange als eines der namhaftesten neueren religiösen Epen bezeichnet — dem Buchhandel zu übergeben, ist für uns nicht ersichtlich. Es läßt sich aber annehmen, daß der mit der englischen Sprache, wie wir ja wissen, sehr vertraute Hey das Werk des in Southampton schon 1827 kaum 28jährig verstorbenen schottischen Dichters gleich nach seinem in demselben Jahre binnen vier Monaten in fünf Auflagen erfolgten Erscheinen zum Trost in der Einsamkeit seines Witwerstandes um so lieber erwählte, als es gerade in seinem Trauerjahre erschienen war. Bei der den Briten mehr als den Deutschen sympathischen großen Breite konnte die Übersetzung freilich einen entsprechenden Erfolg nicht haben. Ob es seine Freunde in Gotha waren, die eine Veröffentlichung der ursprünglich gewiß nur für den eigenen Gebrauch geschaffenen Übersetzung wünschten, können wir nicht angeben. Sie erschien bei Friedrich Perthes im Jahre 1830.

Schon im Jahre 1829 war erschienen eine „Auswahl von Predigten, in der Hofkirche zu Gotha gehalten von W. Hey, Hofprediger“. Es sind 16, unter ihnen 7 Festpredigten. Auf eine eingehende Beurteilung verzichten wir natürlich; nur so viel mag gesagt werden, daß dieselben in mancher Beziehung den 18 Predigten Joh. Chr. Biernatzkis verwandt sind, die Professor D. L. Pelt nach des Verfassers frühem Hinscheiden auf Subskription (Kiel 1841) nebst einer Reihe von Kasualreden herausgab. Das Vorwort, das Pelt diesen mitgegeben, leidet zum großen Teil Anwendung auf die bei Friedr. Perthes ohne Vorwort erschienene Auswahl. Die poetische Begabung ist aus beiden Sammlungen wohl zu erkennen. Von beiden Verfassern kann man sagen, daß sie das „pectus facit theologum“ bewährt, daß ihre Leuchte Gottes Wort, ihre Stütze der Glaube, ihr Trost die Hoffnung, ihr Lebensodem die Liebe ge-

wesen. Wie viele Predigten hört man, liest man, als deren Nachklang die Sehnsucht das Herz erfüllt, alle evangelischen Prediger möchte das heilige Feuer heißer Liebe zu Gott und Christo durchhauchen, von welchem in geistlich ärmeren Zeiten die genialen Prediger des Mittelalters durchdrungen waren, die Bernhard von Clairvaux und Franz von Assisi romanischen, die Berthold von Regensburg und Thomas von Kempen germanischen Stammes! —

Wir wissen ja, daß Hey die Stellung in Gotha nicht aus Neigung erwählt, daß er nur für seine ihm dann dennoch heimgenommene Auguste hatte sorgen wollen. Je lieber ihn seine Freunde in Gotha gewannen, desto mehr mußten sie wünschen, ihn dort nicht wissen zu müssen, weil sie die Schwierigkeiten und Hindernisse, mit denen er kämpfte, die sich zum Teil der Kenntnisnahme, zum Teil mindestens der Mitteilung entziehen, zu beklagen hatten. Wie hoch ihn Friedrich Perthes schätzte, wissen wir; man kann sich der Überzeugung nicht verschließen, daß er es war, der — und zwar gleich fern von eigenem Interesse — die Herausgabe der Predigten veranlaßte. Zwei Briefe aus jener Zeit an Friedrich Perthes liegen vor, die dieser Überzeugung nicht entgegenstehen.

Am 8. Juni 1829 schreibt Hey: „Verehrter Freund! Wer A gesagt, der muß auch B sagen; wer gesagt hat: Laufe! der rufe auch wieder: Halt! Sonst läuft es ohne Ende fort. Sie haben 8 Bogen als die mindeste Zahl für die herauszugebenden Predigten gesetzt. Ich suche also unter den vorhandenen. Aber da wird das Vaterherz weich. So viele sprechen: Nimm mich! Vergebens halte ich die 8 Bogen als Schild vor. Es wird entgegnet: Sie hätten auch von ‚darüber, nur nicht darunter' gesagt. Also bestimmen Sie mir ein „Nicht darüber", womit ich alle Ansprüche herzhaft niederschlagen kann und Ruhe habe für mich selbst und für die müden Schreibefinger! — Daß

doch der Mensch diese Art von Druck lieber leiden mag als jede andere!"

Darauf folgt später ohne Datum: „Am Dienstag, verehrter Freund, darf man Sie nicht durch Besuche stören. Also gebe ich schriftlich den Predigten das Geleit. Es sind doch noch 16 geworden. Gestern Abend fand ich die am Trinitatisfeste aus, die mir in den Zusammenhang zu gehören schien. Ein Inhaltsverzeichnis ist ja wohl passend; wenn Sie es nicht meinen, so streichen Sie es aus! Der Titel ist etwas anders geworden. Ich muß immer etwas Zeit haben, ein Ding zu begreifen. — — Nur um nicht einen leicht zu belachenden Nachdruck auf meinen unbekannten Namen zu legen, habe ich den ‚Hofprediger' hinzugefügt.

„Wichtiger war die Frage: ob ich alle im Laufe einer Predigt angewandten Bibelstellen am Rande oder unten nachweisen sollte, was in vieler Art nützlich ist. Hat Schmieder es gethan? Hier ist es nicht geschehen. Doch wenn Sie es für notwendig erachten, so kann ich es gleich heute mit leichter Mühe thun; Sie würden dann den Drucker anweisen, ob er die Citate auf den Rand oder unter dem Texte oder wo sonst anbringen soll. Damit will ich denn den Predigten Valet sagen. Gott gebe es gnädig!"

Die hier erwähnten Predigten von H. Ed. Schmieder, im Anfang des Jahres 1829 unter dem Titel: „Zeugnis von Christo in Predigten, gehalten zu Rom und zu Pforta," bei Fr. Perthes erschienen, weisen am Rande der betr. Zeilen die citierten Bibelstellen nach; was sich für den Leser immer empfehlen wird, wenn jene nicht — noch besser — in den Text selbst aufgenommen werden. Am Rande nachzuweisen empfiehlt sich für Gesangbücher, die leider solcher Nachweise meistens entbehren — trotz J. J. Rambachs Vorgang in H.-Darmstädt. Gesangbuch von 1733 und im Hausgesangbuch von

1735. Fr. Perthes hat die Nachweise zu den Heyschen Predigten an den Rand gesetzt.

Dasselbe ist geschehen in der 2. Auswahl seiner Predigten, die im Jahre 1832 erschienen ist. Dieser hat Hey ein sehr kurzes Vorwort vorangestellt, in welchem er auf die erste verweisend sagt, diese habe „neben einer einzigen von Anfang bis zu Ende ungünstigen Beurteilung mehrere sehr anerkennende und zum Teil wahrhaft lehrreiche erfahren", welche „soweit Überzeugung und Kraft es gestatteten, treu benutzt worden" seien. „Wenn die gegenwärtige sich einer gleichen Aufnahme zu erfreuen hat, so wird noch eine dritte erscheinen mit der Rücksicht, daß dann alle drei Sammlungen einen vollständigen Jahrgang bilden." Bis auf drei frühere sind die 27 Predigten der 2. Sammlung im Jahre 1831 gehalten, die drei früheren aber nach Inhalt und Form höchst wahrscheinlich auch in Gotha.

Wenn jene bedingt in Aussicht gestellte dritte Sammlung unseres Wissens nicht erschienen, also der Jahrgang nicht vollständig geworden ist, so können wir nicht wohl anders als daraus entnehmen, daß der Erfolg der zweiten den Erwartungen nicht entsprochen haben mag, wozu aber auch das zu bedenken ist, daß Hey noch im Jahre 1832 Gotha wieder verließ.

Doch wir sind der Zeitfolge vorausgeeilt; wir haben einen bezeichnenden und bedeutenden, für das Verständnis des inneren Lebens unseres Hey sehr ergiebigen Brief an Lücke hier einzuschalten, der, wie wir sehen, die Bekanntschaft desselben mit der ersten Auswahl der Predigten, wie mit der Pollok-Übersetzung voraussetzt, am 5. Januar 1830 geschrieben:

„Meinen Dank für Deinen Brief, geliebter Freund, den ich, von einer Fahrt auf das winterliche Gebirge heimgekehrt, gestern Abend fand, kann ich nicht besser ausdrücken, als indem ich schon jetzt antworte. Dank für den Brief selbst, der mir eine schöne Neujahrsgabe geworden ist, und noch mehr für die wenn auch

beschränkende Verheißung anderer. Du sollst sehen, daß ich Dich beim Worte nehme und daß ich viel von Dir erwarte, wie ich es bedarf.

„Denn in unserem Alter, bei unserem Beruf können es nicht, wie wohl sonst, die überströmenden Gefühle sein, welche solche Briefe veranlassen, sondern Sachen, und namentlich zwischen uns die eine heilige Sache, der unsere Thätigkeit und von Rechts wegen all unser Denken und Streben gewidmet sein muß. Über diese will ich mich gegen Dich aussprechen und erwarte von Dir Belehrung, Erläuterung, Urteil im strengsten Sinne, strenger als von dem trefflichen Hoßbach [dem Rezensenten der Predigten von 1829], dem ich neben manchem anderen nun auch das danken werde, daß er gerade diese Dinge zwischen Dir und mir zur Sprache bringen hilft. Daß ich mich kräftiglich gegen Dich wehre, wenn Du mich nicht überzeugst, versteht sich von selbst. Aber das eben erwarte ich vom Freunde, daß er mit mir in das einzelne eingehe, das Ungenügende oder Widersprechende meiner Ansichten aufdecke, das Mangelhafte zu ergänzen mich nötige. Denn gerade auf dem letzteren ertappe ich mich und glaube nicht, daß ich in meinem Leben mir je ein vollständiges Gebäude meines Glaubens aufgerichtet habe; womit ich aber durchaus nicht zugebe, daß ich mich von dem Winde allerlei Lehre hin- und herwiegen lasse.

„Die Grundsteine und Säulen und Pfosten besagten Baues sind, soviel ich weiß, von je dieselben gewesen; das Zwischenwerk, die Ausfüllung habe ich weniger bedurft, darin mag bei mir mancher mir selbst kaum beachtenswerte und erinnerliche Wechsel vorgegangen sein; und da mag es noch manche luftige Lücke geben. Der Prediger hat eben hauptsächlich an jene Hauptstücke sich zu halten, und das habe ich, wenn man so Großes von sich sagen darf, soviel ich nur weiß, von Anbeginn meines Pfarramtes in gleicher Weise gethan. Der Konfirmation-

Unterricht (richtiger die Konfirmanden-Vorbereitung, sofern aller „Unterricht" ganz der Schule verbleiben muß) ist etwas so Einfaches, daß auch hier mir jene Grundlehren als eigentlicher Gegenstand vollkommen genügten, woran sich dann die freiere mündliche Erläuterung anschloß, auch sie wohl im wesentlichen gleich, im einzelnen dagegen wohl mit jedem Jahre etwas anders, und immer strenger, orthodoxer — wenn Du willst — je älter ich geworden bin. Aber denselben Leitfaden, also gewissermaßen dasselbe System, welches ich mir für die erste Konfirmation vor 12 Jahren entworfen habe, brauche ich noch, hie und da vervollständigt, nicht aber geändert.

„Ein Predigerverein hier, der seit 4—5 Jahren besteht, hat mich zuerst genötigt, mehr in das einzelne einzudringen und es mir für die besonderen Abschnitte, die ich bearbeitete, auszuführen, hat mich aber auch belehrt, wie ich eigentlich, mir selbst unbewußt, der Richtung meiner hierländischen Amtsbrüder — meist Schüler von Gabler und durch Löfflers Ansehen, sowie durch die neueren streng rationalistischen Schriften, die in ihren Lesezirkeln laufen, noch mehr bestimmt —, ja wie sehr ich ihr entgegenstehe, selbst in bedeutenden Punkten, obgleich noch am wenigsten meinem viel denkenden und der Sache Gottes in Christo auf das innigste zugethanen Bruder Karl. Das Prädikat des Vieldenkens kann ich mir dagegen, wie Du selbst siehst, in keiner Art erteilen. (Unser lieber Hey ist, wie immer, zu bescheiden!) Ich habe immer mehr gefühlt, was mir und durch mich meiner Gemeinde not sei. Erst jene Streitigkeiten im Verein und andere mit lieben, aber dem tieferen Christentum fremden Freunden, durch meine hiesigen Predigten veranlaßt, regen mich aus meiner Bequemlichkeit auf; nun von der anderen Seite und — ich darf es nicht leugnen — empfindlicher Hoßbach und Du, weil ich in euren Aussprüchen meine Überzeugung wiederfinde, also euer Urteil mir von Grund

aus bedeutend und zum Teil entscheidend sein muß. — Zur Sache:

„Ich gehe von den inneren Erfahrungen des Menschen aus, die in jedem Einzelnen wie in der Geschichte des ganzen Geschlechts heraustreten. Sie zeigen mir: Der Mensch ist von Gott zum Guten geschaffen; aber er erreicht es nicht; ein Verderben ist in ihm, eine Übermacht der Sünde. Von Gott kann sie nicht sein, nicht ursprünglich in unserer Natur. So ist sie irgendeinmal in der Zeit, durch irgendeine Begebenheit in den Menschen gekommen — Sündenfall —, ist als die erste Zerrüttung eines so fein empfindenden Organismus von den größten Folgen gewesen und, durch immer neues Sündigen immer mehr genährt, zur anderen Natur geworden. Der Mensch kann das Gute nicht vollbringen, wird von dem Bösen überwältigt, jeder Mensch: — Erbsünde. Damit ist auch sein Unwert vor Gott ausgesprochen. Aber der Mensch hat doch noch Bewußtsein des Guten, Verlangen danach. Darum wird ihm jede Entfremdung von Gott zur Verdammnis. Ich könnte dieses letztere Gefühl nicht mit Gottes Güte, ja nicht mit seiner Gerechtigkeit vereinigen, wenn nicht der Mensch auch nach dem Falle noch Freiheit hätte. Er kann also irgendetwas selbst für seine Rettung thun. Wenn er es nicht thut und weil gewöhnlich nicht, darum fühlt er jene Entfernung von Gott als Strafe.

„So nur begreife ich die Zurechnung der Erbsünde. Wie weit der Kreis, die Kraft jener gebliebenen Freiheit geht, weiß ich nicht. Das Minimum, welches die Konkordienformel bestimmt, kann mir genügen, wenn's mir erwiesen wird. Calvins, der Prädestinatianer, zuletzt Schleiermachers Lehre widerstreitet meinem innersten Bewußtsein und macht mir Gott, wo nicht ungerecht, doch sehr grausam. Ein Doppeltes fühle ich in mir und sehe es in jedes Menschen Handeln und im großen

Handeln der Menschheit wiederkehren: ich bin frei zu wählen; aber ich bin sittlich entkräftet, vermag nichts ohne Hilfe. Es ist ein Zwiespalt in mir, eine Zerrüttung. Wie sich jene Freiheit der Wahl — nicht jene andere höhere, das Freigewordensein von der Sünde, welche die Heilige Schrift als das Ziel des Christen vorhält — vereinigen lasse mit Gottes Allwissenheit, alles durchdringendem Walten, welches eben Schleiermachern zu mächtig ist, das weiß ich nicht. Aber Gott kann nicht eine Lüge in mich gelegt haben.

„Jene Zerrüttung bedarf der Heilung; wir bedürfen Erlösung von der Sünde, Versöhnung mit Gott, den wir fürchten müssen. Die Menschheit hat sie von Anfang gesucht; das geht durch alle heidnischen Gottesdienste. Sie hatte Recht, sie zu erwarten; denn jenes Sehnen, das Bewußtsein der Schuld, das Gefühl der Entfremdung von Gott, dieses alles ist wie ein Versprechen von Dem, welcher ja die Unwürdigen dem geistigen, sittlichen Tode hingeben, alle Ahnung eines Besseren in ihnen erlöschen konnte. Er hat es nicht gethan; so will Er sie zu diesem Besseren führen, erlösen.

„Die Menschheit sieht umher: wann, wo, wie der Heiland, der Erlöser komme. Da wird mir die Bibel in die Hände gegeben. Sie erzählt so einfach, so wahr, so vollständig alles, was jene Erfahrungen und Schlüsse als geschehen voraussetzen, als wirklich geschehen und zeigt mir den ersehnten Erlöser: Christus ist's.

„In jedem einzelnen Menschen kehrt natürlich jene ganze Geschichte wieder; er hat den Samen des Bösen ererbt, ringt vergebens, bedarf der Erlösung; auch in ihm muß Christus kommen zur Umwandlung seines ganzen Wesens. Christus kommt in jeden, wie einst zur Menschheit, wenn ihm die Stätte bereitet ist, wenn die Stufen der inneren Unzufriedenheit, der klaren Selbsterkenntnis, der Reue, der Angst, der Sehnsucht

nach Hilfe durchlaufen sind. Ich sage nicht, daß diese Stufen alle und bei Allen gleiche Zeit erfordern. Für das ganze Geschlecht waren es Tausende von Jahren; für die Einzelnen kann es das ganze Leben oder auch ein Tag sein, kann zehnmal wiederkehren. (Ob dem eigentlichen Wesen nach oder nur im Schein, ohne rechte Kraft? Ob, wenn einmal wahrhaft wiedergeboren, der Mensch nicht mehr von Christo abfallen könne, das weiß ich vor der Hand nicht, aber nahm es mir auch zur Untersuchung vor.)

„Für jeden Menschen unserer Zeit also ist Christus in doppelter Hinsicht als Erlöser zu betrachten, geschichtlich für die ganze Menschheit, persönlich für sich allein; das erstere ist die Grundlage, ohne die jenes nicht bestehen kann, das letztere die Hauptsache. Also Glaube der Grund; Suchen, Sehnen, Lieben die Hauptsache; ohne dieses ist jenes nichtig, nicht innerlich wahr, nicht lebendig; ohne jenes ist dieses nicht möglich.

„Wie Christus erlöst hat, vielmehr erlöst [erlösend fortwirkt]? Die Summe ist Befreiung von den Banden der Sünde, jene höhere obenerwähnte Freiheit, der neue Mensch in uns. Bedingung und Folge zugleich ist die Gewißheit: die Schuld ist vergeben; wir sind mit Gott versöhnt. Wirkliche Versöhnung ist nur auf unserer Seite; wir waren Gott fremd und werden Ihm zugewendet [2 Kor. 5, 19—21]. Er braucht, im strengen Sinne genommen, nicht mit uns versöhnt zu werden. Denn Er hat uns immer geliebt, uns retten wollen, dazu alles vorbereitet, geleitet im Heidentum, viel mehr und offenbarer im Judentum. Er ist Vater; Seine Gerechtigkeit schließt nur das Unwürdige aus, strafte um zu retten, straft nicht einen für den anderen, straft ewig nur, wer ewig von Ihm fern bleibt. Also keine ‚Genugthuung‘ weder im Anselmschen noch im milderen späteren Sinne (mit Ernst, fast mit Bangigkeit schreibe ich das, und fordere von mir selbst neue Prüfung, von Ande-

ren, von Dir strenge, scharfe Belehrung —), aber Erlösung nach Gottes Willen durch Christum, durch den ganzen Christus: Sein Eintreten in die Menschenwelt, Seine Lehre, Sein Leben, Sein Werk und Seinen Tod, den ich als das Höchste, die zusammengedrängte Kraft, zugleich Blüte und Frucht Seines Lebens betrachte, in welchem also, noch abgerechnet untergeordnete Bedeutungen und Zwecke des Todes insbesondere, sich die ganze Kraft und Wirkung des Lebens zusammendrängt.

„Ob es nun eine mittelbare oder unmittelbare Offenbarung sei, hat an sich für mich keine Bedeutung. Das aber begreiflich im voraus, daß der Erlöser anders muß wirken können als die übrigen Menschen, daß in Ihm der Zusammenhang unseres Geistes mit Dem, von welchem er abstammt, am vollkommensten hervortreten muß und hervortreten die Herrschaft über die Natur, dazu wir bestimmt sind, und daß Der Gott ganz eigentümlich angehören muß, der ein solches Werk vollbringt, und daß Der zugleich in Gott und in uns sein muß, durch den wir selbst in Gott sein sollen, und daß Der auch ganz anders zu Gott und zu uns stehen muß als etwa die edelsten Lehrer des Altertums, aus deren Büchern wir lernen, Er, der noch jetzt das unsichtbare Band ist, welches uns mit Gott verknüpft.

„Das begreife ich zum voraus; und nun nehme ich natürlich mit Freuden auf, was mir die Schrift von seinen Wundern, von Seiner Auferstehung, Seiner Himmelfahrt, wunderbaren Geburt sagt, nehme mit Freuden auf den Namen des Sohnes Gottes in einem anderen und viel höheren Sinne, als ich Menschen oder Engel oder was sonst für ein Wesen Gottes Kind nenne, im eigentlichsten Sinne, den ich mir denken oder ahnen kann.

„Hier, Lieber, hast du die erste Grundlage meines Glaubens Nun zeige mir, wo Lücken sind, entweder was ich vergessen habe, oder wo der Zusammenhang fehlt; richte und belehre, so

streng Du kannst! Mir ist's um Wahrheit zu thun für mich selbst und noch mehr für mein Amt insofern, daß ich nicht, meinen Gefühlen nur vertrauend, den Anderen vorenthalte, was sie allein vollständig von ihrer Erlösungsbedürftigkeit überzeugen und die Sehnsucht, die Liebe in ihnen wecken kann, welche nur zu Christo führt. — Namentlich zeige mir, was daran in meinen Predigten fehlt! Denn das hat Hoßbach nicht gethan, wenigstens nicht mir verständlich, in seinen Kritiken über die Predigten Nr. 5 und 12. (Die erstere, am Trinitatisfeste, handelt von der Wiedergeburt aus Joh. 3, 1—15, die letztere, am 2. Adventsonntage, aus Luk. 21, 25—36, handelt von der Erlösung.)

„Über Anderes in der Glaubenslehre ein ander Mal, wenn ich sehe, daß es Dir nicht zuwider ist und mir die Frucht Deiner Erinnerungen trägt. —

„— Über den ‚Pollok' habe ich weiter nichts zu sagen als: Lies ihn ganz, ehe Du ihn richtest! Den Ruhm, viele Schwierigkeiten bei der Übersetzung überwunden zu haben, darf ich leider nicht annehmen. Aber mit voller Liebe und frohem Mut habe ich übersetzt. Der Vergleich mit Dante ist nicht von mir. Ich bin überhaupt zur Kritik absolut verdorben, sehe auch im ganzen Zusammenhang dieses Buches nicht eben sehr vielen Zusammenhang, auch manche Wiederholung; aber entweder ist die höchste Wahrheit, Einfalt, Kraft, dichterische und christlich-gläubige, in diesem Buche an vielen Stellen sichtbar, oder ich verstehe weder von dem Dichterischen noch von dem Christlichen das Mindeste, und verstehe auch mich selbst nicht. Freilich bin ich vor der Zeit alt geworden [?] und für manches unempfänglich [?]; darum kann es ja sein, daß ich mich befriedigt finde, wo andere nicht. —

„— Dein freundliches Anerbieten, bei mir abzutreten erfreut mich, wie Du weißt, und betrübt mich desto mehr, weil ich zu

eng wohne, um es annehmen zu dürfen. Ich würde Dir nur Unruhe, keine Bequemlichkeit bieten können. Hoffentlich bleibt es nicht immer so; dann mahne ich Dich an Dein Versprechen. Ich würde jetzt schon ausgezogen sein, wenn ich mich nicht scheute, die alten Frauen, meine Schwiegermutter und Tante zu beunruhigen, die sich hier in Karl Groschs Nähe wohl fühlen und sich vor der neuen Arbeit eines Umzugs scheuen. —

„— Daß ich des Hofrat Wendt Einladung so pünktlich befolgt habe, wird Deinen Beifall verdienen. Möchte nur auch, was ich schicke, solchen Beifall bei ihm und bei Dir erwerben. Denn es ist wieder ein Lehrgedicht, wenn auch nur etwa um den zehnten Teil so langatmig wie das von Pollok. Anderes aber konnte und wollte ich nicht geben. (Wahrscheinlich ist 'das Alter' in Nibelungenstrophen gemeint.) Dafür aber habe ich ihm auch vollständig freigestellt es mir wieder zurückzuschicken, weil es wirklich für seinen mir unbekannten Almanach zu ernst sein kann. Es wird gut sein, wenn auch Du ihm begreiflich machst, daß mir das viel weniger verletzend sei, als wenn mein Werklein nur aus Mitleid aufgenommen würde. Ein Honorar wird er schwerlich geben. Erst nachdem die Abschrift fast vollendet war, kam mir der kühne Gedanke an solches durch ein lateinisches Klage- und Bittschreiben eines armen böhmischen evangelischen Pfarrers, der durch einen Hofprediger in Gotha Geld zum Bau einer Kirche zu erlangen hofft. Von Anderen werde ich ihm schwerlich viel schaffen können; da habe ich ihm denn in Gedanken das Werklein, das ich eben unter den Händen hatte, geschenkt. Doch stelle ich mir kaum vor, daß von einem Musenalmanach dergleichen gegeben werden kann.

„— — Gott erhalte Dich und die lieben Deinen im begonnenen Jahre und lasse Dich ferner Gedeihen in Deinem schönen Berufe sehen; mir erhalte er, was von je und besonders

in dieser letzten Zeit mein Reichtum gewesen ist: die Liebe, Nachsicht und Hilfe meiner Freunde, auch die Deinige!"

So wieder in die Freundschaftbeziehungen unseres Hey hinübergeleitet, fügen wir gleich einen anderen kurzen Brief an Lücke bei, nachdem uns der vorangehende, der so gut wie vollständig hier vorliegt, einen tiefen Einblick in das Leben und Weben, Forschen und Ringen seines reichen und beweglichen Geistes eröffnet hat. Nachdem er im Herbst des Jahres 1830 bei Wilhelm Perthes eingezogen, schreibt er am 15. Mai 1831:

„Friedrich Perthes bringt, geliebter Freund, aus Leipzig die von Ullmann erhaltene Nachricht mit, daß Du hier mit ihm zu Pfingsten zusammentreffen wollest. Welcher vernünftiger Gedanke! Du bist genügsam und wirst Dir's gefallen lassen bei mir zu wohnen, wo ein zwar kleines Stübchen Deiner wartet, Dir jedoch um seiner Aussicht ins Grüne willen nicht mißfallen wird. Dann können wir uns einmal wieder ordentlich besprechen. Dahin sei alles verschoben. — — Also Du kommst und steigst ab in Wilhelm Perthes' Hause vor der Sieblebener Gasse bei Deinem Hey." —

— Um Ostern 1830 wurde Friedrich Perthes' jüngster Sohn erster Ehe, Andreas, konfirmiert. Wäre unser Hey Stadtpfarrer gewesen, dann würde er seinen mehrjährigen Zögling und Hausgenossen von Töttelstedt her konfirmiert haben. So aber fiel die Vorbereitung seinem Bruder zu und die Einsegnung vollzog D. Bretschneider. Daß aber Hey den innigsten Anteil an dem Erlebnisse nahm, ist selbstverständlich; er sprach sich in einem poetischen Gruß aus, dessen Schlußstrophe wir mitteilen:

„Mit Gott! sei Deines Lebens Spruch und Sinn,
Der weihe alles Deines Thuns Beginn;
Der stärke, leite Deiner Füße Gang,
Der mache reich die Werke Deiner Hände,

Der mache froh Dein Herz Dein lebenlang,
Der führe Dich zu gutem Ziel und Ende!
Der Welt zwar dünkt es manchmal nur ein Spott;
Doch bleibe fest und geh getrost mit Gott!"

Die fröhliche Laune unseres Freundes spricht sich wiederum in einem allerliebsten schalkhaften Gedicht aus, das er kurz zuvor zum 4. April 1830 der jüngsten Schwester des Andreas widmete, welche an diesem Datum das 20. Lebensjahr vollendete. Die drei älteren Schwestern schenkten ihr einen Schleier.

An Leonore.

Agnes, Luise und Mathilde
Die spenden wohl mit Schwestermilde
Des Schleiers zart Gewebe Dir.
Doch ist er noch so fein gesponnen,
Es kommt doch endlich an die Sonnen
Der Schwestern List — o glaub' es mir!
Dein holdes Aug' er soll bedecken,
Dein rosig Angesicht verstecken,
Wenn Dir der Schwäger Liebe naht;
Es ist die Eifersucht der Frauen,
Die ihren Männern nicht mehr trauen,
Die dies Geschenk ersonnen hat.
O thue nicht der Schwestern Willen,
Wenn, heißer Sehnsucht Schmerz zu stillen,
Dich trifft der Schwäger Liebesblick;
Und schlag den Schleier auch zurück,
Wenn sie Dir nah'n als treue Necker:
Wilhelm, Agricola und Becker! —

Nunmehr stehen wir vor der tief versteckten unscheinbaren Quelle der Fabeln, welche zum reich befruchtenden Strom geworden ist, der auf seinen Wellen in fünf Decennien Wilhelm Heys Namen über des Vaterlandes Grenzen hinaus durch manche Lande getragen — weiter, als manchen gefeierten Dichternamen alter und neuer Zeit. Wie die Fabeln entstanden, ist uns von zweifellos glaubhafter Seite mitgeteilt; näheres an-

zugeben, verbietet die schuldige Diskretion. Wir finden aber hier wieder einen Beweis dafür, wie aus dem unscheinbarsten Ursprunge Großes erwachsen kann, wenn des Menschen Werk in Gott gethan ist und Sein Segen das Gedeihen giebt.

Daß Hey viele Liebe und Anhänglichkeit auch in Gotha finden mußte, welches er überdies als zweite Heimat ansehen durfte, konnte nicht fehlen. Als teilnehmender Freund war er bei Vielen, armen wie reichen, bald unentbehrlich geworden. Das Wort des Herrn: Geben ist seliger denn Nehmen fand in seinem Leben und Wirken mannigfaltige Anwendung. Das Wort Apg. 4, 32: „Keiner sagte von seinen Gütern, daß sie sein wären“, faßte er im ganzen vollen Sinne, wie es sich denn gebührt, es auch auf die unsichtbaren Güter des Geistes und Herzens anwendend, und zwar so, daß auch da die linke Hand nicht wußte, was die rechte that. Die thatsächlichen Beweise dafür aus seinem Leben, soweit sie vorliegen, alle beizubringen ist nicht ausführbar. Wenn er jemand in Not wußte, half er nach Kräften; ging es — nicht selten — über die jeweiligen Kräfte, dann wußte er leicht hilfreiche Hände aufzubieten; und ihm dann etwas abzuschlagen, wenn er fürbittend kam, war kaum möglich.

Seine Lieblingsbeschäftigung, der lehrende und erziehende Verkehr mit den Kindern, gab ihm täglich stets lohnende Arbeit; seine Freunde ernteten die Früchte seines unablässigen Thuns. Wilhelm und Agnes Perthes genossen reichlich diesen Segen, besonders solange er ihr Hausgenosse war; ihre Kinder: Bernhard, der nachherige Erbe des väterlichen Berufs, der leider schon im 37. Jahre aus rastloser Thätigkeit abgerufene, Marie und Clotilde, denen, nachdem drei Geschwister sehr bald wieder hingeschieden, erst im Jahre 1836 Agnes zugesellt ward, — sie alle waren dieses Segens Erben. (S. auch H. Gelzer, Protest. Monatsblätter 1857, Heft 12.)

Hey hatte auch die Fürsorge über die Waisenpflege in Gotha mit mehreren Personen beiderlei Geschlechts übernommen, welche sich dort in der Weise gestaltete, daß die verwaisten Kinder bei verschiedenen Familien in der Stadt und auf dem Lande untergebracht wurden. So hatte er denn eine Anzahl dieser Kinder unter seiner speziellen Obhut und mußte sorgen, daß dieselben in leiblicher wie geistiger Hinsicht die ausreichende Pflege genössen. Einige seiner Schutzbefohlenen waren in der Stadt selbst untergebracht und kamen von Zeit zu Zeit zu ihm, um sich bald dies, bald jenes, namentlich auch Schulbücher, von ihm geben zu lassen und etwaige Klagen vorzubringen.

So kam denn auch eines Tages im Jahre 1832 ein Waisenknabe zu ihm und klagte ihm über böses Jucken an den Fingern; seine Pflegemutter lasse den Herrn Hofprediger bitten, ihm etwas dagegen zu geben. Dieser sah sich ausnahmsweise einmal ratlos und sandte den Jungen zu der Frau Hofrat Mathilde Becker, geb. Perthes, die in derartigen Sachen besser Rat wisse als er. Der Junge geht den gewiesenen Weg; die Frau Hofrat aber erschrickt nicht wenig, als sie den Schaden näher ansieht, dessen Qualität der geneigte Leser gleich ihr durchschaut haben wird, und sendet den Patienten zum Hausarzt, voll Besorgnis zugleich, daß ihre Fanny und Sophie, vier- und resp. zweijährig, welche der bedenklichen Besichtigung mit kindlicher Neugierde beigewohnt, etwa schon angesteckt sein möchten. Als sie am anderen Tage unseren Hey sieht, stellt sie ihm seine Unvorsichtigkeit vor. Ganz überrascht hört dieser den Vorwurf an, steckt ihn ein und geht nachhause, bringt aber schon nach ein paar Tagen seiner Freundin als niederschlagendes Pulver einige kleine Gedichte für die beiden Töchterlein mit, deren süßer lieblicher Klang die mütterliche Verstimmung alsbald wie durch einen Zauberschlag beseitigt. Der Waisenknabe war bald ge-

heilt; keines der Töchterlein ward befallen; die ganze Sache löste sich in Heiterkeit auf.

Folgende Gedichte werden es gewesen sein, welche wir in der Originalhandschrift unter anderen alten Papieren gefunden, auf einem Blatte nummeriert zusammengefaßt; wobei wir kaum zu bemerken brauchen, daß das letzte, Nummer 13 — nur etwas verändert und mit Weglassung der 2. Strophe — sich im Anhang zum ersten Teil der Fabeln findet. Fanny hat das Wort:

1.

Meine Sophie, wie hab' ich dich lieb!
Komm her und mir schnell ein Küßchen gieb!
Kein Kind hat so gutes Schwesterlein
Als ich die liebe Sophie mein.

2.

Mutter, liebe Mutter du,
Sieh mich an und lache dazu!
Mach mir ja kein bös Gesicht,
Liebe Mutter, thu es nicht!

3.

Mutter manchmal böse ist,
Wenn ihre Fanny was vergißt.
Lieb' Mutter, sei nicht böse mehr,
Die arme Fanny weint so sehr.
Glaub' nur, daß sie's nicht wieder thut,
Lieb' Mutter, sei nur wieder gut!

4.

Vater, hast du Kuchen? —
Ich will ihn versuchen,
Muß erst sehn, ob er auch gut,
Daß er dir keinen Schaden thut!

5.

Sophie, wo ist der Papa?
Ist wieder einmal nicht da,
Ist in der Expedition.
Doch horch! Die Teller klappern schon,

Die Thür geht auf,
Nun kommt er herauf,
Nun gehn wir zu Tische groß und klein,
Essen Braten und trinken Wein.

6.

Vater, gehst du schon wieder aus?
Ist viel schöner, wenn du bist zuhaus.
Sitzen am Tisch dann alle vier,
Essen und trinken und lachen mit dir.
Sage: warum gehst du wieder fort?
Ist's nicht viel schöner bei uns, als dort?

7.

Vater, gehst du schon wieder fort?
Höre von deiner Fanny ein Wort!
Du kriegst dort gewiß Gutes zu essen,
Kuchen, Bonbon und gar Biskuit,
Da darfst du die Kinder nicht vergessen,
Da bringst du uns auch ein Stückchen mit!

8.

Was ich lieber mag essen,
Kuchen oder Brot?
Das hat keine Not,
Hab's noch nicht vergessen.
Aber was hilft das Fragen?
Was soll ich's erst noch sagen?
Ich seh' es schon an ihrem Gesicht,
Sie geben mir doch den Kuchen nicht.

9.

Sophie, mein Kind, iß nicht zu viel,
Sei hübsch verträglich bei deinem Spiel;
Thu alles, wie es die Mutter spricht,
So kriegst du die garstige Rute nicht.
Mußt, wenn dir was weh thut, nicht gleich weinen,
Mußt's immer gut mit den andren meinen;
Das ist der guten Kinder Brauch,
So merk dir's, Sophie, und ich auch.

10.

Laufen, das ginge wohl an,
Aber nur fallen nicht.
Hab' mir an Hals und Gesicht
Oft schon gar weh gethan.
Drum will ich langsam gehn,
Immer hübsch vor mich sehn,
Bis ich's erst besser kann.
Merkt euch, was Fanny spricht:
Laufen, das ginge wohl an,
Aber nur fallen nicht.

11.

Nimmst mich auch gar nicht mehr,
Mutter, auf deinen Schoß;
Bin ja doch nicht so schwer,
Bin ja noch nicht so groß.
Wärst du, wie ich, so klein,
Wär' ich so groß, wie du,
Solltest du immerzu
Auf meinem Schoße sein.
Aber du bist so groß,
Aber so klein bin ich;
Mutter, so nimm doch mich
Auch einmal auf den Schoß!

12.

Bist klein noch, meine Sophie,
Ich bin viel klüger, als du.
Drum sieh mir ordentlich zu
Und gieb dir ordentlich Müh'!
Hast du auf alles acht,
Wie's deine Fanny macht,
Wirst du wohl morgen früh
Eben so klug wie sie.

13.

Will nun schlafen gehen,
Liebes Bettchen du,
Kann ja nichts mehr sehen;
Äugelein fallen zu.

Meine gute Sophie
Geht zu Bette mit mir,
Und bis morgen frühe
Schlafen so ruhig wir.

Meine Mutter decket
Uns heut Abend zu;
Gute Mutter wecket
Morgen uns aus der Ruh'.

Vater und Mutter beide
Kommen dann herein
Sehn an uns ihre Freude,
Schlafen mit uns ein.

Doch vom Himmel nieder
Noch ein Vater wacht,
Dessen Augenlider
Schließen sich keine Nacht;

Sieht auf all die Seinen
Freundlich immerzu,
Großen all' und Kleinen
Giebt er die süße Ruh'.

Vater droben, siehe
Auf mich diese Nacht,
Nimm auch meine Sophie,
Vater und Mutter in acht!

Diese niedlichen Verslein sah der Großvater Perthes alsbald bei seiner Tochter Mathilde und hörte mit Lust zu, wenn ihm seine Enkelin Fanny schon einige hersagen konnte, vielleicht vorerst die beiden ersten Nummern und die elfte; er fand sie sehr ansprechend und erkannte alsbald die besondere Begabung des Freundes für derartige Dichtung. Sobald er mit Hey zusammentraf, sprach er: „Hey, wenn Sie solche niedliche Kindergedichte machen können, so schaffen Sie doch mehr von der Art! Die Kinderwelt hat nicht allzuviel derart; das wäre gerade etwas für sie, was ich brauchen könnte." So weit ist unser Hey uns schon bekannt, daß er durchaus nicht etwa das Anerbieten mit beiden Händen ergriff. Wir haben es wohl dem alten Per-

thes zu danken, daß er den klar und fest gefaßten Gedanken nicht wieder losließ. Der Ausführung war es nur günstig, daß Hey jetzt bei Wilhelm Perthes wohnte und mit den Kindern, namentlich mit Clotilde, die damals ungefähr achtjährig war, in lebhaftem Verkehr stand. Doch sollte dies nicht lange währen.

Im Frühjahr 1832 ward er zum Pfarrer in Ichtershausen ernannt. Wenn man an der durch die Kolonie der Brüdergemeinde bekannten Station Neu-Dietendorf zwischen Gotha und Erfurt die Eisenbahn verläßt, um nach dem südöstlichen Flügel des Thüringer Waldes die frohe Pilgerschaft zu lenken, nach den Quellen der Ilm zu forschen und auf den Kickelhahn zu steigen, wo Goethe an seinem letzten Geburtstage „Wanderers Nachtlied“ rekognoszierte, das er 48 Jahre zuvor dort eingeschrieben, so gelangt man über Kornhochheim und Thörey an die Gera, nachdem dieselbe die von rechts kommende Wipfra aufgenommen, und sieht nach Süden gewandt das eine Viertelstunde weiter an der Gera freundlich gelegene Ichtershausen vor sich, den Hauptort an der Landstraße zwischen Erfurt und Arnstadt, von wo dieselbe dann weiter durch den Plaueschen Grund nach dem schon 1000 Fuß über dem Meeresspiegel gelegenen Plaue und weiter nach Ilmenau führt.

Der Ort soll schon zur Zeit der sächsischen Kaiser existiert haben; die Kirche stammt mindestens einem Teile nach aus dem 12. Jahrhundert. Das Pfarrhaus mit Zubehör hat viele Wandlungen durchgemacht, bis es zu dem gegenwärtigen Stande der Behaglichkeit hindurchgedrungen und in Einklang mit der freundlichen Gegend gekommen ist, welche durch reichen Wiesengrund besonders gegen Norden und viel Baumwuchs und Bewässerung das Bild eines fruchtbaren Gartens bietet.

Wie auch sein Vorgänger Kehl, wurde Hey zugleich Superintendent der Diöcese; diese umfaßte damals 13 Kirchgemeinden,

wozu noch die Herrnhutergemeinde Neu-Dietendorf bis zum Jahre 1849 hinzukam.

---

3. In Ichtershausen.

Am Sonntag Exaudi den 3. Juni 1832 hielt Hey seine Abschiedspredigt in der Hofkirche. Ihr Text war Hebr. 13, 8: „Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit.“ Dieselbe erschien in der Beckerschen Buchhandlung zum Besten der Anstalt für sittlich verwahrloste Knaben. Die ziemlich geräumige Kirche war gedrängt voll; viele fanden keinen Platz mehr. Die eigentliche Gemeinde war klein; aber Hey hatte fleißige Zuhörer aus anderen Sprengeln.

Am Pfingstfeste wird er seine Antrittspredigt in Ichtershausen gehalten haben. Einsam, wie er war, ohne Weib und Kind mußte er sich in dem geräumigen Pfarrhause recht verlassen fühlen, bis er sich in seinen engeren wie weiteren Kreis etwas eingelebt hatte, was bei der Beweglichkeit seines Geistes ihm nicht allzuschwer werden mochte. Die ganz eigenartige Vertrautheit, in welcher mit Wilhelm und Agnes Perthes zu leben er namentlich in der letzten Zeit sich gern gewöhnt hatte, so daß er ihnen innerlich näher stand als seinen Verwandten, trieb ihn oft nach Gotha, wo er wöchentlich 1—2 Tage zubrachte, um dann desto mehr gestärkt zur amtlichen Thätigkeit zurückzukehren, die denn freilich einen rüstigen und raschen Arbeiter vollauf beschäftigte. Im Orte selbst war ein Herzogliches Schloß, welches neuerdings zu einer Strafanstalt eingerichtet worden ist, es war ein Justizamt und ein Rentamt da, eine Domäne und etliche kleinere Gütchen; zwei Ärzte wohnten im Orte.

Auf einem der kleineren Gütchen wohnte ein alter Graf Reuß, der ein warmes Interesse für christliche Wahrheit im Herzen trug und gern, um geistige und geistliche Nahrung zu

suchen, ins Pfarrhaus kam. Wenn eine Kutsche in das Dorf gefahren kam und um die Ecke, an welcher der Graf wohnte, nach dem Pfarrhause sich wandte, so ließ er wohl alsbald fragen, ob Gäste aus Gotha gekommen wären, und Hey ließ dann melden, der Herr Graf würde willkommen sein; es war dann Regel, daß der alte Herr sich eilends herbeimachte, um sich die Gäste zu besehen. Derselbe hatte einen gleich alten Kammerdiener bei sich, der Krampf hieß und seinem Herrn sehr ergeben war. Der wackere Mann trat in seines Herrn Fußstapfen, indem er sich alles mit roter Tinte anmerkte, was ihm an jedem Tage neu und mit eigenen Mitteln nicht zu enträtseln vorkam, und dann ein paarmal wöchentlich mit dem Zettel bei dem Superintendent erschien, um sich der Reihe nach über alle notierten Sachen Erläuterungen geben zu lassen, die er sofort mit dem Bleistift beifügte. Wenn dann ein solches Privatissimum über alles mögliche und noch manches andere wohl seine zwei Stunden dauern konnte, so ward es zu einer Geduldsprobe für unseren sehr raschen, ja nach seinem eigenen Geständnis zuweilen reichlich hastigen Freund.

Beschäftigung gab ihm auch der Garten und in der ersten Zeit der Versuch, die Pfarrländereien selbst zu bewirtschaften, bis er etwas heimisch wurde und seine Leute näher kennen lernte. Der September des Antrittsjahres brachte ihm zwei Ereignisse für sein persönliches Leben, ein ernstes zuerst und dann ein freudiges.

Am 4. September starb in Gotha in ledigem Stande die Schwester seiner Schwiegermutter, Friederike Ludwig. Während der letzten Jahre, welche Hey in Töttelstedt zubrachte, war sie seine Hausgenossin und mußte bei den häufigen Krankheiten der Hausfrau deren Stelle vertreten. Je größer die Gewissenhaftigkeit war, mit der sie diesen Posten versah, desto mehr griff sie auch pädagogisch ein und konnte, so sehr die im

Hause als Zöglinge lebenden Knaben ihre Gutherzigkeit anerkannten, doch auch wohl ein Schrecken für sie werden. Einer von diesen, der einzige vielleicht, der noch lebt, erzählt dem Verfasser: Die Tante führte das Kommando; ihr Scepter war der Kochlöffel. Die Steckrüben wuchsen reichlich und kamen, da sie gut sättigen, häufigst auf den Tisch und durch der Tante freigebige Hand in massiver Fülle auf den Teller. Wenn dann einer der Knaben der fixen Idee huldigte, sie am liebsten gar nicht oder doch mindestens nicht so massenhaft essen zu können, dann kam abends sein Teller in derselben Gestalt, wie ihn der glückliche Besitzer verlassen, wieder auf seinen Platz; wenn der große Wurf dann auch noch nicht gelang, dann — o Schrecken! — erschien derselbe Teller mit dem Rest am folgenden Morgen auf demselben Platz und — ward dann endlich mit der Todesverachtung des Verzweifelten abgethan. Durch solche Beharrlichkeit erzwang die Tante immerhin Respekt. Aber als die Knaben einst entdeckten, daß sie in der Küche auf einen Tisch stieg und nun durch ein in ihr Arbeitszimmer gehendes Guckfenster sie belauschte, mußte solches Experiment Entrüstung erregen. Ebenso wenig fand sie Zustimmung, wenn sie dem als Hühnerfaktor Angestellten unter ihnen anfangs zwar für jedes volle Schock (60 Stück) Eier ein mit Kandis angerührtes Ei als Prämie verabreichte, dann aber, als derselbe in der Scheuer ein Nest entdeckte, aus dem allein er mehr als ein Schock einheimste, nicht etwa eine Extraprämie vergönnte, sondern vielmehr für die Zukunft die gewöhnliche Prämie beschränkte! Doch das Mißbehagen über jedes Hinausschreiten der alten Tante über die Grenzen ihres ursprünglichen Gebiets in das höhere pädagogische hielt sich meist im Verborgenen; die unbegrenzte Anhänglichkeit an den Hausherrn drängte jeden Ausbruch der verletzten Gefühle zurück.

Dieser schätzte die Tante hoch und fühlte sich ihr zu großem

Danke dauernd verpflichtet. Er war, wie er wohl manchmal pflegte, am Sonntag den 2. September 1832 gegen Abend zu den Freunden und Verwandten nach Gotha gegangen, von dort aus zunächst ein paar Tage in die Berge gen Südwesten und wieder nach Gotha zurückgewandert und erst am Freitag, den 7. gegen Abend wieder heimgekehrt. Diesen Tag rechnete er für voll und auch den Sonntag Abend so, als wär's der ganze Tag gewesen. So schreibt er in einem zerknittert aufgefundenen Briefbruchstück am 7. abends an Agnes Perthes:

„Meine teure Freundin! So bin ich denn wieder in Ichtershausen nach einer Abwesenheit von nur sechs Tagen, und wie viel hat sich in diese hineingedrängt! Wie schön war die Reise, machte den Geist so leicht und frei, als ob gar keine Sorge wieder drin haften könnte; wie hat sie gerade mit ihrem ernstesten Gespräche mir wieder einen so wohlthuenden Beweis Eurer Liebe für mich gegeben; wie hat sich dann der Verlust der guten Tante daran gereiht! Das alles war schon etwas zu viel für die Tage in Gotha und ist's noch mehr jetzt, da die Spannung, wie natürlich, nachläßt, überdies der Kopf von einem mutmaßlich kommenden Schnupfen eingenommen ist. Jetzt ist nur mein Gedanke: erst recht ruhig zu werden und mich fest an den lieben Gott zu halten, damit er mir klar mache, was recht und gut ist.

„Unterwegs klang begreiflicherweise das Letzte noch nach: der Tante Beerdigung, oder noch vielmehr ihr Leben und Weben, so ruhig, gleich, still, und doch rastlos thätig, wie ich es viele Jahre gesehen und mich dran erfreut habe! Zuhause kamen gleich allerlei Geschäfte, zuerst die Vorbereitung zur Kirche, für dieses Mal die letzten Verse des 126 Psalms. — — —"

Ein ganzer Cyklus von Ehrengedichten Heys zum Gedächtnis der Hingeschiedenen ist uns erhalten, die für beide bezeichnend sind; wir legen nur ein Blatt aus diesem Ehrenkranze dem Leser vor:

Geh hinüber, sel'ger Geist,
Wo du deine Heimat weißt;
Hast so treu gewirkt hienieden,
Ruhe nun in Gottes Frieden!

Gehe hin zum Wiedersehn!
O wie lautet das so schön!
Wiederfinden, Wiederlieben —
Alles ist so herrlich drüben.

Gehe, schwebe froh voran!
Aufwärts geht auch unsre Bahn,
Abwärts in des Grabes Stille,
Aufwärts zu des Lebens Fülle!

Die Einsamkeit in dem übrigens so behaglichen Pfarrhause ward unserem Hey mehr und mehr unerquicklich, so daß er immer wieder und immer lieber, soweit nicht das Amt fesselte, in Gotha und zumeist bei Wilhelm und Agnes Perthes die ihm in Ichtershausen noch fehlende zusagende Geselligkeit suchte. Dort trat denn ganz überraschend das freudige Ereignis ein, welches, sich an den Trauerfall nach wenigen Tagen anreihend, ihn wiederum die Treue Gottes erfahren, seine Freundlichkeit sehen und schmecken ließ.

Am 7. Dezember 1831 war in Hamburg 74jährig der Kaufmann Otto v. Axen gestorben, Mitglied des bürgerschaftlichen Kollegiums der „Oberalten". Seine Gattin Luise, Tochter des Senators Johann Siegmund Westphalen, war ihm zwei Jahre zuvor 63jährig vorangegangen, eine Tochter Julie schon 3 Jahre vor der Mutter. Ihn überlebten außer einer 1857 ledig verstorbenen Tochter Ida fünf Kinder, deren ältestes und jüngstes Töchter waren. Die älteste Tochter, Karoline, geb. 1788, war seit 1806 mit Fr. Perthes' Freund und Genossen in Napoleons Acht und Bann, Dr. Ferdinand Beneke verehelicht. Die Söhne waren Otto Siegmund, geb. 1791, Kaufmann, seit 1822 mit Theodore Herzfeld verheiratet, Karl Eduard, geb. 1794, Gutsbesitzer und später erster Beamter des Johannis-

klosters in Hamburg, seit 1835 Ehemann der Bertha Rist, Clas Ferdinand, geb. 1799, seit 1830 verehelicht mit Helene Herzfeld. Das jüngste der Kinder des Oberalten, Luise Amanda Philippine, geb. 20. September 1801, war ledig und hatte beider Eltern Pflege in den Tagen des Alters und bis ans Ende im Vaterhause ihr zufallen müssen.

Je freudiger sich Luise v. Axen dieser Aufgabe unterzogen hatte, desto tiefer mochte sie nach den letzten drei Jahren vielfacher Anstrengung und Erschütterung das Bedürfnis einer gründlichen Erholung und Erfrischung empfinden und konnte nach der Auflösung des Vaterhauses diesem Bedürfnis frei nachkommen. Welche Familie mochte sie lieber aufsuchen als die des mit der ihrigen so nahe und längst verbundenen Friedrich Perthes! Am nächsten im Alter stand sie der nur wenige Monate jüngeren Luise Agricola; kaum 2 ½ Jahr jünger als sie war Mathilde Becker, Agnes Perthes kaum 3 ½ Jahr älter. So kam sie denn bald nach Pfingsten nach Gotha, wo sie zuerst bei Agricolas, dann bei Wilhelm und Agnes Perthes wohnte. Oftmals sah sie hier der wöchentlich einkehrende Superintendent von Ichtershausen.

Auf Mittwoch, den 19. September war ihre Rückreise nach Hamburg festgesetzt. Am 18. kommt Hey und — macht ihr den Antrag, die Gefährtin seiner künftigen Tage zu werden. Das Jawort erfolgt und der Abend desselben Tages sieht ein fröhliches Familienfest bei W. Perthes. Ob die Hausfrau durch das Ereignis sehr überrascht worden, ist bei der ganz sonderlichen intimen Freundschaft derselben mit dem Pfarrherrn von Ichtershausen zu bezweifeln. Das aber ist über jeden Zweifel erhaben, daß die Kaufmannstochter aus der Metropole des Weltverkehrs es nie bereut hat, diese mit dem thüringischen Dorfe vertauscht und den Titel einer „Frau Superintendent“, der ihr bisher fremd gewesen, angenommen zu haben. Sie

konnte allewege mit Elieser (1 Mose 24, 56) sprechen: Der Herr hat Gnade zu meiner Reise gegeben.

Luise v. Axen blieb nun in Gotha; ihr Hab und Gut kam aus der Heimat, und eilig rührten sich die Hände, die neue Braut für den Hausstand auszurüsten; das Beste brachten die Herzen herzu durch heilige Fürbitte und sinnige Dichtung. Die Hochzeit wurde auf den 27. Dezember festgesetzt. Da der 43jährige Witwer-Bräutigam als geborener Poet von Gottes Gnaden so oft die Familienfeste seiner Freunde durch die Töne seiner Harfe verklärt, so konnte es nicht fehlen, daß man nun auch ihm den Weg in die neue Ehe mit Kränzen und Sträußchen lieblicher Lieder bestreute. Einige dieser letzteren sind uns aufbewahrt, deren Verfasser oder Verfasserin sich nicht genannt hat; wir wagen es getrost anzunehemen, daß des Wandsbeker Boten Enkelin Agnes es war, der niemand streitig machen wird, daß sie eine durch und durch poetische Natur im besten Sinne war. Der Leser wird nichts dawider haben, daß wir von den fünf Grüßen ihm einen weitersagen:

An die Braut zum heiligen Abend 24. Dezember 1832.

1. Von den schönen Weihnachtgaben
Groß und klein
Sollst Du heut das Schönste haben,
Du allein.
Nimm es fein bedachtsam wahr:
Ist ein Kränzlein Dir ins Haar,
Und Dein Herz wohl wird Dir sagen,
Wann es soll Dein Köpfchen tragen.

2. Acht' es nicht etwa geringe
Nach dem Schein,
Sieh, wir banden Wunderdinge
Dir hinein!
Kannst durch viele Märkte gehn,
Eh' Du sie zum Kauf wirst sehn.
Doch wir hatten sie noch eben,
Wollten Dir so gern sie geben.

3. Merk', es ist die fromme Treue,
Schmucklos zwar,
Aber Dein nun ohne Reue
Immerdar.
Merk', es ist ein heitrer Sinn,
Geht mit Dir so fröhlich hin,
Wird das schlichte Mahl Dir würzen
Und die trüben Stunden kürzen.

4. Merk', es ist ein Gottessegen,
Dem geschenkt,
Der auf seines Lebens Wegen
An ihn denkt.
Merk, in Mitternacht herein
Ist's ein lichter Frühlingsschein;
Zeit der Sorgen ist vergangen,
Freude soll Dich traut umfangen.

5. Kannst Du von dem Schönen allen
Nichts drin sehn?
Laß Dir's immerhin gefallen!
Mußt verstehn:
Kränzlein ist gar bald dahin;
Doch im lieben Herzen drin'n
Wirst Du's alles wohl erfahren,
Dir mit frohem Mut bewahren.

Am 27. Dezember 1832 vollzog der Archidiakonus Karl Hey die Trauung. Die Hochzeit ward bei Wilhelm Perthes gefeiert. Die ganze Familie Perthes war anwesend.

Am Nachmittag fuhr das Paar nach dem etwa $2^1/_2$ Meilen entfernten Ichtershausen ab und fand dort in und vor dem Pfarrhause viele Einwohner versammelt mit guten Wünschen und Gaben. Die Treppe und Etage war festlich beleuchtet und ein Transparent grüßte aus Blumengewinden heraus mit dem Bibelwort: Deinen Eingang segne Gott! Die Gemeinde und das Transparent sind die 22 Jahre hindurch bis zu Heys Ende zum Zeugnis des inneren Einvernehmens zwischen ihm und der Gemeinde auf dem Hausflur geblieben, und was ur-

sprünglich ein Gruß für den Pfarrer gewesen, wurde dann dauernd ein Willkommen des Hirten an seine Pfarrkinder, so oft sie seine Schwelle betraten!

Die Pfarrfrau aber war über den freundlichen Empfang und das herzliche Entgegenkommen des thüringischen Landvolks höchlich erfreut; mochte ihr doch als einer großstädtischen Kaufmannstochter die unmittelbare Berührung mit den Landleuten in größerem Umfange bis dahin ganz fremd gewesen sein. Es war nur zu natürlich, daß sie zunächst mit den Beamtenfamilien in näheren Verkehr trat. Dieser Verkehr ward durch Heys Lust am Unterrichten, die ihm in den Mußestunden keine Ruhe ließ, nur gesteigert. Mit seiner Luise und einigen jungen Mädchen trieb er französische Sprache nach der Methode von James Hamilton (1769—1831) und erzielte bei seinem bedeutenden Talent für fremde Sprachen und für die praktische Behandlung jedes Unterrichts die besten Erfolge. Hören wir nun weiter, wie er die pädagogische Beschäftigung mit der Jugend ausdehnte und rasch förderte.

Wir können bereits erraten, daß die Fabeln schon manchen Tag sowohl Hey wie auch seinen 17 Jahre älteren Freund Fr. Perthes beschäftigten, jenes „leichte Kinderspiel“ nach Heys eigenem Ausdruck, welches die mannigfach in die Erscheinung tretenden zu Schaden oder Gewinn dienenden Regungen des Menschenherzens im Tierleben episch-poetisch abbildet.

Perthes erkannte alsbald, daß es darauf ankomme, die Fabeln zugleich in Bilder zu fassen. Je bildsamer sie waren, desto fruchtbarer für die Kinderwelt mußten sie werden. So ward denn der damals erst 25jährige Otto Speckter in Hamburg dazu ausersehen, die Bilder auszuführen. Derselbe war ein Jahr jünger als sein Bruder Erwin, der ein Schüler von P. von Cornelius, 1824 nach Rom ging und schon 1835 starb. Wie schnell Otto Speckter seine Aufgabe löste, ersehen wir daraus, daß bereits im November 1832 die Bilder in Perthes'

Händen waren — zugleich ein Zeugnis für die Fabeln, das nicht zu unterschätzen ist! Daß ihrer zunächst nur fünfzig waren, wissen wir. In hohem Grade charakteristisch ist die Art, wie sich Hey über die Zeichnungen ausspricht, auch die fast ängstliche Bescheidenheit, in welcher er auf keinen Fall als Verfasser genannt sein will und fürchtet, daß seine etwa hie oder da bekannte Handschrift ihn verraten möchte, Perthes auch die Anordnung im einzelnen überläßt. Er schreibt am 6. Dezember 1832 an diesen:

„Teurer Freund! Hier kommen die Bilder zurück. — — — Ich habe sorgsam durchgesehen und hie und da verändert, — sehr wenig; denn diese frisch aufgewachsenen Sprossen leiden die Hand des Gärtners nicht. Korrektheit, Versmaß — alles liegt hier darin, wie sie ins Ohr fallen. Endlich habe ich Anfang und Ende gemacht, liegen auf einem Blatte bei. Der Zeichner wird schon sehen, wie beide Blätter zwar nahe verwandt, aber doch verschieden sind. Auf dem letzten lauter Porträts der schon dagewesenen Tiere, jedes wieder in angemessener Stellung, alle zusammen in einer gewissen zutraulichen Ruhe. Auf dem ersten kommen sie gelaufen, geflogen; die trauliche Vereinigung sonst fremder oder gar feindlicher Tiere ist nicht zu vergessen und gewissermaßen die Hauptsache.

„Sehr schön stelle ich mir das letzte Blatt vor, wenn die Tiere wie ein Rahmen um den Vers herum oben, unten, auf den Seiten säßen und stünden. Dann müßte aber das erste ebenso sein, und da kann ich mir's nicht recht denken. Überdies liegen wohl technische Schwierigkeiten vor.

„Also das Ganze sei Ihrer und des Bildners Einsicht, Anordnung, Fürsorge nochmals bestens empfohlen. Der Nachtrag, dafür ich doch schon einiges habe, wird gleich nach Neujahr meine erste Arbeit sein. — —"

Diesem Briefe anliegende Blätter geben Heys Urteil über

die Zeichnungen, wie sie anfangs Speckter gestaltet. Der Leser wird bei Vergleichung mit dem fertigen Fabelbuche erkennen, wie weit dann der Bildner dem Dichter gefolgt ist und wo er geändert hat. Die Nummern des Fabelbuchs haben wir in Klammern beigefügt, um die interessante Vergleichung zu erleichtern, da Hey ja nicht der uns vorliegenden Reihenfolge, die nicht von ihm stammt, nachgeht. Wir begnügen uns mit einer Auswahl seiner Bemerkungen.

„1. Hähne. (37.) Vortrefflich, namentlich auch das bestürzte Zuschauervieh. Nur der Spitz? — Ich halte die Einheit der Zeit in bildlicher Darstellung zumal für Kinder für durchaus notwendig. Des Kindes erster Gedanke wird sein: Was hat denn Spitz dort für ein drittes Tier? Denn unser Hahn steht ja noch stolz da; der kann's nicht sein. Auch sieht's leicht aus, als hätte ihn Spitz totgebissen. Vielmehr müßte ja Spitz ganz ruhig liegen und dem Handel zusehen. Dann denkt das Kind schon selbst: An den darf Herr Hahn sich nicht wagen, sonst —!

„3. Hund und Igel. (30.) Ich dächte, der Hund müßte noch nicht zugreifen, sondern bloß wollen — aufgehobene Tatze u. s. w. So steht's in der Fabel selbst. Die Erzählung nachher bleibt immer der Phantasie der Kinder überlassen. Auch hebt sich damit die naturgeschichtliche Unrichtigkeit, die der Herr Zeichner selbst bemerkt.

„4. Knabe und Ente (48.) schön. Sollten nicht die beiden Redenden einander ansehen, die Ente mit einiger Sorge? — Im Texte habe ich ‚saß' statt „stand" korrigiert. Ich freue mich, wenn nur das kleine Vieh auf dem Bilde recht lebendig wird. Gerade so viele, nämlich Legion (bei Speckter sind's kaum genug), sah ich einmal bei der Bettelsherrnmühle und freute mich lange daran. Neben mich trat ein Feldarbeiter, sah auch dem Gewimmel zu und brach endlich in die Worte

aus: Die verfluchten Racker!! Er hatte gewiß so viel Vergnügen dabei wie ich.

„9. Sau. (40.) Ist der Kopf richtig? Mich erinnert er an einen Hundekopf. Hängt die Sau die Ohren? Auch der Hals, ja der ganze Körper zu gelenk.

„12. Der Wandersmann (18.) wird wohl sitzen müssen, obgleich es am frühen Morgen zu bald, auch noch feucht ist; aber auflegen darf er sich nicht. Weder die Freude an der Lerche, noch vollends die nachher ausgesprochene fromme Morgenfreude gestattet das. Eine achtungsvolle Stellung, vielleicht die Hände über einander gelegt, nicht gefaltet, oder den Hut in der Hand. Der andere Wanderer übrig, doch nicht störend. (Wilhelm Pfeiffer hat den Wandersmann stehend aufgefaßt und den Hut nicht in der Hand.)

„13. Drache und Vögel. (21.) Viel schöner, als ich es ausführbar dachte. Die Stadt giebt Leben. Im Texte habe ich schnell „Der Knabe" in „Die Knaben" verwandelt.

„17. Hündchen und Böckchen (11.) sehen hier wie Hund und Bock aus. Das Junge, Spielende ist eine Hauptsache. Vielleicht kommt das bei der Rein- und Steinzeichnung von selbst. Namentlich der Hundekopf ist zu ausgebildet, die ganze Bockperson zu stark, und — eben sehe ich's — die Hörner zu groß. Böckchen ist höchstens 3 Monate alt.

„19. Schwan und Kind. (10.) — — Sollte nicht das Kind doch zu klein gegen den Schwan sein? —

„21. Möpschen und Spitzchen. (12.) Möpschen spekuliert auf den Knochen, sitzt also wohl nicht, sondern möchte je eher, je lieber dahinlaufen. Wenn es sich thun ließe, so müßte der Mops den Spitz darauf ansehen, wo der seinen Schatz hat. Dieser, weil er nicht traut, hat halb den Mops, halb den Platz hinter dem Stalle im Auge. Möpschen folgt ihm mit den Blicken. (W. Pfeiffer läßt Möpschen auch sitzen.)

„23. Kaninchen (32.) dürfen noch nicht fressen. Der Knabe muß erst in einiger Entfernung sichtbar sein. Die Erwartung, das Ohrenspitzen, ist ja gerade hier so schön zu geben. Vielleicht macht eins gar ein Männchen!

„24. Hirsch. (43.) Er scheint zu stürzen. Es müssen vielmehr recht die Freiheit und Leichtigkeit seines Laufs sichtbar sein. Auch der Graben ist nur vor ihm, er noch nicht daran. Der Zuschauer aber weiß, daß er darüber setzen wird. Nur ein Hund ihm recht nahe, zu dem er spricht. Der nächste an ihm ist wohl etwas zu klein. Die beiden anderen, im Vordergrunde, müssen viel mehr in den Hintergrund."

Am Beispiel dieser letzten Nummer wird der Leser erkennen, daß Speckter sich zum Teil dem Dichter angeschlossen und geändert, zum Teil an der ursprünglichen Zeichnung festgehalten hat. Inbetreff der Hunde hat er nachgegeben, inbetreff des Grabens nicht.

„Alles", so schließt Hey, „unmaßgebliche, unzielsetzliche Bemerkungen eines der edlen Zeichenkunst ganz Unkundigen. Hoffentlich erhalten wir seiner Zeit die Fabeln im Original wieder zurück, da bei einigen sich die zweite Hälfte hier nicht gleich oder vielleicht in letzter Gestalt gar nicht findet."

In der neuerdings erschienenen kolorierten Ausgabe sind manche Bilder den vorstehenden Bemerkungen Heys entsprechend etwas anders gefaßt, z. B. (nach der Reihenfolge im Druck) No. 10, 11, 30, 32, 48.

In einem weiteren Briefe an „den alten Herrn" (Fr. Perthes) vom 26. Februar 1833 schreibt Hey:

— — „In welcher Gestalt das Ganze noch erscheinen wird, bin ich neugierig. Gewiß haben sie Recht, den Herrn Speckter gewähren zu lassen; denn es ist sichtlich ein Lieblingskind von ihm geworden." Und am 18. April: „Wie sehr mir das Fabelbuch in seiner gegenwärtigen Gestallt gefällt, haben Sie

wohl schon von W. Perthes gehört. — — Die Schrift gefällt mir auch. Auf dem Titel würde ich die ‚Kinder‘ beibehalten, ja wo möglich noch das Alter, welches wir so bestimmt im Auge gehabt haben, angeben. Wollen die Großen auch Vergnügen daran haben, desto besser. Aber berechnet ist doch alles, selbst der Druck, für die Abcschützen bis höchstens zu 8 Jahren. Wer das nicht im Auge hat, wird uns leicht den Vorwurf machen, wir seien allzu kindisch gewesen. [?]

„Dazu fügen würde ich: „nebst einem ernsthaften Anhange“. Alles unmaßgeblich und nun richten Sie selbst den Titel ein! Ich stimme zum voraus bei.

„Vorrede in Versen für die Kinder ist schon aufs schönste (Lila in grün) abgedruckt. Eine andere würden sie nicht lesen. Dagegen dächte ich, wäre eine Nachrede an die Alten zu schreiben, worin wir ihnen in schlichter Prosa sagten, wie sie das Buch nebst Anhang nicht unter anderen Bilderkram werfen, sondern zweckmäßig anwenden sollten. Da würde denn auch das Alter der verehrlichen Leser ‚von 5 bis 8 Jahr‘ genau angegeben werden, so daß es weniger ausmacht, wenn es auf dem Titel nicht gut Platz findet.

„Am ernsthaften Anhange habe ich diese Woche selbst lustig gearbeitet, besitze jetzt vielleicht gegen 500 Zeilen, — — habe bis jetzt bloß des Kindes eigene kleine Person, dann die nächsten Naturgegenstände, dann Sonntag und die Hauptfeste (schwierig, aber hoffentlich glücklich) in religiösem Sinne betrachtet, einige der notwendigsten Gebete hinzugefügt; noch muß ich die anziehendsten Züge aus Jesu Leben bearbeiten, die für Kinder nicht fehlen dürfen, dazu sehr leicht sind. Auch Bibelsprüche weiß ich und werde mehr finden. Hat doch sogar meine Luise Ebels Bibelworte in diesem Sinne durchgegangen und vielerlei angestrichen.

„Es fehlt also nicht, daß der Anhang gleich stark mit dem

Buche würde; aber das kommt mir unpassend vor. Die Fabeln müssen die Hauptsache bleiben; das Kind darf nicht verdrießlich darüber werden, daß so viele Blätter ohne Bilder sind. Es muß sich auch nicht vor dem Anhange, den es ja nach und nach auswendig lernen soll, fürchten. Deshalb, glaube ich, müssen wir nicht über zwei Bogen gehen und die Schrift danach bestimmen, sie lieber etwas kleiner nehmen, da ja ohnehin die Verse u. s. w. dem Kinde noch vorgesagt werden müssen. Was uns aber von Stoff übrig bleibt, würde für die zu hoffende Folge aufbewahrt. Die Bibelsprüche werden natürlich alle sehr kurz sein, und nicht zu viele, vielleicht vier bis zehn Seiten.

„Wenn Sie können, lassen Sie mich bald wissen, ob Sie mir in dem allen beistimmen, oder worin nicht, und wie Sie es gern möchten!“

Mit dem folgenden Briefe vom 23. Mai 1833 finden die Äußerungen unseres Hey gegen den gewiegten Freund über die Gestaltung des Fabelbuchs vom Jahre 1833, soweit sie vorliegen, einen Abschluß:

„Hier erhalten Sie unser ganzes Werk, bestehend aus Korrekturbogen und Anhangsmanuskript, welches zu meiner Freude gerade aus 48 Seiten (drei Bogen) besteht.

„Ehrlich währt am längsten. Also will ich eingestehen, daß ich die Nachschrift an die Eltern erst heute aufgeschrieben habe, obgleich ich sie schon im Kopfe hatte, als ich bei Ihnen war.“

Nach dieser authentischen Mitteilung ist in der Jubiläumsausgabe der Fabeln vom Jahre 1883 der 23. Mai 1833 unter die jetzt als Vorwort vorangestellte „Nachschrift an die Eltern“ gekommen.

Hey fährt fort:

„Der Bibelsprüche sind 50, ganz zufällig. [Es wurden jedoch 55.] Die Lieder schicke ich mit einigem Zagen. Luise

will ihnen gar nicht Beifall schenken. Gleichwohl habe ich mich noch nicht überzeugen können, daß sie unpassend oder unschön seien. Eines habe ich selbst wieder ausgestrichen, gebe auch Ihnen und Agnes und Wilhelm, durch deren Hände ich — Ihre Erlaubnis vorausgesetzt — das Werklein gehen lasse, meine volle Zustimmung, wenn Sie dies oder jenes nicht angemessen finden und es nicht wollen abdrucken lassen. Bemerken muß ich, daß ich dummer Weise die erste Handschrift zerrissen habe, also die Lieder nur auf beifolgenden Blättern existieren. Sollten Sie in der Nachschrift das Alter der eigentlichen Leser auf 5—8, statt auf 4—7 festsetzen wollen, so gebe ich auch dazu meine Einwilligung.

„Möge denn das Büchlein seinen Weg suchen!

„— — — In der Nachschrift hat Luise ein Fragezeichen zu einem Satze gemacht, der mehr verspricht. Wenn der auch Ihnen nicht passend erscheint, so streichen Sie! —"

Perthes hat diesen Satz — es ist der vorletzte — nicht gestrichen.

Luise fügt hinzu: „Ich will meinen guten Mann nicht gern Lügen strafen, obgleich er es verdiente, da er geschrieben, daß diese Lieder meinen Beifall gar nicht hätten. Ich äußerte nur, daß nach meinem Geschmack ihm die Fabeln besser gelungen seien. Was die Nachschrift betrifft, hätte ich hübscher gefunden, wenn er statt des erwähnten Satzes noch einige herzliche Worte an die Mütter inbezug auf die Kinder gerichtet hätte. Übrigens hätte ich gewiß kein Wort dazu gesagt, wenn Wilhelm mich nicht mit hineingezogen hätte." —

Wie sehr tief und fest Hey mit Wilhelm und Agnes P. verbunden war und blieb, das zeigen uns nicht weniger als etwa 120 Briefe aus dem Jahre 1833, dem Jahre der Fabeln, an das ihm teuerwerte Paar, die uns aufbewahrt sind.

Es wird sehr schwer, aus diesen Briefen das Allerwichtigste in knapper Auswahl hervorzuheben, da in jedem Hey sich in seiner Eigentümlichkeit selbst giebt.

So schreibt er am 10. Januar an Agnes:

„— — Was wäre das für ein Glück, wenn es nur unter dem Glaskasten gänzlicher Abgeschiedenheit von Freude und Leid unserer lieben Freunde gedeihen könnte! — — Äußere Sorgen und Schmerzen können ja nicht ausbleiben, wie wir sie denn beide auch recht reichlich erfahren haben. Dagegen sage ich mit Ihnen, daß das Liebhaben bleibt, und wenn ich hinzufüge: Mit Gottes Hilfe, so ist's nicht, weil ich daran zweifle, sondern weil, wie alle gute Gabe, so auch diese beste von oben her kommt, aber eben auch darin die Bürgschaft ihrer Dauer trägt. — — — Es kommt eine Aufsatzaufgabe für Marie [damals im 14. Jahre], aber auch die Bitte, daß Sie mir offen sagen, wenn Ihnen etwas zu schwer für sie scheint; doch wissen Sie auch, daß ich es nicht sehr genau nehme, den eigentlichen Wert auf die Übung lege und außerdem darauf, daß das gute Kind in irgendeiner Verbindung mit mir bleibe. — —"

Am 13. Januar schreibt Luise abends 9 Uhr: „Heute, [Sonntag] ist mein alter Mann seit vier, sage vier Uhr morgens nicht aus der Arbeit gekommen und hat mich mit seiner Eile und Geschwindigkeit noch kurzatmiger gemacht, als ich ohnehin heute schon bin." Gleichwohl schreibt Hey selbigen Abends noch einen längeren Brief an Agnes über „Lohn" und „Strafe" in der heiligen Schrift: „— — — Auch darin stimme ich bei, daß jede That, jeder Gedanke seine Folge, Lohn oder Strafe genannt, habe, zum Teil schon hier, gewiß und in vollgerechtem Maße dort, wenn nicht Gott die schmerzliche Strafe aufhebt für jeden Gläubigen durch Christum. 1 Thess. 1, 10."

Diesem Briefe legte Hey eine Abhandlung über Unsterblichkeit an, die bestimmt war für den Kollaborator [Hilfs-

prediger] in Gotha, Karl Perthes, später Pfarrer in Schönau vor dem Walde (gest. 5. Januar 1867), verheiratet mit Fanny geb. Schröder aus Wandsbek, des Wandsbeker Boten Enkelin. Es war wie eine Vorahnung dessen, daß ein neues, erschütterndes Erlebnis ihm bevorstand. Nachdem Agnes die Blätter gelesen und brieflich besprochen hatte, schrieb Hey am 17. Jan.:

„Unsterblichkeit soll nicht bloß der Gegenstand toten Mundglaubens sein, sondern lebendige Überzeugung. — — Den Ungläubigen zu überzeugen geht man, je nachdem er mehr oder minder philosophisch gebildet ist, von den dort auch in der Einleitung angedeuteten philosophischen Gründen aus; doch rechte Kraft werden sie wohl nur haben, wenn sie in Christo Grund fassen. Mein früherer Irrtum, wie so vieler, war aber, daß ich auch dem christlichen Volke solche Philosophie vorkäuen wollte. Leben gleich (oder sehr bald) nach dem Tode glaube ich mit Ihnen, und es ist auch dort ausgesprochen. Jene allgemeine Auferstehung, hauptsächlich im Verhältnis zum Gerichtstag der Menschheit, wenn sie im ganzen ihren Weg vollendet hat, ist vielfach dunkel, sollte auch hier nur angedeutet werden. Doch das Wort der Schrift darf nicht nur so beiseite geschoben werden."

Hey kommt hier und wiederholt auf das Kindesverhältnis zu dem gnädigen Gott zurück, in dem stehend er sich selbst weiß, und auf das Ergreifen der Gnade mit frohem Mute in allen Wegen Gottes, da die Erinnerung an die erlassene Schuld nur demütig mache und die Liebe erhöhe.

Dem Menschenwerk gegenüber steht er in seinem Urteil desto freier, und auch die Größen erscheinen ihm nicht immer groß. Er schreibt am 25. Januar: „Gestern Nachmittag war Herr Garve hier, der zweite Geistliche in Neudietendorf, an seines noch lebenden Vaters 70. Geburtstag. Er brachte mir ein großes Lehrgedicht desselben [Karl Bernhard G.s] zu lesen,

in sehr schönen Hexametern, mit vielem Sinn und besonders großer Gelehrsamkeit, aber schon eben darum mir nicht angenehm zu lesen, zumal es etwas Trockenes, die Grundsätze der Dichtkunst, besingt, viel heidnische Mythologie enthaltend, die ich einmal nicht liebe. — — —“ Und am 27. Januar, einem Sonntag, für den er regelmäßig am Dienstag die Predigt vorbereitete: „Gestern Abend lasen wir in Schillers Briefwechsel und stehen jetzt in denen an seine Braut in Rudolstadt. Doch, aufrichtig gesagt, sie kommen mir nicht eben bedeutend vor, haben zu wenig Inhalt. Auch ist mir's auffallend, daß in keinem, auch den früheren, soweit ich sie gehört habe, irgend etwas Ernsteres, den Grund des geistigen Lebens berührend, hervortritt, ob wir es nun Religion oder Philosophie nennen wollen. Waren sie auch an Frauen, so werden ja diese als hochgebildet bezeichnet; und weß das Herz voll ist, deß geht Mund und Feder von selbst über, und wäre der Brief auch an die Butterfrau. Doch wir wollen erst weiter lesen. Luise ist bis jetzt auch meiner Meinung.“

Wir sehen sofort, daß Hey den Briefwechsel tiefer auffaßt. Die Frau Pfarrer Grosch, der seligen Auguste Mutter, war ernstlich erkrankt. Am 29. Januar hatte Frau Agnes gute Nachrichten gegeben und Hey war herzlich dankbar für die treue Hilfe, die von ihrer Sorgfalt der Kranken widerfuhr. Alsbald folgende Botschaften lauteten bedrohlicher. Er schreibt: „Möge es nun besser sein und Buddeus' (des Arztes) Hoffnung gegründet! Ich habe einen Brief von Frau Gumlich, Buddeus' Schwester in Coburg, der recht deutlich beweist, wie viel Liebe die Mutter zu Luise hat. Das ist mir immer eine neue Freude. Könnte ich nur machen, daß alles, was ich liebe, sich so recht und innerlich nahe wäre; ich weiß mir gar nichts Schöneres zu denken; und doch ist's nicht möglich, wiewohl

gerade in meinem Kreise so vielfach wirklich. Sonst zieht eine Heirat immer etwas von alten Freunden ab; uns knüpft sie noch fester zusammen! — — —"

Luise fügt hinzu: „— — — Mein alter lieber Mann bleibt immer gleich freundlich und tröstet, wenn ich mutlos werde. — —"

Die alte Mutter Grosch ward am 1. Februar aus ihrem langen Witwenstande von Gottes Gnaden abgerufen. Hey schreibt am selbigen Tage:

„Dank, liebe Agnes, daß Sie der guten, seligen Mutter die letzten Stunden erleichtert haben! Unwillkürlich ist mir's, als hätten Sie es an meiner Statt gethan, da ich's nicht konnte, wie gerne ich's gewollt, als wären Sie mir auch darin eine Schwester gewesen. Dank für alle Liebe, die Sie meinen Abgeschiedenen erwiesen! Den Lohn mögen Sie darin finden, daß Sie das Vertrauen der guten Mutter in hohem Grade gewonnen, daß Sie ihr die letzten Lebensjahre versüßt haben.

„Wir kommen eben aus der Kirche, wo wir (im Wochengottesdienst) das Evangelium von den Arbeitern im Weinberge gelesen hatten; da wußte ich noch nicht, daß der guten Mutter schon der Feierabend gekommen sei. Sie hat, wenn wir urteilen dürfen, viel gearbeitet, hat auch geirrt, wie wir alle, hat mit der Heftigkeit ihres Gemüts viel zu kämpfen gehabt; aber gerade in letzter Zeit — seit dem Tode der seligen Tante — wie war sie da anders, still, mild und doch in sich immer ernster geworden."

Aus einem Billet an Eduard Lossius vom Sterbetage fügen wir den Satz ein: „Auch ihre religiöse Ansicht hatte vom Rationalismus — wenn ich's so bezeichnen soll —, der ihrer Kindheit eingeimpft war, eine immer entschiedenere Richtung zu Christus seit längerer Zeit gewonnen."

„Ja, der Tod", fährt Hey fort, „ist immer etwas Schweres,

wie Sie schreiben; er soll aber auch zum Schönsten führen. Ist's heilsam, ist's nicht, wenn diese Todesschauer ins Leben herein und vor die Seele treten? Wohl beides. Wer von uns ist auf der Höhe des Glaubens, daß er mit Paulus so recht zuversichtlich sehnsüchtig die Hände in die Seligkeit hineinstrecke!? Darum ist mir's bei jeder Leiche, die ich auf dem Dorfe und auf dem Kirchhofe hatte, immer so nachdrucksvoll gewesen, was zum Schlusse gesungen wurde: ‚Wir machen zu der Ewigkeit mit Freud' und Zittern uns bereit.' So wollen wir thun, so lange Gott will, und dazu das Andere, wozu er Euch und uns so wunderbar zusammengeführt hat, einander gegenseitig ermuntern, wecken, trösten, stärken. Das ist ja wohl Christenfreundschaft. Wir dürfen ja wohl sagen: so ist die unsere bis jetzt gewesen, wenn auch lange noch nicht, wie sie sein sollte. Gott helfe, es immer besser zu machen!

„Immer muß ich an den Spruch denken [Jak. 5, 11]: ‚Siehe, wir preisen selig, die erduldet haben!' Die gute Mutter — wie glücklich ist sie, daß sie nun ruht von aller Mühe und Arbeit ihres Lebens! Es ist schwer und nicht ratsam, sich viel mit Vorstellungen zu beschäftigen: wie der Übergang, das Erwachen zum neuen Leben wohl sein wird; aber doch ist das Herz sehr dazu versucht. Der schöne Vers: ‚Wie den Träumenden wird's dann uns sein!' [Klopstocks ‚Auferstehn' 2c., Str. 4 nach Psalm 126.] Ist das nun schon für die Mutter in Erfüllung gegangen, ist das Auge des Geistes aufgethan? Sieht sie, was es heißt: selig sein, oder ist die Seele (der Geist) noch im Traume und kommt erst nach und nach zum Bewußtsein, zur Unterscheidung, zur Erinnerung? — Doch viele Stunden sind ja schon vorüber. Gewiß, das Heute des Heilandes [Luk. 23, 43] ist für sie eingetreten.

„In Augustes letzten Augenblicken war ein Doppeltes: das Schmerzlichste, was ich je gehört, der Ruf: ‚Ich ersticke!'

und dann längere Zeit nachher ein rein tönender, schmerzloser Hauch, etwa wie das ‚Ah!‘ der Verwunderung, ich müßte es mit dem Ruf der Kinder vergleichen, wann die Thür aufgeht und der Weihnachtsbaum strahlt. War das der Festklang des Erwachens, der noch durch die gebrochenen leiblichen Organe tönte? — Lassen Sie Sich die Lieder geben, in denen meine Trauer fortlebte. Julchen hat sie; vielleicht haben Sie sie schon gehabt.“

Noch tieferen und umfassenderen Einblick in Herz und Sinn unseres Freundes, in sein ganzes inneres Leben gewährt uns die höchst bezeichnende Art und Weise, wie er sich gegen den einzigen Sohn der Entschlafenen, damaligen Bürgermeister in Gotha, Karl Grosch ausspricht, gleichfalls am Todestage der Mutter selbst, am 1. Februar:

„Lieber Karl! Laß uns sie glücklich preisen, die gute Mutter, daß sie überstanden hat! Wir dürfen für sie das seligste Los von Gottes Güte hoffen. Wie treu — nach bester Einsicht — hat sie lebenslang gethan, was in ihren Kräften war, und — menschlich berechnet — wieviel oft über ihre Kräfte, wo nur die Liebe sie aufrecht erhielt; wie ernst hat sie auch an sich gearbeitet, ihre Heftigkeit, die sich so oft mit dem Alter steigert, die auch ihr viel zu schaffen machte, mit großer Beharrlichkeit bekämpft, wie trat besonders seit dem Tode der guten Tante dieser Sieg über sich selbst so schön hervor! Menschlich geurteilt dürfen wir sagen: Sie war reif zum besseren Leben. Wir wollen es ihr gönnen und in der Trauer für uns ihrer Ruhe, ihres Glückes, der Wiedervereinigung mit ihren Lieben uns freuen; es sind auch die unseren. Laß uns zusammenhalten, so lange wir hier gehen sollen; sind wir doch seit 24 Jahren wie Brüder; laß uns mit Ernst sehen auf das, was kommen wird, daß es uns nicht zu früh, nicht unerwünscht komme!

„Der Tod ist doch etwas sehr Ernstes. Nur wem er das bald und stets ist, dem wird er auch freudig sein. Ein großer Trost diese ganze Zeit her ist mir's gewesen, daß meine Luise der Mutter nicht fremd geblieben, daß diese meine Wahl mit Verstand und — was mehr ist — mit dem Herzen gebilligt hat. Seit lange — Du weißt es wohl — glaube ich und, wie ich meine, aus überwiegenden Gründen, daß die Seligen wissen von den Lieben, die sie im Leben zurückgelassen. So hoffe ich, daß auch jene drei Verklärten, die uns beiden so nahe waren, auf uns sehen und um so mehr segnend, je mehr wir den rechten Weg gehen, der uns vor Gott würdig macht. Möge es so bleiben und immer zunehmen!

„Deine gute Frau, die der seligen Mutter nach Kräften die Leidenstage erleichtert hat, ist jetzt selbst unwohl. Sie wird sich mit Gottes Hilfe erholen und diese Erfahrung, der Anblick zweier geliebten Toten so bald nacheinander, wird ihr wie uns zum rechten Ernste heilsam sein. Luise grüßt Euch beide. Dein treuer Bruder W. Hey."

Und, wenn auch etwas in der Zeit vorgreifend, stehen wir doch nicht an, diesem Brief gleich einen zweiten an dieselbe Adresse vom 7. März anzuschließen, sofern der innere Zusammenhang denselben als eine bedeutsame Ergänzung des ersteren erkennen und wertschätzen läßt. Inzwischen hatte Grosch geantwortet. Hey schreibt darauf:

„Lieber guter Grosch! Seit längerer Zeit trieb es mich immer, Dir zu schreiben. Aber von einem Sonntag zum anderen hoffte ich Dich hier zu sehen. Jetzt ist wieder das üble Wetter eingefallen und ich fürchte, daß Du abermals abgehalten wirst. Doch (von heute, Donnerstag) bis Sonntag kann es ja wieder ganz gut werden. Aber schreiben will ich auf jeden Fall, und wir müssen uns überhaupt vorsetzen, es öfter zu thun. Denn das Zusammenkommen wird immer selten genug sein.

„Dein Brief neulich hat mich innig betrübt. Wohl glaube ich, daß die Erinnerung an die lieben Abgeschiedenen, wie Du nun nur so ihre leeren Hüllen vor Dir sahest, recht weh thun mußte. Doch ist Deinem Alter und Deinen Verhältnissen nicht natürlich, daß Dir das ganze Leben diese düstere, hoffnungslose Leere zu haben scheint. Fast könnte ich Dir eine wirkliche Sorge, einen ernsten Kampf wünschen, der in Dir die ermattete Lebenskraft wieder aufregte. — Doch nein! In Dir selbst muß die Erweckung sein. Wie könnte ich tadeln, daß Du der Heimgegangenen gedenkst! Auch ich werde ihrer im Leben nie vergessen. Aber rede nicht von ihnen als die bloß tot, Dir ferne sind, sondern mache Dir klar, wie es *jetzt* um sie steht!

„Du bist dem *Glauben* nicht feindlich, wie so manche unserer Freunde; aber Du bist ihm fremd, er hat keine Kraft in Deinem Gemüte. Jetzt gerade sollte er diese haben, Dir die Lieben zeigen, wie sie in neuem herrlicherem Leben sind, froh wieder vereint nach kurzer Trennung und wie sie auch uns Irdischen nicht fremd sind, an uns mehr teilnehmen, um *uns mehr wissen, als wir uns träumen lassen.* Nenne das Schwärmerei; es ist seit lange fest in mir gewurzelt; ich möchte, Du wolltest mir's anfechten, damit Du genötigt würdest, selbst mit eigener Geistesanstrengung zu prüfen, und genötigt noch tiefer hinein, noch höher hinauf zu gehen und Dir Rechenschaft zu geben über das Erste und Letzte, unseren Ursprung und unsere Bestimmung, und so Dein weiches warmes Herz Dem zuzuwenden, der allein Deiner ganzen Sehnsucht Genüge thun und der die zu große Weichheit, die wohl an Schwäche grenzt, stärken kann! Möchte Dir dafür ein *ernster Forschersinn* aufgehen, so würde Dir das Leben nicht mehr so arm und hohl erscheinen. Mit dem, was hinter seinen Grenzen liegt, würdest Du auch diese selbst würdigen, Dich an ihnen freuen lernen.

„Vielleicht ist noch ein anderer Weg. Vielleicht, wenn Du Dich so recht an irgend ein Werk knüpftest, dem die beste Kraft Deines Lebens widmetest, so würde von diesem aus auch das Leben selbst wieder einen Wert gewinnen. Ob Dein Richteramt, an sich so ernst und bedeutend und das Dir so viele Aufgaben der Selbstüberwindung, der Anstrengung vorlegt, nicht dazu ausreichte, wenn Du Dich ihm mit ganzer Seele widmetest, es Dir zur Beratung und Hilfe der Armen oder Bedrängten dreifach so schwer machtest? Ob Du lieber ein anderes gemeinnütziges Werk zu Deinem Pflegekind erwähltest und welches? — Das alles weiß ich nicht, fühle nur, daß Dir ein so flaches, interesseloses Leben, wie es so viele zu führen scheinen, nicht genügen kann.

„Sieh: darin liegt hauptsächlich meine Freude am Leben und — ich darf es sagen — Erhebung über das Leben, daß beides, was ich Dier hier empfehle, Richtung auf das Ernsteste und schöner Wirkungskreis — freilich gerade darum so viel leichter als Dir — mir in meinem Amte zugleich gegeben ist. Du kannst es gewiß auch gewinnen. Aber: Ernst, Selbstentsagung, Selbstüberwindung! — Mir ist die Gesellschaft gar wenig, war's auch, ehe ich meine Luise hatte. Dir ist sie zuviel, zerstreut Dich zu sehr; aber Du bedarfst ihrer, weil es Dir zu sehr an jenen beiden fehlt, die ich Dir oben empfohlen habe. Wie gern möchte ich Dich dafür entzünden!

„Ich muß schließen; das Schreiben wird mir schwer; ich habe seit einigen Tagen Rheumatismus in den Zähnen, bin darum matt; doch gehen meine jetzt gehäuften Arbeiten immer noch und richten mich allemal auf.

„Deine liebe Frau ist hoffentlich wieder ganz wohl; grüße sie herzlich von uns beiden! L. grüßt Dich auch. Mit herzlicher Liebe Dein W. Hey."

Der Leser wird von der Fülle christlicher Lebensweisheit,

der sittlichen Kraft dieser Worte gleichermaßen, wie wir, ergriffen sein.

Wie Luise an Agnes schreibt, hatte schon die Nachricht von dem Tode der Schwiegermutter unseren Hey mehr angegriffen, als man hätte erwarten sollen. Nun war er am Sonntag Nachmittag den 3. Februar die 3—4 Stunden nach Gotha zu Fuße gegangen, hatte bei möglichst ungünstigem Wetter die Bestattung am Montag mit erlebt und war darauf wiederum zu Fuße nachhause gegangen. Wir lassen dabei nicht unerwähnt, daß einerseits die Wege und Stege in dortiger Gegend damals viel mögen zu wünschen übrig gelassen haben, anderseits aber zugleich die Gesundheit unseres Freundes, der von Jugend auf sich zu schonen nie bestrebt gewesen war, nicht selten Störungen von allerlei Art erlitt. Es ist um so mehr zu bewundern, wie er in dem Wahlspruch: Ich muß wirken, solange es Tag ist — seinem Herrn und Meister nachfolgte und eine Klage über Arbeitslast niemals vernehmen ließ. Viele Äußerungen in den Briefen besonders seiner Luise lassen erkennen, daß er sehr oft an Schnupfen und Kopfschmerz litt, wie, namentlich später, an Magenschwäche.

Außerdem hatte er sich bei der beschwerlichen Fußreise am 4. Februar eine Entzündung des einen Auges zugezogen, und mußte einen Brief, zu dem er sich am Tage darauf gedrängt fühlte, zum Teil seiner getreuen Hausehre diktieren:

„Ich bin glücklich angekommen. — — Wir sind sehr vergnügt gewesen, daß ich den wirklich bösen Weg hinter mir hatte. — — Ihr Lieben müßt schon verzeihen, wenn ich mich kürzer fasse, als mein Herz mir eingiebt; auch darf ich meine Alte nicht ganz böse machen; denn die wollte ohnehin nicht, daß ich schreiben sollte. — — Gestern wurde mir der Weg wohl sauer, weil der Boden schon viel zäher war als ehegestern; doch freute ich mich den Wind im Rücken zu haben. — —

Die Witterung war übrigens heiter und so auch meine Seele; ich dachte oft an die gute Mutter und an den Tod, aber nicht betrübt; ich nahm mir nur vor, das Leben verständig zu gebrauchen und bat um Hilfe dazu. Gleich heute ist mir eine geworden. 26 Bursche haben sich zu dem Unterricht gemeldet, der am Freitag anfangen soll.“ —

Wir sehen, wie frisch Hey wieder ins volle Leben hineingreift. Luise schließt sich in seinem Sinne an: „— — Am Sonntag, meine liebe Agnes, wünschte ich mir auch einen Schneider zum Mann; denn, wie man sagt, haben die keine courage und würden sich schwerlich bei solchem Unwetter so weit hinausgewagt haben. Übrigens, wenn ich nur irgend kann, lasse ich meinen Alten nicht wieder allein reisen; erstens muß er dann fahren und zweitens bleibe ich nicht wieder allein; ich kann nun einmal nicht mehr ohne ihn sein. Ich wußte wirklich nichts mit mir anzufangen, so sehr bin ich schon verwöhnt und ungenügsam geworden. Gott sei Lob, daß ihm die übergroße Anstrengung im schlechten Wetter bis jetzt nicht mehr geschadet hat! — —“

Zu dem Vorstehenden sind einige Bemerkungen angezeigt. Von dem tiefinnerlichen Bedürfnis unseres Freundes — denn die Sicherung der Existenz, wie sie in Töttelstedt hinzutrat, fiel nunmehr weg — nach pädagogischer Thätigkeit wissen wir schon längst. Aber es ist den Lesern, namentlich jenen glücklichen, welchen die Beschäftigung mit der Jugend oder die Verwaltung des öffentlichen Unterrichts berufsmäßig obliegt, gewißlich mehr oder weniger neu, daß die in unseren Tagen vielgenannte und oft genannte Fortbildungschule, ehe noch dieser Name durch Ministerialakten und Tagesblätter hindurchging, in einem bescheidenen Orte Thüringens in aller und — man kann sagen — bei der Bescheidenheit des leitenden Hauptes geflissentlicher Stille vor 50 Jahren bereits Leben und Frucht

gewonnen hat. Die „26 Bursche", welche Hey als angemeldet bezeichnet, waren teils Lehrlinge verschiedener Handwerksmeister, zunächst Tischler, Zimmerleute oder Maurer; diese kamen an einem Wochentage abends von 7 bis 9 Uhr zu ihm und wurden zumeist in Mathematik unterwiesen, welche dieses seltenen Pfarrers Steckenpferd von je her gewesen; teils waren es junge Leute anderer Gewerbe, die an einem anderen Abend über den Umfang der dermaligen Landschule hinausgeführt und besonders in schriftlicher Handhabung der Muttersprache geübt wurden. Wenn diese Letzteren auch wohl am Sonnabendabend sich versammelten, so mochte Hey darin um so eher ganz und gar dem Interesse seiner Eleven nachgeben, da, wie wir bereits wissen, er die Vorbereitung auf den Sonntag fast regelmäßig im wesentlichen Dienstags vollzog. Bei seiner Vorliebe für das junge Geschlecht der Zukunft diente ihm die Beschäftigung mit den jungen Leuten als eine geistige Turnerei, Probe und zugleich Stärkung der Kraft für die kommenden Tage der neuen Woche, den Sonntag voran. Wie überhaupt Originale sich schwer nachbilden lassen, so wird man nach anderen Exemplaren dieser Art weit und breit vergeblich suchen! Die seltene Universalität seines geistigen Wesens und Lebens, wie seine ebenso hervorragende Arbeitkraft ließen ihm diese Praxis zu, die denn auch wohl nicht selten das Maß der Kraft seiner nicht allzufesten leiblichen Konstitution überschreiten mochte. An anderen Abenden beschäftigte ihn das „Pappen", wie es Luise in Briefen nennt, während sie ihrem „Alten" vorlas; d. h. er verfertigte seinen Fortbildungschülern, wie auch manchen Schulkindern, dauerhafte Schreibhefte.

Andrerseits trat sie in seine Fußstapfen als eine Gehilfin im Sinne Salomonischer Weisheit, indem sie im Winter am Sonnabendnachmittag zwischen 1 und 4 Uhr Mädchen aus dem Orte, so viele sich denn meldeten, Näh- und Strick-Unterricht

gab. Die Handarbeit stand damals noch nicht auf dem Stundenplan der Volksschule, und an „Industrieschule“ für Mädchen dachte damals in thüringischen Landen wohl selten jemand; die hamburgische Kaufmannstochter, welche sich dankbar freute, thüringische Pfarrfrau geworden zu sein, hielt es des Schweißes der Edlen wert, diejenigen Mädchen, die dessen am ersten bedurften, in weiblichen Handarbeiten zu unterrichten.

Dies alles geschah gern aus freien Stücken und ohne Entgelt; höchstens ward dem liebreichen Paare hie und da recht warmer Dank gezollt; bisweilen gab's aber Undank, und sie mußten erleben, wie wahr der „Wandsbecker Bote“, mit dem sie beide vertraut waren, an seinen Andres schreibt (Werke vom Jahre 1775 I. und II., S. 225) von dem Dank, nach dem ihm's Maul wässert. Wahrscheinlich hatte das Landvolk in Thüringen vor 50 Jahren für das Danken ebensowenig Passion, wie noch heute das anderer deutschen Gaue, das eben lieber denkt: Man muß den Leuten ihr stilles Vergnügen am Wohlthun, wenn sie denn ja nichts anderes zu thun haben, lassen und sie nicht durch Danken stören! —

In einem Briefe vom 7. Februar an die Freundin A. hören wir wieder den Pädagogen: — — — „Über Bernhards Stunden? Fast scheue ich mich darüber zu schreiben; geschriebenes Wort sieht gleich ganz anders aus, tritt so bestimmt auf! Doch ich will immer meine Meinung sagen; nur daß Ihr sie eben nur als Meinung und zwar augenblickliche Meinung gelten laßt! Vorbereitung für die gelehrte Schule setzt voraus, daß das Latein die Hauptsache. Darum auch bei B.s schlechtem Gedächtnis würde ich täglich 3 Stunden Latein nehmen, dabei täglich ein Exercitium und viel Übersetzung aus dem Latein, doch gar nicht alle schriftlich. Dagegen recht häufige Wiederholungen, z. B. am Schlusse eines Abschnitts diesen flüchtig (will heißen: kursorisch) wieder übersetzt. Ob Wörter lernen

oder nicht, käme auf die Umstände an. Grammatik besonders eingeübt und immer wiederholt. Summa: 2 ½—3 Stunden lateinischen Unterricht, 1—1 ½ Stunden Arbeiten für sich, zusammen 4—4 ½ Stunden. Dann vielleicht noch 2 Stunden anderen Unterricht (Religion, Französisch, Aufsatz, Rechnen, Geometrie) und 1 Stunde arbeiten. Alles zusammen 7—7 ½ Stunden mit den gehörigen Pausen dazwischen, und daß etwa 3 derselben auf den Nachmittag fielen — dürfte wohl für seine Kräfte nicht zu viel sein." — — —

Die weise Beschränkung der Schreiberei beim Unterricht in den alten Sprachen, gegenüber der heutigen Schreibseligkeit, verrät eben den mit des Kindes Herzen und Leben Vertrauten. Bernhard Perthes war damals 11 ½ Jahr alt. Wenn Hey z. B. in der Lage gewesen wäre, einen Knaben in diesem Alter für die Aufnahme in eine Gymnasialklasse zu prüfen, so würde er vorerst sich gesprächsweise, also in persönlicher Wechselbeziehung, über seine Kunde von Grammatik und Vokabeln unterrichtet und dann ihm das Buch zur mündlichen Übersetzung und Zurückübersetzung gereicht und schließlich vielleicht noch eine kleine Schriftprobe veranlaßt haben. Heute kann es vorkommen, daß fast die ganze Aufnahmeprüfung auf dem Papier verläuft; denn „was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nachhause tragen."

Wie wir die Bescheidenheit des bewährten Pädagogen im Anfang dieses Briefes erkennen, so diene uns der folgende zum Zeugnis der Anspruchslosigkeit des Seelsorgers:

Am 12. Februar — — „Ich ging zu der guten alten Frau Dietz, die seit gestern in heftigem Fieber liegt, wohl nicht wieder aufkommen wird und dabei eine solche Sterbensfreudigkeit hat, daß es mich miterhoben. Und welcher Reichtum schöner Sprüche und Liederverse in dem alten schwachen Kopfe, und welchen Trost gaben sie dem Herzen! Wie arm sind doch die,

denen das Christenthum fremd ist, die nicht lebendigen Glauben haben; wie müssen wir Gott danken, daß Er uns ihn so unverdient gegeben, wie Ihn bitten, daß Er ihn erhalte und mehre, wie Petrus: ‚Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben!‘ und bitten für die, denen noch aller Glaube fehlt, und dazu thun, was unseres Amts, in unseren Kräften ist!“ — —

Bei diesen Zeilen gedenken wir der schönen Strophe:

„Solche Leute willst du, König, ehren,
Die ein jedes Kind mit Nutzen hören
Und fröhlich wissen,
Daß sie Schüler sind und lernen müssen.“

Wir müssen darauf verzichten, bei den vielfachen Proben des Humors zu verweilen, in denen bisweilen Mann und Weib sich überbieten. Charakteristisch ist für beide, daß die Blüten dieser beneidenswerten Gottesgabe am besten gedeihen, wann sie sich unwohl fühlen; wie denn z. B. Hey in einem längeren Briefe vom 21. Februar erwähnt: sein treuer Genosse, der Schnupfen, habe ihn fast die ganze Nacht nicht schlafen lassen; drum „Gedanken stehn so fern!“ Und wenn er nach Luises Bericht an eben diesem Tage schon um halb vier Uhr aufgestanden war, so wissen wir, daß er kaum einen Augenblick unthätig zu sein fähig war, und daß weder er noch seine Frauen beide, Auguste und Luise, je zu irgendeiner Klage sich Zeit ließen, sondern alle drei in der Erfahrung einstimmig waren, die ein hochgestellter stetig leidender Freund des Verfassers in den Ausruf niederlegte: „Woher soll die Zeit zum Klagen kommen, wenn man noch nicht einmal zum Danken Zeit genug hat!“ —

Die unbefangene und klare Anschauung Heys zeigt sich, wenn er auf Bedenken der Freundin am 26. Febr. erwidert:

„Über Masken und Fasten sind auch hier die Ansichten verschieden. Jedenfalls muß man sich vorsetzen, das zu thun, was man für das Rechte hält, ohne dabei gegen andere, die es an-

ders ansehen, bitter zu werden. Überhaupt aber mags schwer sein, ungesucht und ungezwungen die Sabbatstille, welche ich besonders dieser Zeit zuteilen möchte, um sich und in sich zu erhalten. Innen angefangen; und wie viel dann davon auf das Äußere übergeht, gern mitnehmen, das ist wohl das Beste. Ein Pfarrer freilich, den sein Beruf in dieser Zeit so sehr in Anspruch nimmt, daß er sie entweder als einen Vorhof des Himmels oder der Hölle ansieht, wird leicht zu strenge in seinen Forderungen. So möchte ich allerdings nicht gern, daß unser Gesetz aufgehoben würde oder auf die Karwoche beschränkt, wie in Preußen, Hamburg rc. Doch besser aufgehoben als zum Spott gemacht!" — — — Und am 5. März: „Es ist wieder 8 Uhr, ehe ich zum Schreiben komme. Das Gewöhnliche (im ersten Jahre zu Ichtershausen): Besuch den ganzen Abend. — — — Viel habe ich in dieser Zeit nachgedacht: wie sich mit dem gewöhnlichen Laufe der täglichen Geschäfte die Feier oder das Andenken der ernsten Erinnerungen, die uns jetzt beschäftigen, schicklich verbinde. Etwas Allgemeines aufzustellen ist wohl sehr schwer: die Grenze zwischen einer erzwungenen Frömmigkeit, wie sie wohl hin und wieder bei den Herrnhutern stattfinden mag und dann die heiligen und heilig zu haltenden Gegenstände der Andacht zum Theegespräch herabzieht, weil ihr anderer Stoff zum Sprechen fehlt, und andererseits jener Gleichgültigkeit, die um alles Andere sich lieber und mehr bekümmert, als um das Teuerste. Lassen Sie es Sich darum nicht leid sein, daß Sie in der Gesellschaft wenig finden! Haben Sie doch das Haus und können in dem Sich ganz nach Ihres Herzens Sinn mit den Ihrigen unterhalten, wissen auch, daß die meisten von denen, die zu Ihnen kommen, gern mit Ihnen auf Ernsteres eingehen."

— Der stets und mannigfaltigst beschäftigte Mann war auch ein großer Gartenfreund, so zwar daß er gern die ge=

schickte Hand mitanlegte. So sprechen denn seine Briefe oft von Kindern nicht bloß, sondern auch von Blumen und anderen Gewächsen seiner Zucht. So heißt es weiter: „Noch muß ich melden, daß Immergrün und Epheu gepflanzt sind und sich gar schön ausnehmen. Auf den Epheu freue ich mich besonders, wann er in die Höhe kommt und die Mauer so schön altertümlich aussieht und — wir dazu, wenn anders wir noch leben.“ — — Und wenn er dann schon seit Wochen an Schnupfen, Kopfweh, Zahnweh leidend und seiner treuen Frau dadurch wohl einmal ernstere Besorgnis verursachend, selbst sich der „Schwäche und Hinfälligkeit“ zeiht, so darf man angesichts der geistigen Frische, durch die er das alles leicht überwand, mit Überzeugung sagen: Grau war die Theorie, doch grün des Lebens goldner Baum.

Aus der Sonn- und Festtags-Stimmung sind die nächsten Briefe entsprungen. Am 10. März (Oculi): „Eben haben wir den 5. Gesang des ‚Messias‘, den schönsten, erhabensten von allen, gelesen und uns sehr daran erfreut, wenn auch die Versöhnung in diesem Sinne meiner Luise ganz fremd und mir wenigstens ein unbegreifliches Geheimnis ist. — — Wo seid Ihr nun heute, wie bringt ihr Euren Sonntag-Nachmittag hin? Es ist doch etwas gar Schönes gerade um diese paar Stunden: Kontor und Arbeitstube zugeschlossen, den Nachklang des Gottesdienstes im Herzen, vergnügt mit den Seinen oder ein paar Freunden zusammensitzen! Noch anders für den Pfarrer, ob aber schöner als für Euch andere, das möchte ich keineswegs behaupten.“ — — — Am Palmsonntag 31. März: „Heute ist's ein schöner Sonntag gewesen. Ich wachte mit frohem Mute auf, weil ich gestern etwa 3 Schock Levkojen in Töpfe fortgepflanzt hatte, die ich nun hübsch gerade, Luise spricht: stuhr [nordisch plattdeutsch] zu finden hoffte. Ein Magenkopfweh, das sich anmeldete, vertrieb ich mit kaltem Wasser, studierte

meine Predigt vergnügt ein, hielt sie mit Freude (nur etwas zu laut, bemerkt Luise), bekam eine Anzahl Gewächse aus Töttelstedt, Nachkommen meiner Pfleglinge, hielt dann im Nachmittagsgottesdienst die Prüfung der Konfirmanden (zu leicht, behauptet Luise), ohne daß die armen Schwächeren beschämt worden sind. Es macht mir doch allemal eine stille Bewegung. Für viele ist nun dies das höchste Maß der Gotteserkenntnis, das sie in ihrem Leben erlangen. Das ist genug. Auf manche muß ich mit Sorgen sehen. Gewiß Gott wird seinen schwachen Kindern einst viel zugute rechnen, wozu sie durch das Äußere getrieben worden sind." In derselben Zeit sagt Hey einmal: „Auf Ihre Klage über das innere Kämpfen und Nichtbesserwerden habe ich immer wieder dieselbe Antwort, die der Apostel empfangen hat: 2 Kor. 12, 7—9." Und einandermal: „Mir wird, je älter ich werde, der Gedanke immer lieber, der im Neuen Testament nur spärlich angedeutet ist, daß wirkliche Engel sich um uns kümmern, Gottes Gehilfen in unserer Führung sind."

Da haben wir denn wieder Blumen, Kinder und Engel beisammen, die nicht bloß in der Kunst, sondern auch im Leben zusammen gehören. Wie beachtenswert doch jene bescheidene Rücksicht auf die armen Schwächeren für jene Heißsporne besonders unter jugendlichen Leuten, die von individualisierender Schonung noch nichts begriffen haben, weil noch nicht gezügelt sind! So schreibt denn unser Freund wieder am Karfreitag 5. April: „Wie wahr sagen Sie, daß es mit unserem Wollen immer nicht zu rechtem ganzen Vollbringen kommt; aber auch wie wahr das andere: ‚Laß dir an Meiner Gnade genügen!‘ In der That, viel größeres Unheil kommt daher, daß die Menschen durch sich selbst werden und thun wollen, als dadurch, daß sie das Verdienst Christi mißbrauchen wollten. Doch nicht von anderen will ich reden, von uns selbst. Wenn uns alle

unsere Vorsätze so leicht vonstatten gingen, wir würden wohl bald sicher, trotzig, vielleicht gottvergessen werden. Das große erste Übel der Menschheit, die Sünde, wendet Gott selbst wieder zu unserem Besten. — — Feiert ein recht frohes Ostern und freut Euch mit uns, daß es ein Auferstehen, einen Himmel, ein Wiedersehen und endlich ein Bleiben giebt [Ps. 23, 6]."

Am Osterdienstag den 9. April, als unser Hey eben im Begriff war, wieder an W. und A. zu schreiben, was ihm fast täglich Brot war, kamen ihre beiden ältesten Kinder Marie und Bernhard mit Heinrich Hornbostel, dem jüngsten 27./7. 1819 geborenen Stiefkinde des „alten Herrn" aus 2. Ehe mit Charlotte, geb. Becker. Hey hatte ganz besondere Freude an diesem Besuch, der ihm das Ausruhen nach den arbeitvollen Tagen schmückte.

Wie er alles zum besten zu kehren wußte, beweist ein Brief vom Abend des 28. April, des Sonntags Jubilate, an welchem er mit seiner Luise zum heiligen Abendmahl gegangen war: „Die gute Luise kann es noch nicht verwinden, daß ein Kommuniontag im Pfarrhause so gar unschön ist. Ich kann es ihr auch nicht verdenken. Vier Gäste hatten wir zu Tische; am Nachmittage kamen noch viel dazu. Erst halb sieben Uhr gingen die letzten! Augenblicklich nahm mich Luise am Kragen, zog mich auf das Sopha, um nur einen Augenblick zur Ruhe zu kommen. Nun hat sie Kopfweh, ist aber geduldig und freundlich, wird schon noch lernen, auch unter der äußeren Unruhe die innere Ruhe, die schönste Frucht eines solchen Tages, zu gewinnen. — —"

Schon am 18. April hatte Hey des in seiner Vollendung begriffenen Fabelbuches gedacht: „Von Kinderversen habe ich zuletzt die auf Sonntag, Neujahr, Ostern, Himmelfahrt, Pfingsten gemacht, Luise ist mit den anderen sehr zufrieden; nur der letzte scheint ihr zu schwer, mir nicht." Und am 23. Mai,

da das Buch fertig war, bittet er: „Leset den Anhang zum Fabelbuch durch und sagt dem alten Herrn, dem Ihr alles nebst dem Briefe an ihn zu übergeben habt, was Euch dabei für Bedenken aufstoßen. Er hat Macht zu ändern.“ —

Wie sehr wenig, ja weniger als nichts, von seiner eigenen Vortrefflichkeit unser Hey hielt, davon zeugen die weiteren Zeilen desselben Briefes: „Ich muß viel an den armen abgesetzten Pfarrer in A. denken, der sich hier ersäuft hat. Ich habe seinen Abschiedsbrief gelesen, den er in einem Fläschchen bei sich gehabt. Der Arme hat in dieser letzten Zeit nicht mehr als das Brot und täglich 8½ Pf. gehabt, Haß und Schmach freilich desto mehr. Hoffentlich hätte ich mich doch nicht selbst getötet, wenn ich in diese Lage versetzt wäre. Doch kann ich nicht aufhören mich zu fragen. Der liebe Gott wird billig richten.“ Und daran schließen sich die Zeilen vom 26. Mai, 1. Pfingsttag: „Viel, viel Glück zu Ihrem Geburtstage, liebe teure Freundin! Ich hätte sehr gern gewollt, daß Sie übermorgen hier zubrächten; aber ich habe Ihre Gründe geehrt. — — Dahin sollten wir endlich kommen, daß wir nicht an unser Vergnügen dächten, wo es eine Pflicht oder ein gutes Werk gilt. Leider bin ich noch nicht so weit.“

Daß Agnes Perthes Gotha nicht verlassen mochte, war durch ernste Krankheit unter den jüngeren Kindern im Hause ihres Vaters, des „alten Herrn“ veranlaßt, für die gerade das Jahr 1833 ein sorgen- und schmerzenreiches werden sollte; Agnes hatte namentlich ihrer zweiten Mutter zur Seite zu stehen vielfache Veranlassung, der sie mehr Freundin als Tochter sein mochte, da sie nur um 3½ Jahre jünger war. „Es ist ja Pfingstfest“, schreibt Hey weiter, „ein freudiges, aber ernstes; ich habe heute vielmal an das vorigjährige denken müssen, wo ich hier mein Amt antrat und Ihr dem Einsamen den Einzug hier erleichtertet. Wieviel habe ich in diesem Jahre

Gott zu danken gehabt und — ich darf es ja wohl einmal sagen — unter Menschen Euch am meisten. Mit welcher Ruhe und Freude darf ich nun in die Zukunft sehen, solange ich eben noch hier leben soll! Wohl that ich es auch sonst und gerade vor einem Jahre mit festem Gottvertrauen; aber jetzt weiß ich, wie Gott für mich gesorgt hat, und meine Luise wird nicht verletzt, wenn ich dankbar anerkenne, daß Sie das Werkzeug dazu gewesen sind!" — — —

Der „alte Herr" hatte dem Anhang des Fabelbuchs nicht ganz zugestimmt und hatte sich gegen Hey darüber geäußert. Dieser schreibt am 29. Mai: „Mit Ihres Papa Brief bin ich natürlich nicht einverstanden. Ich kann manches Dumme gemacht haben, den Kindeston nicht getroffen; manchmal ist's mir schon so vorgekommen; aber da heißt es bloß besser machen, ich oder ein Anderer. Dagegen steht es fest, daß die Kinder von Christo, von den Festen wissen müssen; sie hören ja die Glocken läuten, sehen ja das Kruzifix, die Osterfreude u. s. w.

„Jetzt gebe ich natürlich nach; denn äußerlich, aus buchhändlerischen Gründen hat Ihr Vater gewiß Recht. Aber ich mache es mir zur Aufgabe den rechten Ton zu treffen, und Ihr sollt schon sehen. Dies alles, will's Gott, künftig. Gruß an die Kinder!"

Am 31., zwei Tage später, schreibt er schon: „Ich habe heute Morgen die Kindergedichte [für den Anhang] in Ordnung gebracht und einen langen Erläuterungbrief an Euren Papa angefangen. Leider kann ich ihn nicht beendigen, da ich bald nach dem Wochengottesdienst nach Neudietendorf gehen will, um den kranken Pfarrer Plitt zu besuchen, der sehr leiden soll. Sein Verlust würde mir sehr leid thun." — —.

Am 5. Juni war das Ehepaar Hey in Gotha gewesen und Hey abends so unwohl zurückgekehrt, daß Luise in einem Brief-

lein sagt, er habe ganz sichtlich Fieber gehabt. Am folgenden Tage hatte das Pfarrhaus von 8 Uhr morgens ab unablässig Zulauf aller Art gesehen. Abends schreibt Hey einen Dankbrief an die Freunde, der von fröhlicher Laune sprudelt: „Wir haben den brummigsten Kutscher gehabt, den das deutsche Reich besitzt; ein Pferd hat den Schuh verloren, der ihm in Apfelstedt wieder angezogen werden mußte; mit Luise habe ich über die Erbsünde gestritten, während die beiden müden Herren Pfarrer, die mitfuhren, weniger an den Tod, der Sünden Sold, dachten, als seinen Bruder, den Schlaf“ u. s. w. Kurz: er zeichnet sich immer wieder als einen vorbildlichen Mann, der alle kleinen Beschwerden an sich vorübergehen läßt, jede Klage durch Dank erstickt und, während er nach einem wiederum bewegten Tage sich das Geschenk seiner Freundin gut schmecken läßt, zugleich sich die beste Würze vergönnt, sofort seiner Dankbarkeit Worte zu leihen. Man spürt überall den Segen, mit dem er begnadigt war, daß er sich einer „Gehilfin“ erfreute, die an ihm und sich selbst bewährte, was der Apostel sagt Eph. 5, 22 u. 23: Die Weiber seien unterthan ihren Männern, als dem Herrn; denn der Mann ist des Weibes Haupt, gleichwie auch Christus das Haupt ist der Gemeinde und er ist seines Leibes Heiland. So haben wir denn kaum einen Brief von ihm, durch den nicht der Dank als milder Regen dem Leser zum Herzen dringt, das oft dürr wie Sand ist nach dem Kirchenliede des Schleswigholsteiners Moritz Kramer (1646—1702). So verstand er und übte zugleich die christlichen Lebensregeln Röm. 12 und namentlich den 11. Vers mit dem seligmachenden Gebot des Neuen Bundes, nach dem Grundtext genau: dienend der Zeit (im Lichte der Ewigkeit).

So nur vermochte er vom Sonntag den 9. Juni ab meist täglich zwei Visitationen zu halten. War die Entfernung zu groß, dann mußte es bei einer bewenden. So war er am

Dienstag in Wölfis, das, unweit Ohrdruf, jetzt zu der später gebildeten Ephorie Ohrdruf gehört, von Ichtershausen wohl 20 oder mehr Kilometer entfernt, nachdem er am Montag früh abgereist war, wahrscheinlich nach Krawinkel, dem noch weiter entfernten, und hier oder in Wölfis übernachtet hatte. Von den zum Teil nicht allerbesten Landstraßen jener Tage war schon die Rede. Daß er, der immer die volle Kraft einsetzte, am Abend ermüdet heimkehrte, läßt sich annehmen. Doch schreibt er abends noch, wieder das erfrischende Mittel des Dankes anwendend:

„Erstens soll ich melden, daß Luise sich bestens bedankt für alles, was die Frau Agnes ihr geschickt hat, zweitens, daß sie heute nichts zu schreiben wüßte, drittens, daß ich wieder da sei und darüber: ‚Ou peut on être mieux etc. etc.!‘ Bei alledem war es für mich eine anziehende Sache: wechselsweise reden, hören, essen — jedes ein gutes Teil mehr als gewöhnlich. Credner habe ich besser gefunden als ich dachte, zwar angegriffen von der Grippe und deren Nachklang, aber heiter und thätig.“

Chr. Wilh. Credner war geboren in Waltershausen 1798, seit 1828 Abendprediger an der deutschen lutherischen Gemeinde in Genf, seit 1831 in Wölfis und ward 1854 Heys Nachfolger in Ichtershausen, wo er nach 50jähriger Amtsführung 83jährig starb.

Die Hamburgerin hatte wieder einmal, während ihr lieber Herr und Ehewirt seine erste Visitationsreise gemacht, etwas ihr ganz Neues erlebt: das Kinderfest in einem thüringischen Dorfe. Sie erzählt selbst: Am Montag Morgen fing Wilhelm nicht früher als um 3 Uhr 10 Minuten an zu klingeln, stand bald selbst auf und blieb bis 5 Uhr in einer Geschäftigkeit, wo denn die Reise vor sich ging. Der Abschied war nicht, wie er hätte sein sollen; und ich legte mich doppelt betrübt wieder auf

mein Bett und weinte, bis ich darüber einschlief und erst um halb acht Uhr wieder erwachte. — — Wie Du weißt, liebe A., bekommen die Kinder allemal den Montag nach dem Examen [der Schulvisitation, die den Reigen eröffnet] einen Tanz und kommen dann mit Musik zuerst zum Superintendent, Amtmann und Rentamtmann, wo sie tanzen und Bier zu trinken bekommen. Es sah hübsch aus, wie die Kinder, alle schön geputzt, paarweise mit Musik voran den Weg daher kamen und sich in unserem Hofe zum Tanz aufstellten. Wenige Stunden vorher hatten dieselben Kinder denselben Weg singend vor der Leiche her gemacht [die Pfarrer Rudolph von Eischleben bestattet]. Mir war der Kontrast sehr auffallend; die Kinder schienen aber alles Betrübende längst vergessen zu haben; denn ihre Gesichter strahlten vor Freude. Die ganze Sache war für meine Ängstlichkeit recht wie gemacht; denn nachdem sie sich in dem sonnigen Hofe recht warm getanzt, mußte ich ihnen kaltes Bier zu trinken geben, worin mit schwachen Stimmen unsere Gesundheit getrunken wurde. Der älteste Jüngling bedankte sich in einer wohlgesetzten Rede, wofür er 8 Groschen bekommt; davon werden die Musikanten bezahlt. Ich dankte Gott, wie ich mit Ehren wieder los war, ging aber mit nach dem Schloßplatz, wo es schattig und für die Kinder um so viel besser zu tanzen war. Bei dieser Gelegenheit kam ich recht mit unter die übrigen Frauen und hatte die Freude, daß viele von ihnen mich sehr freundlich und zutraulich anredeten. — —“

Im kühleren Norden hätten die Frauen wohl hartnäckig gewartet, bis die Frau Pfarrer sie anredete, inzwischen aber keinen Gegenstand an derselben übrig gelassen, den sie nicht einmütig unter sich besprochen. Hoffentlich benahmen sich die Frauen in Holzhausen und Liebenstein, wohin Luise an folgenden Tagen mitreiste, ebenso verständig und geschickt, wie die Ichtershäuser. —

Hören wir nun noch, indem wir die weiteren Visitationen auf sich beruhen lassen, die launig-ernste Summa, die Hey zieht 23. Juni früh 6 Uhr: „— — — Seit den Visitationen haben ich das Superintendentenwesen liebgewonnen." Das gute Essen! Das viele Geld!! Die gewaltige Autorität!!! Es ist beinahe, als ob der liebe Herrgott kommt. Nein ernstlich: Dieses Fragen und Nachsehen, zumal bei den Kindern, hat etwas überaus Anziehendes, und das Amt wird dadurch wirklich wichtig. Gewiß sind übers Jahr hie und da ein paar Lücken ausgefüllt, die ich den Schulmeistern in aller Freundlichkeit aufgedeckt habe. Aber eine schwere Verantwortung ist's auch. Wie geduldig lassen sich die Kinder, und die Lehrer dazu, hierher und dorthin schieben! Wenn nun solch ein Ephorus einseitig oder unverständig ist! Gott gebe mir den rechten Verstand! Lieb wenigstens werden mich die Kinder wohl kriegen."

Wir können nur wünschen, daß mancher sich diese pädagogisch-pastoraltheologische praktische Auslegung von Eph. 4, 29—32 recht zu Herzen nehmen und in das individuelle Leben übersetzen wolle. Hey fährt fort:

„In Rehstedt fand ich eine ganz niedliche kleine Schule. Die Kinder waren trefflich unterrichtet und zwar nicht bloß in weltlichen Dingen, sondern auch recht gründlich und verständig in Gottes Wort. Zum Schlusse sangen sie vierstimmige Choräle mit großer Fertigkeit. Ich würde sie aber bloß zweistimmig singen lassen. Jenes ist nicht mehr naturgemäß. Ja, wenn Erwachsene mitsängen!" — —

So konnte er am 4. Sonntag nach Trinitatis (30. Juni) eigener Erfahrung gemäß aus dem Evangelium des Tages predigen: „Gebt Gott die Ehre von allem, was euch Gutes widerfährt! Denn so redet ihr 1) wahr, 2) zu eurem Heil, 3) zu dem eurer Brüder!" —

— Es war nur zu natürlich, daß Luise Verlangen hegte, den Mann ihrer Wahl, der ihr durch Gottes verborgenen Ratschluß auf ihrer Reise nach Gotha zugeführt worden war, mit ihrem großen Familienkreise in Hamburg bekannt zu machen. So war denn der Entschluß bald gereift, die Reise nach Abschluß der Visitationen anzutreten. Am Sonntag Nachmittag den 30. Juni fuhr das Paar in einem von Arnstadt bezogenen Einspänner ab, der bis Hannover gedungen war. Am Donnerstag dem 4. Juli abends langten sie in Hamburg an, wo sie bei dem Dr. Ferdinand Beneke, Advokat und seit 1816 Sekretär des Kollegiums der Oberalten, dessen Gattin Karoline die älteste Schwester der Luise war, wie wir bereits wissen, am holländischen Brook mit Spannung erwartet wurden.

Heys Brief vom 6. Juli, in welchem er den geliebten Freunden in Gotha Nachricht giebt, versetzt uns lebendig in die Art, wie man vor 50 Jahren reiste, da die ersten drei Eisenbahnen im gegenwärtigen deutschen Reich erst 1835, 1838 und 1839 erbaut wurden (Nürnberg-Fürth, Berlin-Potsdam, Leipzig-Dresden), was mancher später Geborene in unseren Tagen sich kaum vorzustellen vermag:

„Die eigentliche Glanzpartie der Reise war das Pferd des Einspänners, ein Tier von unverwüstlicher Dauer; die nützlichste, wenn auch nicht erfreulichste Sache war das Wägelein. Ich glaube, der liebe Gott, der für die Seinen oft wunderbar sorgt, hatte es nach desselben sonderlicher Eigentümlichkeit, welche auf dem Steinpflaster, das schon zwischen Hannover und Celle überall ist, die außerordentlichsten Wirkungen hervorbrachte, ausdrücklich ausersehen, um Luises hypochondrischem Wesen mit einer gründlichen Heilung zu begegnen. Wir haben übernachtet in Langensalza, Göttingen, Elze, Celle. Soweit mit unserem Arnstädter, der aber seinen Sinn auf Hamburg gestellt hatte, darum verdrießlich war, übertriebene Forderungen machte, mich

leider in Heftigkeit brachte (gerade nachdem ich Ernst Schulzes Grab besucht — so schwach und unwürdig sind wir!), dann aber am andern Morgen doch noch ein Geschenk erhielt. Donnerstag früh fuhren wir um halb fünf Uhr — unsere alltägliche Abfahrtzeit — mit Extrapost von Celle. Luise schlief vortrefflich in den sehr bequemen Wagen, die wir auf den Stationen mit rühmlicher Schnelligkeit erhielten; wir waren halb sieben Uhr in Harburg und fuhren um halb acht Uhr auf dem Dampfboot herüber. Es war gar schön auf der Elbe; die Sonne ging unter. Es dauerte $1\frac{1}{4}$ Stunde. Benekes, deren Spur wir zwei Tage vor uns in Hannover gefunden, waren am Tage zuvor angelangt. Wir wurden sehr freundlich aufgenommen. Ich bin hier ganz zuhause.

„Gestern haben wir uns viel besprochen, sind dann bei Otto v. Axen gewesen, wo eben Adolf Herzfeld aus Wien angekommen war [der Schwager, Hofschauspieler am Burgtheater]. Otto war körperlich minder elend, als ich erwartet; aber sein Gemüt ist gedrückt und reizbar. Theodore [seine Gattin, geb. Herzfeld] war sichtlich gebeugt, sie aber, wie Thekla [seine Schwägerin], überaus herzlich. Ich ging mit Eduard v. Axen nach Maukes Handlung, fand Andreas [Perthes, der in diesem Geschäft seit 1831 in der Lehre war] und Mauke sehr wohl und freundlich, so auch Rudolf Besser, wurde zur alten Großmama geführt, die ich mir ganz so gedacht; die beiden anderen Frauen waren ausgegangen. [Die „alte Großmama“ Margareta Perthes, geb. Heubel, Friedrich Perthes' Mutter, geboren 28. August 1748, gestorben 15. September 1834, wohnte in einem Hause zusammen mit ihrer Tochter Charlotte Besser geborne Perthes, J. H. Bessers Witwe, und mit Wilhelm Mauke, dessen Frau Johann Heinrich Maukes Tochter war.]

„Einen Augenblick war ich auch bei Pastor John, der aber eben ausgehen mußte; er kommt heute; morgen, zu Minnas Ge-

burtstag, ißt er hier. [Minna, die zweite Tochter von Ferd. Beneke, war später, wie ihre Mutter, Mitglied des weiblichen Vereins für Armenpflege, den Amalie Sieveking, des Benekeschen Hauses Freundin, gegründet.] Früh schon kam Herr Burroues [so schreibt Hey, das anfänglich geschriebene ‚Burbes' korrigierend; er meint aber: Booth] und lud uns auf Sonntag den 14. ein, sehr gentil. Ein Brief vom Senator Westphalen, der eben kaum vom Tode gerettet worden, lud den ‚Generalsuperintendent Hey' 2c. ein. [Joh. Ernst Frdr. Westphalen, verheiratet mit der Dichterin Engel, Christine geborne v. Axen, gestorben 1840, Schwiegervater seines Kompagnons J. Chr. Fr. Rist, starb noch in demselben Jahre 1833 76jährig.] Beneke selbst hat mich zu Fuß und Wagen in zwei kleinen Reisen durch den größten Teil der Altstadt, dann um die ganzen Wälle und St. Georg, nachher bis Horn und Schiffbeck geführt. Kurz ich bin tout un autre mitten im trouble drinnen.

„Am 9. Fortsetzung. Ja es ist Sünde und Schande; ich bin tout un autre, habe drei Tage vorübergehen lassen, ehe der Brief fortkommt. Wer denkt aber auch, daß in dieser Weltstadt die Reichspost von Sonnabend bis Dienstag zögert? — Der Wahrheit die Ehre, hatte ich's vergessen, daß der Brief am Sonnabend bis Abend fertig sein mußte; nun liegt er noch.

„Vieles hab ich gesehen und gehört. Nur kurz das Wichtigste. Sonntag um 9 Uhr bin ich mit der kleinen Ida Beneke [F. B.s 3. Tochter, geb. 1817, gest. 1843] hinausgegangen, um Rautenberg zu hören. Er sprach mit ungemein viel Kraft und Eifer; gewiß bleibt's nicht ohne Eindruck. Die Kirche war übervoll zu St. Georg. Mir wurde das Verstehen schwer durch das Überschreien und die Eile der Sprache. Dann ging ich zu Bessers, wohin Luise kam, von da in Johns [an St. Petri] Mittagsgottesdienst. Dessen Predigt kann ich nicht anders bezeichnen als so: Hier ist die vollendetste Anmut der Rede in

Ton und Wort und Inhalt. Am Ernste fehlt es nicht, wie Ihr voraussetzt; doch ist das Gemüt das Vorherrschende. Sein Wirkungskreis ist ihm — und ein sehr herrlicher — von Gott Selbst in den höheren Ständen und besonders bei den Frauen angewiesen. Nachmittags ging ich zu Wolters in St. Katharinen; er sprach sehr gut, durchdacht, klar, nachdrücklich; doch war das Thema nicht so einladend, wie vielmehr die Ausführung; sittlicher Ernst das Vorherrschende. Er predigte über das Wort: Ihr werdet Rechenschaft geben von jedem unnützen Worte. John: Thut die Götzen weg aus Gottes Haus! Rautenberg: Schlagt den Weg der Güte und Liebe mit euren Nächsten ein! Am Mittag (um 5 Uhr!) aß John mit seiner Frau hier. Er ist in der Gesellschaft sehr liebenswürdig wie auf der Kanzel. Wir haben viel gestritten, scheinbar über Äußerliches, aber wirklich ins Tiefste hinein. Abends kamen Matthias [Perthes in Moorburg] und Mariane [geb. Plessing], beide gesund und frisch. Insbesondere er sehr freundlich gegen mich, war gestern früh schon wieder hier, begleitete mich zu Rautenberg, der aber nicht zu sprechen war. Abends fuhren wir zu Wasser mit Maukes nach Buxtehude und gingen durch das Dammthor zurück. Jetzt schließe ich, weil ich Strauch [an St. Nikolai] will predigen hören. Heute gehe ich mit Matthias und Mariane nach Altona zu Rist, vorher ins Krankenhaus."

Der folgende Brief Heys aus Hamburg vom 19. Juli zeigt uns, wie sehr seine Luise sich bereits in das Stillleben des thüringischen Pfarrhauses und Landlebens eingewohnt hatte und in den neuen Beruf, der ihr und auf den sie jetzt angewiesen war:

„Luise freut sich herzlich ihrer Verwandten und Freunde; aber zu meiner Freude sehe ich's: die Unruhe ist auch ihr zu mächtig und sie sehnt sich wohl leise nach unserer Stille. Dazu ist die Unruhe nicht bloß äußerlicher Art; sondern sie fühlt,

daß sie im ganzen hierher nicht paßt. Übrigens giebt sie sich fröhlich dem Augenblick hin. Ich habe mich zuerst an Luises erster Lust, an der herzlich liebevollen Aufnahme hier im Hause und an dem ganz eigentümlichen Wesen der Hausgenossen erfreut. Auch das ganze Treiben und Thun hier war mir neu, darum anziehend, aufregend für die erste Zeit. Jetzt herrscht die Ermattung vor, die mir manche Gesellschafttage sehr schwer gemacht hat. Recht leid that's mir, daß ich einen Tag bei Bessers, die so überaus freundlich gegen uns sind, darüber fast verloren habe. Ich konnte mich mit Mühe aufrecht halten und fühlte das Zahnweh, das mich in dem hiesigen steten Wechsel von Zug und Hitze fast nie verlassen hat, gerade da heftiger als sonst. Vor allem ein treuer Führer ist mir Mathias gewesen, der am Sonntag den 7. herüberkam und bis zum Freitag blieb. Er hat mich zu den Freunden Ihres Vaters, dann zu mehreren Geistlichen und auch nach Wandsbek und Altona geführt. Die Hauptsache aber ist, daß wir letzten Montag und Dienstag in Moorburg gewesen sind und mit uns zum erstenmale der gute Franz Claudius. Es war ganz schön in Moorburg. Hier in der Gegend muß keine anmutigere Stelle sein, selbst die Stadtpastoren mitgerechnet. Matthias' Wirken scheint trefflich. Letzten Sonntag waren wir bei Burwes in Nienstedten [Booth], der uns auch nach Blankenese in die schönen Gärten führte. Dienstag den 16. bei sehr widrigem Winde von Moorburg zurückgekehrt, waren wir hier im Hause zu Mittag (5 Uhr) mit Bürgermeister Nonne aus Bremen, dessen Frau — ganz schlicht und einfach — fast allen das Bild Ihrer seligen Mutter zurückgerufen hat."

Wir müssen sehr bedauern, daß diese beiden Briefe aus Hamburg nicht vollständig erhalten sind; um so mehr als wir bestimmt wissen, daß diese Blätter in manchen Kreisen der freien Handelsstadt sehr lebhaftem Interesse begegnen werden.

Um so eher aber werden einige ergänzende Mitteilungen am Orte sein. John Booth, Sohn des aus Schottland eingewanderten Begründers der herrlichen botanischen Anlagen bei Flottbek ꝛc. James Booth, setzte des Vaters Geschäft fort und dehnte es über ein weit größeres Gebiet aus. — Franz Claudius, des Wandsbeker Boten jüngster Sohn, geboren 30. Dezember 1794, also kaum 3½ Jahr älter als seine älteste Nichte Agnes Perthes, ward im Jahre 1823 sowohl in Schleswigholstein als auch in Hamburg Pfarramtskandidat, in den letzten Lebensjahren seines Schwagers Schröder in Wandsbeck bei diesem Pfarradjunkt, endlich erst im Jahre 1838 „Kompastor“ (2. Pfarrer) in Segeberg, wo er am 25. November 1866 starb, in mancher Beziehung ein Sonderling, durch warme teilnehmende Liebe aber in seiner dem Verfasser benachbarten Gemeinde wie außerhalb derselben bei vielen unvergessen fortlebend. — Endlich muß noch von Pastor Johann John, D. theol. und Archidiakonus bei St. Petri in Hamburg, etwas Näheres gesagt werden. Wir können übrigens auf das schöne Lebensbild verweisen, welches den „Lehrpredigten“ von John, die Dr. G. Röpe 1872 herausgab, aus D. Wolters' Feder beigegeben ist. Nach sehr dankenswerten brieflichen Mitteilungen Dr. Röpes ergiebt sich außerdem, daß Hey nicht zuviel, sondern wohl eher zu wenig Rühmens über John gemacht hat. „Man mußte den Mann hören, um zu der Überzeugung zu kommen, daß es keinen begnadigteren Prediger je gegeben habe und geben könne.“ — In dem 5. Heft der deutsch-evangelischen Blätter von Willibald Beyschlag vom Jahre 1883 sind „Züge aus dem Charakterbilde Hermann Roßhofs, weiland Konsistorialrats und Pfarrers in Aachen“, niedergelegt, die einer selbständig erscheinenden Gedächtnisschrift ankündigend voraufgingen. Der Verfasser dieses Buches freut sich herzlich, dem von den lieben Rheinländern evangelischen Bekenntnisses schmerzlichst ver-

mißten Roßhof in dem Hause des gemeinsamen vor ihm heimgegangenen Freundes Karl Keller in Mülheim an der Ruhr einst begegnet zu sein, wo denn zwei gewaltige Recken zusammen waren, zu denen noch Fr. W. Krummacher hätte kommen müssen, — und kann nicht leugnen, von Roßhof den Eindruck einer nicht bloß leiblich, sondern auch geistig kolossal angelegten Natur, wie man sie selten schaut, aber desto unvergeßlicher sich eingeprägt weiß, empfangen zu haben. Daß das Kolossale das Feine übrigens nicht ausschließt, bewies in anderer Art längst die „Bavaria" in München und beweist jetzt auch die „Germania" auf dem Niederwald. Roßhof erzählt dort (S. 343 a. a. O.) von seiner Reise nach Hamburg und Berlin im Herbst 1847. In sehr günstigen äußeren Verhältnissen lebend konnte der Glückliche weite Reisen auf längere Zeit zu reichem inneren Gewinn öfter unternehmen, um dann wieder mit desto sicherer Hand die Berufsthätigkeit zu ergreifen. Da erzählt er denn: „— — — Aus dem deutsch-katholischen sogenannten Gottesdienst ging ich in die Aula des Johanneums, in welcher die [1842] abgebrannte Petri-Gemeinde Gottesdienst hält. Da habe ich eine Predigt von John gehört, eine Predigt, wie man sie selten hört — von Anfang bis zu Ende ein untadelhaftes Ganzes. Ich hätte den Mann umarmen mögen trotz seiner abscheulichen Amtstracht. Er predigte: „daß wir keinen anderen Meister suchen sollen", — die beste und schönste Reformationsfestpredigt, die ich je gehört habe. Ich habe ihn nach der Predigt sogleich aufgesucht (was sonst nicht meine Art ist, ich lasse das Handwerk sonst gern in Ruhe) und, obschon er, wie ich später hörte, sehr unzugänglich sein soll, eine sehr angenehme halbe Stunde bei ihm zugebracht. Item ein alter Hagestolz. Man soll aber doch eigentlich jeden Prediger, wenn man ihn recht genießen will, nur auf der Kanzel sehen." Was die „abscheuliche Amtstracht" betrifft (besonders der geschmack-

widrige Ringkragen ist gemeint, von dem die Reformatoren nichts wußten), so ist der Verfasser dieses Buches lange und gern genug im Rheinlande gewesen, um dem beizustimmen. Wer aber Roßhof belehrte, daß John „sehr unzugänglich“ sei, war gewiß im Irrtum; die letzten schweren Leidensjahre ausgenommen, wird ungefähr das Gegenteil das Richtige sein. Nur freilich muß man einen Pastor nicht „sogleich nach der Predigt“ besuchen, sondern dann „das Handwerk in Ruhe [des Ausruhens] lassen“. Auch war John nicht „ein alter Hagestolz“, sondern seit 1827 in langjähriger gesegneter, zwar kinderloser Ehe mit Amalie geb. Hansen, einer Tochter des als Emeritus in Wandsbek 1847 verstorbenen vormaligen Pastors H. Chr. Hansen in Oldesloe, in dessen gastfreiem Hause John vielfach aus- und einging, während er vor seinem Examen als Hilfslehrer des Rektors der Stadtschule in Oldesloe D. G. Rode beschäftigt war. Schließlich sei noch dies gesagt: wieviel innerlicher in Gott verborgener Anteil unserem J. John davon zufällt, daß der edle Ritter J. F. v. Schröder der Petrikirche in Hamburg bei Lebzeiten und im Testament eine so reiche Gabenfülle zugewandt, das wird die Ewigkeit offenbar machen.

Nach dem Besuch des Heyschen Ehepaares, welches er mit Freuden und zu beiderseitigem reichen Gewinne 3—4 Wochen beherbergt hatte, sagt Dr. Ferdinand Beneke in einer brieflichen Mitteilung über Hey: „Seinem Äußeren nach ist mein neuer Schwager ein kleiner, magerer, sehr behender flinker Herr à la Friedrich Perthes, mit einem sehr klugen und ebenso freundlich guten Gesicht. Bei einer großen Unabhängigkeit des Charakters erscheint das reine, edle Herz und das liebreiche, grundgütige Wesen seines Gemüts doppelt liebenswürdig. Als Theologe ist er ein ganz entschiedener Gegner der Rationalisten von Profession; als Gelehrter ist er ungemein vielseitig gebildet, auch nicht ohne höhere Weltkenntnis. Dies erhöht das

Interesse seiner Unterhaltung, wie seine feinen Sitten den Verkehr mit ihm nur noch erfreulicher gestalten. — Seine Frau macht er unbeschreiblich glücklich."

Am 29. Juli, einem Montag, nachdem also Hey vier Sonntage in Hamburg zugebracht und namentlich auch in das kirchliche Leben des damaligen Hamburg manchen prüfenden wie lehrreichen Blick gethan, waren die beiden Gäste wieder abgereist, und zwar in Begleitung der fröhlichen Thekla Herzfeld, damals 29jährig, erst im Jahre 1881 in ihrer Vaterstadt gestorben; in Goslar trafen sie mit W. und A. Perthes zusammen um gemeinsam dem Harz einen kurzen Besuch zu machen. Am 2. August werden sie in Gotha eingetroffen und spätestens am 3. früh, einem Sonnabend, nach Ichtershausen zurückgekehrt sein. Hey schreibt am 4. August:

„Hier haben wir alles in leidlicher Ordnung gefunden. Dummes ist nichts vorgefallen. Ich habe mich sehr gefreut, wieder auf festen Boden zu kommen, habe die ersten Gesichter, die ich gewahr wurde, mit großer Lust begrüßt." — — Und Luise fügt hinzu: „Ich kann nicht sagen, wie sehr ich mich doch gestern gefreut habe, wie ich wieder in unser altes Haus kam; — — alle Zimmer mit Blumen geschmückt; — — eine ganz besondere Freude, daß alle Leute Wilhelm so wohl aussehend finden."

Sofort am Sonntag gleich nach Mittag eilte Hey nach Eischleben, um seinem Beichtvater Pfarrer Rudolph für seine Vertretung zu danken, während dieser schon auf einem anderen Wege mit einem anderen benachbarten Amtsbruder zur Begrüßung nach Ichtershausen geeilt war. So fand das gegenseitige brüderliche Einvernehmen sofort Ausdruck. Anderseits hatte Hey mit dem „alten Herrn" die schwere Prüfungszeit zu tragen, die ihm das Jahr 1833 brachte und vollends der August. S. Perthes' Leben III, S. 552 ff. So war es denn

keine ungetrübte Freude, daß Clemens Perthes, damals Referendar bei der Regierung in Koblenz, den Vater besuchte und auch nach Ichtershausen kam. „Clemens", so schreibt Hey am 20. August, „ist mir ganz so vorgekommen, wie vor 3 Jahren in Gotha. Gewiß wird er ein sehr tüchtiger Mensch. Daß er den Ernst und das Wissen lieber verbirgt als zu Tage legt, macht ihn um so achtungsvoller."

Ganz so fand den Professor Clemens Perthes der Verfasser dieses Buches, als er über 25 Jahre später ihn an seinem Familientische in Bonn sah und dann mit ihm in der Herberge zur Heimat, der ersten, der von ihm geschaffenen, am Sterbebette des Hausvaters H. J. Groth, des Schleswigholsteiners und Kampfgenossen, stand.

Am 21. August ging Hey zur nachträglichen Visitation nach Neudietendorf. Er schreibt darüber: „Es kommt mir wunderlich vor, jene Leute, die ja im ganzen weiter sein müssen, wenigstens in religiöser Kenntnis, als unsere Gemeinden, prüfen zu sollen. Dazu auch den erfahrenen Plitt. Indes, was der Beruf mit sich bringt, muß geschehen und wird auch gut sein." Sein Bedenken war nicht begründet. „Gerade das," schreibt er am 22. August, „was ich bei den jungen Leuten und in den Schulen am meisten zu finden gehofft: das lebendige, freudige Bekenntnis zu Jesu — die eigentliche Basis des Herrnhutianismus — war nicht da, die Erkenntnis mäßig, zum Teil lückenhaft, während in allen anderen Dingen die Kinder sehr wohl bewandert waren. Doch bei Plitts im Hause war's, wie immer, hübsch. Die Frau Plitt habe ich auch gesehen und ihr munteres neugeborenes Söhnlein."

In demselben Briefe drückt Hey ein lebhaftes Interesse aus für die eben damals eingetretene Veränderung in der Leitung des Gymnasiums. „So," schreibt er, „wird Döring geehrt und doch ihm geholfen. Gewiß ist ja vorauszusetzen, daß

Jacobi, ein kräftiger Mann, selbst Schulmann gewesen, die Bedürfnisse kennt und Mut und Kraft hat, sie zu befriedigen. In der ganzen Einrichtung liegen auch wohl Schwierigkeiten, doch keine unübersteigliche. Die größte möchte sein, daß ein solches Amt den ganzen Mann, seine ganze Liebe, Aufmerksamkeit und wohl auch Kraft zu fordern scheint. Für die Disziplin aber würde dieses Verhältnis besonders gut sein. Nun ist auch erklärt und gerechtfertigt, daß Jacobi keine Seelsorge wollte."

Der Kirchenrat Döring, geboren zu Elsterburg 1756, Rektor zu Guben 1782, zu Naumburg 1784, seit 1786 Gymnasialdirektor zu Gotha, hatte am 17. Dezember 1832 das Fest einer 50jährigen gesegneten Amtsführung unter außerordentlich lebhafter Teilnahme von allen Seiten gefeiert. Im August 1833 entledigte ihn der Herzog aller Amtsgeschäfte am Gymnasium und ernannte ihn zum Oberkonsistorialrat mit Sitz und Stimme in Schulsachen. Dagegen wurde der Oberhofprediger Dr. Jacobi als interimistischer Direktor am 28. September vom Generalsuperintendent Dr. Bretschneider eingeführt und eröffnete am 30. September das neue Amt mit der Abhaltung der Herbst-Schulprüfung. Jetzt kommt es uns, bei den gegenwärtigen Verhältnissen, fast unglaublich vor, Kirche und Schule so verschlungen zu sehen, während wir es erleben, daß man Bedenken trägt oder sich gar dagegen sträubt, bewährte Schulmänner, die inzwischen ins Pfarramt eingetreten, wieder im Schulfache anzustellen!

Die nächsten Briefe Heys an W. und Cl. Perthes beschäftigen sich zumeist mit dem Wohl- oder Übelbefinden der Kinder in Gotha. Am 31. August nahm das Nervenfieber dem alten Herrn seinen geliebten Rudolf, das am 13. April 1827 geborene älteste Kind seiner zweiten Ehe. Wir können ermessen, wie tief Hey den Schmerz mit ihm empfand und trug.

Aus einem Briefe vom 5. September hören wir: „Bei der

Rückkunft aus Gotha fanden wir gestern abend einen Brief aus Altenburg von Otto Beneke; wir können ihn jetzt alle Tage erwarten."

Der jetzt betagte Dr. der Rechte und Archivar in seiner Vaterstadt, von Ferdinand Benekes drei Söhnen der älteste, erinnert sich noch heute mit Freuden jener Zeit, da er mit seinem Onkel Hey in Ichtershausen näher bekannt ward. Am 6. September kam er dort an. Hey hatte, für alles empfänglich, wie er war, auf zwei sehr verschiedene neue Elemente einzugehen: außer seinem Neffen war es der Bruder des obengenannten alten Grafen Reuß, welcher von London zum Besuch gekommen war, „den 55." sich nennend; während er diesen einen ernsten und tüchtigen alten Herrn nennt, schreibt er von dem Studiosus Otto Beneke am Tage seiner Ankunft: „Er scheint ein recht netter junger Mensch; sein Gespräch ist durchaus verständig und sinnig, und besonders sein musikalisches Talent sehr anziehend."

Der Graf zu Reuß der 55. war am Sonntag den 8. September wieder bei Hey; „es war", schreibt dieser „ein sehr nettes herzliches Gespräch; er ist gewiß ein herzensguter, schlichtfrommer Mann; einzig drückten mich etwas die reichlich gespendeten Belobungen und der allzuschroffe Unterschied, den er, wie meist solche Leute, zwischen Gläubigen und Ungläubigen machte." Luise schreibt an Agnes von der fröhlichen Jugend, Thekla Herzfeld und Otto Beneke, die das Haus mit Gesängen und Schäkereien erfüllen. Aber sie wünscht aus einem noch anderen Grunde die Freunde herbei an dem schönen Sonntagnachmittag: „Wir hatten heute (am 14. Sonntag nach Trinitatis) dasselbe Evangelium, denselben Gesang, wie vor einem Jahre, als ich zum erstenmal hier in Ichtershausen war und Wilhelm zuerst predigen hörte. Du kannst Dir vorstellen, daß ich viel an die Zeit, die dazwischen liegt, denken und dem lieben Gott von ganzem Herzen für das

reiche schöne Jahr danken mußte.“ Im Jahre 1832 fiel der 14. Sonntag nach Trinitatis auf den 23. September und hatte also Luise 5 Tage nach der Verlobung Hey zuerst als Prediger kennen gelernt. An den Worten unseres Meisters und Herrn Matth. 10, V. 29—31 haben wir lebenslang zu lernen, bis unser Stückwerks-Wissen auch nur die Anfangsgründe erkennt; Unbedeutendes giebt's im Reiche Gottes nicht; da ist alles groß und wunderbar, weislich geordnet über Bitten und Verstehen!

Die beiden jungen fröhlichen Gäste waren zu den Freunden nach Gotha gegangen. Luise schreibt am 12.: „Es ist so angenehm mit ihnen zu sein, daß ich gar nicht an die Zeit denken mag, wo ich sie wieder missen soll; jetzt habe ich noch immer die Hoffnung, sie in acht Tagen von Euch wieder zu haben.“ Heys Gedanken wiederum sind nach Hamburg hinübergeschweift. „Mir fällt noch ein,“ schreibt er, „den Brief von Rist für Euren Vater schnell zurückzuschicken. Die Schilderung vom alten W. ist mir merkwürdig gewesen und rührend die Hoffnung, daß seine Liebe ihm doch eine Brücke, ein Anfang zum Höheren sein werde.“

Seine Arbeit an sich selbst zeigt wieder der Brief vom 15.: „Ein arbeitvoller Tag (Sonntag), zumal da ich ihn mit einem großen Schnupfen anfing. Wirklich war ich zuerst in einiger Sorge, wie ich beide Gottesdienste würde halten können. Aber es ist ganz gut gegangen, außer daß ich etwas langsamer und leiser — zu meinem Vorteil — geredet habe. — — Ihr Vater hatte mir ein kleines englisches Buch gegeben, worin biblische Bilder aus Jesu Geschichte besprochen werden, die auch dabei liegen. Es ist von einer Dame, Miß Lloyd, geschrieben. Erstaunt bin ich über die Bibelkenntnis und Bibelliebe, die nicht bloß die Verfasserin hat, sondern die doch auch nach dem Buche sogar im englischen Volke vorausgesetzt werden

muß, und ganz besonders bei den Vornehmen, da das Buch mit den Bildern seinem Preise nach nur für diese geschrieben sein kann. Wie weit stehen wir da zurück! Vielmehr: wie hat da der Unglaube unser Volk von der Bibel weggedrängt, nicht bloß das Volk, sondern zuerst uns Lehrer! Wieviel leichter und schöner wäre es für mich, wenn ich auch so aus voller Seele mich auf jede einzelne Stelle im Alten Testament beziehen könnte, wie hier geschieht. Aber, es ist nicht. Mir ist's nur die Geschichte des Volkes Gottes, und da wird's immer so schwer, zu scheiden. Daher bin ich dem A. T. überhaupt so fremd."

Luise schließt sich an: „Wieviel hat der liebe Gott mir in dem vergangenen Jahre geschenkt! Ist's da nicht unrecht und undankbar noch mehr zu wünschen und zu bitten?"

Lieblich und schön gedenkt Hey am 17. der Abgeschiedenen: „Sehr haben wir uns an Eurer Inselberg-Reise erfreut. Daß bei Eurem Vater der Schmerz wieder ausbrach, ist wohl natürlich. Gerade wo von außen her das Herz mild bewegt wird, da bricht das unterdrückte Gefühl hervor. Recht haben Sie, liebe Agnes, eben bei solchem Anblick werden wir gewahr, wie die Hand der Zeit von unserer Trauer so viel verwischt. Aber das ist ja Gottes Ordnung; und gerade das Christentum soll helfen, daß es, wie keine verzehrende Traurigkeit, so auch kein totes Vergessen werde. Es soll vielmehr unsere Abgeschiedenen vor unserer Seele verklären, daß wir sie wahrhaft lebendig sehen, glücklich, immer herrlicher reifend, und um so unbesorgter auch unsere Gedanken dem irdischen Gegenwärtigen zuwenden können, welches unsere Aufmerksamkeit fordert, gewiß, daß wir in jedem Augenblick, wo wir aufschauen, auch den lieben Fernen begegnen, sie uns nahe fühlen. Das soll und kann das Christentum. Darum finden wir denn wohl bei frommen Alten, die nur noch lose an der Erde hangen, ihr nichts oder wenig schuldig sind,

daß sie ordentlich mit den Abgeschiedenen fortleben, reden u. s. w. Doch Ihr habt ja das alles selbst, dünkt mich, von der Wandsbeker Großmama erzählt. Immer bleibt das: Wer Gott recht von Herzen liebt, der liebt auch am schönsten, reinsten, dauerndsten, freudigsten die Teuren, die ihm auf Erden nahe sind oder waren." — Und danach schließt er: „Wir haben die Absicht (und mit Freude sage ich) auf Luises Antrieb morgen nach Töttelstedt zu fahren, wenn das Wetter, der Fuhrmann u. s. w. will." Und dazu sagen wir auch mit Freuden:

Wo in der zweiten Ehe das Herz so richtig gestellt und so fest ist, daß die zweite Gattin den Gatten antreibt, am ersten Gedenktag ihrer Verlobung zum Grabe der ersten Lebensgefährtin eine Tagereise weit zu wallfahrten, da ist die zweite Ehe legitimiert und unanfechtbar. Aber wie selten mag diese Stufe selbstverleugnender Liebe erklommen werden!

Am 21. September vollendete Luise ihr 32. Lebensjahr und feierte ihren Geburtstag in Anwesenheit der Gothaer Freunde; am 24. trat sie mit Thekla Herzfeld und Otto Beneke eine dreitägige Reise nach Rudolstadt, Schwarzburg und Paulinzella an. Hey, von seinem treuen Freund, dem Schnupfen, der nur zu sehr seine Gesellschaft liebte, etwas angegriffen, erholte sich in der Einsamkeit. Am Tage zuvor war er in seiner Ortsschule gewesen. Er schreibt: „Gestern (Montag) untersuchte ich in der Schule, welche Kinder nicht in die Kirche gekommen waren. Da fanden sich mehrere, denen Kleider, andere, denen Schuhe fehlten. Für die ersten haben wir gesorgt; für die anderen zum Teil auch, möchten aber gern noch 1 Paar Knabenstiefel, 1 oder 2 Paar Mädchenschuhe haben. Marie, Bernhard, Clotilde sind gerade recht. Dagegen ist es eigentlich nicht recht, daß ich Euch anbettle, da Ihr K.s und noch andere Abnehmer genug habt. Deshalb ist's bloße Frage, und ich nehme es auch nicht übel, wenn Ihr nein sagt. Dann gehe ich zu R.s, Kn.s

u. s. w. hier. Andererseits nehme ich's auch nicht übel, wenn noch etwas mehr käme, vielleicht vom seligen Rudolf. Spärlich wollte ich schon wirtschaften. Luise schilt mich ohnehin hartherzig, weil ich nicht alle Lügen glaube, die mir aufgeheftet werden, oder auch manches ohne Ursache für Lüge halte. Gott helfe uns allen recht thun! — —"

Am 26. schreibt Hey, daß seine Reisenden wieder da sind, und spricht seine Freude darüber aus, während er tags zuvor fortwährend sein Kopfweh gehabt und den ganzen Tag gelegen, „leider" dabei sehr viel gelesen habe. Dabei habe er auf dem einsamen Lager recht dankbar erkannt, wieviel ihm in seiner Luise gegeben sei, zwar auch recht wehmütig, da sie eben nur einen der Pflege bedürftigen Mann habe. „Aber," schreibt er, „Gott hat es so gewollt."

Wie hier der Humor aus dem Geständnis herausblickt, so schreibt er denn auch am 27.: „Für Ihre Sorge um mich, liebe Frau A., Dank und zugleich Beruhigung. Ein Pülverchen gestern abend und heute gute Bewegung auf drei Birnbäumen — da bin ich so frisch wie ein Eckerchen!" Noch bessere Wirkung wird auf die Erfrischung des Kinderfreundes die Kleidersendung seiner Freundin geübt haben, von der er am 29., Sonntag abends schreibt: „Mehreres hat heute in der Kirche paradiert, mit anderem geize ich noch."

Am 8. Oktober reiste Thekla Herzfeld wieder über Gotha nach Hamburg zurück, das Ehepaar Hey vermißte das lustige Element. Zum Trost diente eine empfehlende Anzeige des Fabelbuchs, die der alte Herr dem Verfasser desselben gesandt hatte. Hey schreibt: Zu gebührender Mitfreude schicke ich Euch beifolgende Anzeige; gebt sie dann wieder an den alten Herrn zurück. Ich leugne nicht, daß sie mir wohl gethan hat. Die bezeichneten Bilder sind auch alle gut bis auf die Sau. So ist denn zu hoffen, daß es Absatz findet. — —" Und am 10.:

„Gestern abends fing ich an neue Fabeln auszuwählen und zu ergänzen; denn es fehlen ja die zweiten Hälften, die für die gedruckten erst später gemacht worden sind. — — — Heute hat mich meine Frau nach Wandersleben geschickt. Unterwegs wäre ich um ein Haar mitten in das große Herbstmanöver der gothaischen Truppen geraten, dessen Präludium bei Kornhochheim gehalten wurde. Ich ging aber über Sülzenbrücken und arbeitete an meinen Fabelergänzungen unterwegs in aller Ruhe fort. Wären sie abgeschrieben, so könnte ich eine ziemliche Anzahl zur Prüfung mitschicken. Daß mein Name nicht bei den Fabeln genannt ist, bedaure ich nicht, wie Sie, sondern es ist mir lieb. Doch mache ich mir ebensowenig daraus, wenn in Gotha dieser oder jener oder jeder auf mich rät. Es ist ein freundliches Kinderspiel; so müssen wir's ansehen; so hat es uns Freude gemacht; und so will ich eben jetzt wieder ans Abschreiben gehen."

Am 13. Oktober: „— — Die Fabeln lest, und wenn Ihr, d. h. die Frau Agnes, Euch und Eurem Papa die Übersicht erleichtern wollt, so könnten Sie ein Register darüber machen, sie aber dann auch nummerieren. Es sind 68 wohlgezählt; davon sollen 18 zurückgeschoben werden. Doch wollte ich, daß Ihr und Euer Papa nicht geradezu entscheidet, sondern auch dem Zeichner eine Wahl ließet. Leider wird manches an sich herzliche und innige Gedicht, besonders von den kleinen Vögeln, nicht gut darstellbar sein. Ich habe dieser Tage viel Freude daran gehabt. Doch es geht mir wie der Henne, die ihr Ei begackelt. Nichts für ungut! Macht nicht viel Redens davon und laßt mich Eure Kritik wissen!"

Am 17.: „Ihnen beiden die Nachricht, daß heute Nachmittag der Stallmeister Heubel mit einem Regierungsrat Gebauer aus Arnstadt hier war. Es ist doch ein gar lieber, alter Mann, so verständig, würdig, freundlich, so voll lebendiger Er=

innerung, reger Teilnahme! Ich möchte wohl so sein, wenn ich überhaupt alt werde." Perthes' Leben sagt auf den ersten Blättern mehr von dem alten Getreuen. Hey fährt fort: „Daß die Fabeln Euch erfreut haben, ist mir lieb. Ich wollte nur, Ihr sagtet auch, welche Euch weniger zugesagt haben, desgleichen: ob die neuen zweiten Hälften passen und frisch genug sind, wo etwas zu ändern! — —"

Am 19. reiste der „immer heitere und erheiternde" Neffe wieder ab. „Ich habe", schreibt Hey, „große Freude an ihm gehabt, obgleich er eine ganz andere Art von Mensch ist, als ich in der Jugend gewesen sein mag. Bei manchem, was er mir nichts dir nichts sagte, stand mir der Verstand stille; aber er meinte nie etwas Arges. Er ist ein rechter Beweis, wie man mitten in der Welt, ihren Vergnügungen und Lockungen die höchste Reinheit des Herzens bewahren kann. Von seinem Wissen dachte ich erst nicht groß; aber er hat seine Lieblingsfächer, darin er recht zuhause ist; und wenn er sich auch nicht mit Arbeiten übernimmt, so hat er darin doch eine Stetigkeit und Regelmäßigkeit, die ihn gewiß gut fördern wird. Möge Gott auch ferner mit ihm sein und sein weiches Herz bewahren! — —" Dann kommt Hey wieder auf die Fabeln: „Es wird schwer sein, viele andere Tiere und bildsame Verhältnisse derselben aufzutreiben; und gerade die ansprechendsten Fabeln leiden an Unbildsamkeit, wie so manche von den kleinen Vögeln. Doch sind mir seit gestern noch einige eingefallen: Kamel, Papagei. Wenn Euch etwas in den Sinn kommt, so schreibt's; nur mit den Tieren in Käfigen ist nichts anzufangen. Jedoch — Hans, fasse Mut!"

Die Freunde in Gotha hatten ein Register der Fabeln aufgestellt. „Sind darin", fragt Hey am 22. Oktober, „auch die abgesandten zehn? Nächstens mache ich wohl noch ein paar. Jene ausländischen Tiere kann ich unmöglich brauchen. Hier

können sie nur aus dem Käfig sprechen; also ist kein Wechsel.“ Und am 31. schreibt er, nachdem er in Gotha gewesen und zurückgekehrt: „Unterwegs habe ich viele Gedanken in meinem Kopfe herumgeworfen, auch wohl in die Schreibtafel eingemerkt. Es wird ihnen aber gehen wie so vielen von ihnen, die auch nicht über die Schreibtafel hinaus gekommen sind. Ein lächerliches Ding ist's mit dem Beifall; und wenn er sich an das Kleinste, an Fabel und Kinderspiel, knüpft, so nimmt er für den Augenblick den Kopf ein. Hinterher kommt bald genug die Mahnung zur Demut. Besonders aber entschwindet ein Gedanke, der im Augenblick so einladend erschien, so daß, wenn es nun zur Ausführung kommen soll, aus dem toten Wort in der Schreibtafel nichts zu machen ist. Erzählt doch Eurem Papa, daß Gläser mir erzählt hat, er sei (von Weigel?) in Leipzig nach dem Verfasser des Fabelbuches gefragt worden und habe mich genannt. — — —“

Am 5. November: „Mich überrascht es, daß Beckers Kinder dieses Gedicht lernen: ‚Wo wohnt der liebe Gott?‘ u. s. w. Ihr erinnert Euch, daß ich es eigentlich für Clotilde gemacht hatte, daß wir aber doch meinten, es sei für sie zu schwer [die doch neun Jahre alt ist, während Franz im sechsten, Sophie kaum vier Jahre alt ist]. Jetzt thut's mir leid, daß ich es sie nicht habe lernen lassen. Allerdings habe ich immer noch Zweifel, daß jene so viel kleineren Kinder es fassen; aber der beste Beweis ist: wenn sie es wirklich und verhältnismäßig leicht auswendig lernen.

„Damit aber sind, wie Sie auch sagen, alle übrigen im Anhang vollkommen gerechtfertigt; denn dieses ist gewiß das schwerste, das ich nur auf Euer Zureden mit aufgenommen. Immer denken wir zu wenig an das Wort: ‚Was kein Verstand der Verständigen sieht, das glaubt in Einfalt ein kindlich Gemüt.‘ — Matthias' Urteil thut mir sehr wohl und

das seiner Schuljugend noch wohler. Aber eitel werde ich damit nicht. Es ist nichts weiter, als daß ich den rechten Ton, mit Kindern zu spielen, getroffen habe. —"

Weiter kommt Hey, uns erinnernd an „Jugend und Alter" in Schleiermachers Monologen, auf das Ziel der Wallfahrt; und wir werden ja sehen, wie sehr er es wahr machen durfte:

„Heut' erst schreibe ich von dem, was Euch so ernst berührt, von der Großmama. Es ist schön, daß die Todesnähe ihr Wesen so mild macht; möge auch uns auf solche Weise das Ende kommen! Es ist so tröstlich, den Hinterbleibenden ein freundliches Bild gerade von den letzten Tagen zu hinterlassen. Indessen: Wie Gott will! Wenn auch einmal die Nähe des Todes mein Wesen verstimmte, mich trübe im Geiste, vielleicht ungeduldig, unliebenswürdig machen müßte, die Liebe — das hoffe ich — wird das zu tragen vermögen, und hintennach wird sich ihr doch ein anderes, besseres Bild von mir gestalten: der Gesamteindruck meines Lebens.

„Was Sie von dem Aufhören der äußeren Verbindung zwischen Mutter und Sohn sagen, ist, menschlich genommen, allerdings betrübend. Aber im Herzen, vielleicht beiden selbst halb unbewußt, ist doch die alte Liebe ganz und voll. Nur das Bedürfnis trieb sie früher mehr hinaus. Das findet jetzt nicht mehr, auch künftig nicht mehr, ja noch weniger statt als in irgendeinem menschlichen Verhältnis. Aber die Liebe hört nimmer auf, wird nur edler, heiliger, seliger. Wie? Das werden wir erfahren. Aber Liebe ist Leben. Gott behüte Euch alle! —"

Manchem Leser dürfte es sich als ersprießlich erweisen, wenn wir uns miteinander bei den letzten vorstehenden Sätzen an die Worte im Evangelium des Johannes, Kap. 2, V. 4 und Kap. 19, V. 26 und 27 erinnern und sie vergleichend erwägen.

In demselben Briefe, einem sehr langen, hatte Hey vorher auch über andere Dinge sich ausgesprochen, das Beste — nach dem Vorbilde des göttlichen Waltens, in dem sein Herz anbetend lebte — bis zuletzt aufhebend. Das „Seid allezeit fröhlich, betet ohne Unterlaß", 1 Thess. 5, 16 und 17 war ihm in seinem geheimnisvollen und doch offenbaren Zusammenhang so sehr tägliches Pilgerbrot, daß der heilige Humor ihm treu blieb, der „in allen Dingen dankbar" zu sein (V. 18) auch versteht. So greift er denn auch wohl einmal die verschiedene Sprache und Aussprache des Thüringers und der Hamburgerin auf: „Eure Voraussetzung, daß das anfangende Winterwetter uns im Inneren, im stillen Zusammenleben desto vergnügter macht, fängt erst an in Erfüllung zu gehen. Noch bricht meine gute L. manchmal in einige kräftige Scheltworte über das Wetter aus; noch fängt sie zuweilen eine ordentliche Rede mit den Worten an: ‚Hör mal, ich will dir was sagen!' ‚Was?' frage ich dann, und sie sagt: ‚Ich mach das Wetter, den Winter u. s. w. nicht.'"

Derartige ergötzliche Verschiedenheiten mochte es ja viele für das Paar geben. Wenn dem Thüringer das nordische „mach" auffiel, so konnte die Hamburgerin dem „Dieringer" die stets nahe Gefahr des „mak" entgegenhalten. Jeder hat eben seine Weise im lieben, großen Vaterlande; es gilt auch hier das Wort: „Denn wo das Strenge mit dem Zarten, wo Starkes sich und Mildes paarten, da giebt es einen guten Klang", den Gott der Herr uns allewege behüten wolle! —

Der Trieb zu den Kindern rastet nicht. So schreibt er ein paar Tage später, nachdem er von einer Kirmes, die am vorhergehenden Tage in nächster Nähe stattgefunden, geäußert hat: „Gerade solch fröhliches Fest mahnt mich um so mehr an die menschliche Vergänglichkeit": „— — Ich weiß nichts zu schreiben, als daß ich einmal sehr viel — täglich — in die

Schule wandere; wenn ich nicht selbst alles in Gang bringe, so wird's nicht. Doch habe ich auch den Trost, daß ungeachtet der Arbeit, die ich aufpacke, die Kinder mir nicht gram zu sein scheinen. Sie sind immer sehr freundlich, aber ich auch musterhaft geduldig mit Schwäche und Unwissenheit; nur nicht mit Widersetzlichkeit und Lüge; auch fangen die nach und nach an, seltener zu werden. — —"

Daß er die Schablone nicht im Wappen trägt, zeigt sich auch, wo A. ihm erzählt hat von einer Predigt, die sie am 23. Sonntage nach Trinitatis über das Evangelium vom Zinsgroschen gehört und die ihr offenbar wenig gefallen hat: „Doch lassen Sie uns jetzt bedenken, daß es doch einmal notwendig ist, uns gerade vom christlichen Standpunkte über unser Verhältnis zum Staate zu verständigen, besonders in dieser Zeit. [Und in welcher Zeit nicht? möchte man ausrufen!]. Und wenn auch ich selbst allemal froh bin, diesem Sonntagsevangelium, wie jetzt wegen der Erntepredigt, zu entgehen, so muß ich doch die Weisheit der Auswahl anerkennen, die auch diesen Gegenstand berücksichtigt hat. Dazu ist ja eben das Doppelverhältnis: Staat und Kirche, wo eins durch das andere verherrlicht wird."

Wieder und wieder tritt uns, auch im folgenden Briefe vom 19. November, der Kinderfreund entgegen, der dennoch stets Zeit hat, seiner Hausehre alle kleinen Leiden und Übelstände weniger fühlbar zu machen, so daß sie wiederholt ihrer Freundin A. ihr Herz darüber ausschüttet, wie es keinen liebevolleren, treueren Menschen auf der ganzen Welt geben könne. Er erzählt derselben, wie er täglich in die Schule gehe und die Kinder singen und sagen lasse nach Noten, welche er zuhause mit einem thönernen Pfeifenstengel geschrieben. Und wenn dann einmal ein etwas hochnasiges Menschenkind, welches er darauf aufmerksam machen muß, daß man sich nicht in den Kirchen-

stand eines andern unbefugt hinaufdrängen dürfe, seinem Pfarrer zur schuldigen Dankbarkeit entbieten läßt: er werde hinfort weder zur Predigt noch zum Abendmahl kommen, dann läßt er in seiner „wahrhaften Betrübnis“ doch dem heiligen Humor sein Recht und schreibt: „Lächerlich war's doch, daß der liebe Gott nun mit Verachtung oder vielmehr seine eigene Seele mit ewigem Hunger gestraft wird, weil ich — ungezogen gewesen! Dagegen habe ich auch die Freude, daß die Gemeinde sehr gutwillig die Schulstube vergrößern wird; die Kinder haben gar keinen Raum.“

In demselben Briefe heißt es weiter: „Des Studenten Brief folgt anbei, den Luise schon neulich schicken wollte, ich aber zurückbehielt, weil der gottvergessene Mensch — — —!“

Die Gedankenstriche, die wir unserem Hey diesmal nachzeichnen, erklären sich nach authentischer Mitteilung des Dr. Otto Beneke, damals Studenten in Berlin, so: Dieser fragte den Onkel Hey in dem besagten Briefe, ob er ihn als Verfasser des Fabelbuches nennen dürfe.

Auf diese Frage hat der Onkel in einem noch erhaltenen Briefe geantwortet: „Da dieses Waisenkind nun einmal ohne Stammbaum sein Fortkommen in der Welt, sogar liebe Freunde und Beschützer gefunden hat, so wollen wir es auch ferner seinen Weg gehen lassen, ohne die Leute mit einem Namen irre zu machen, den sie doch nicht kennen. Ist das Büchlein auch glücklicherweise kein Kaspar Hauser, so giebt's doch fast so viele Meinungen über seine Herkunft, wie Rezensionen, und ganz gewiß weiß es die Berliner Kirchenzeitung, daß Text, Zeichnung, Druck alles von einer Hand ist. (!) Sie nicht, lieber Neffe, mögen den Urheber dieser Kinderei nennen; andere werden es schon thun; denn bekannt genug ist's.

Dazu schrieb aber die Tante Luise die Nachschrift: „Sage nur auf meine Verantwortung jedem, der's wissen will, daß das Fabelbuch von Hey ist!“

Am 1. Dezember spricht sich Hey über den „Briefwechsel bewährter Christen mit Jung Stilling“ aus, den er Sonntag Nachmittag zur Erholung gelesen. Er freut sich der Briefe, die aus der Bewährung, Erfahrung, Trübsal heraus geschrieben sind. Minder gut zwar erscheinen ihm „die zu großen Liebkosungen und Schmeicheleien, die sie alle dem trefflichen Jung machen“. Später spricht er sich über den „Merlin“ von Immermann aus, den ihm die Gothaer Freunde gesandt: „Das Immermannsche Märchen wird Euch schwerlich gefallen. Es behandelt die unklare Sage von Gral [und König Artus] und zwar — so scheint mir's — selbst unklar, zum Teil unschön.“ Karl Barthel sagt in seiner Nationalliteratur, 7. Aufl. 1866, Ähnliches.

Hey spricht weiter über einen Brief der Verwandten in Hamburg, die offenbar große Freude über den thüringischen Besuch vom Sommer laut werden lassen: „Gefreut habe ich mich und bin beschämt. Sie, Frau A., schrieben neulich einmal, daß ich wohl Gott zu danken hätte für so viele Liebe, die mir zuteil geworden. Gewiß ist das wahr und ich erkenne es auch. Es ist der Reichtum meines Lebens.“

Aber auch die Kehrseite des Gemeinlebens muß Hey zu seiner Prüfung hinnehmen. Am 4. Dezember schon heißt's: „Gestern haben wir sehr fleißig und still gelebt, natürlich abgesehen von den Bauern, die von nah und fern zu fragen und zu klagen haben. Manchmal wird mir wirklich schwer ums Herz, nicht um die Geschäfte, wohl aber über die Schlechtigkeit und den Jammer in einzelnen Familien. Man könnte sich wirklich wundern, daß der liebe Gott nicht mit dem Prügel dreinschlägt! Da gilt's recht in eine ferne, ferne Zukunft sehen, in der er alle diese ausgearteten Kinder zur raison bringen wird. Und noch wär's nicht möglich, wenn er nicht eben der starke und liebe Gott wäre, der weder die Kraft noch den

Willen je verliert, auch noch solchen Auswurf zu retten. Und — wenn man vor Tische mächtig auf die schlechten Leute losgezogen hat und nach Tische den vollen Magen und die Arbeitunlust fühlt, so merkt man wohl: der Unterschied ist auf Erden überhaupt nicht sehr groß, und wenn nicht der liebe Gott wieder das Beste an uns gethan hätte durch Erziehung und Verhältnisse, wer weiß —?! —"

Wer steht nicht mit Freuden an diesem lebendigen Strom pastoraler Weisheit, die nie vergißt den eigenen Schaden klar zu besehen und offen aufzudecken? Und wie gerecht wird da das Urteil! So kann's uns denn nicht wundern, wenn der nach den Küsten einer übernatürlichen Welt den Kurs zu richten von Jugend auf Geschulte fortfährt: „Gestern habe ich den Briefwechsel mit Jung Stilling fertig gelesen. Es ist viel Eigentümliches, auch Wunderliches darin; — aber dennoch ist der Ernst, die schlichte, feste Frömmigkeit der Leute überaus rührend und ehrfurchtgebietend. Wollte Gott, wir dürften uns solches Sinnes rühmen. Fragt doch Euren Papa, ob er etwa Stillings ‚Heimweh' habe; das möchte ich gern lesen."

Die Antwort war dennoch einem Dämpfer gleich. Zwei Tage später folgt eine Rechtfertigung, die noch mehr beibringt: „Es ist noch eine lächerlich-betrübte Geschichte zwischen ein paar Eheleuten, die mir zu schaffen macht; heute will die Frau geschieden sein und der Mann nicht, morgen umgekehrt. Das ist aber nur die zweite Haushaltung zu der obigen. Sonst sind mir meine Bauern lieb und wert; und manchmal bilde ich mir ein, es wäre ordentlich ein besonderer Einfall vom lieben Gott, daß er mich hierher geschickt hat! Da freue ich mich an der Schule, an den Kindern, die ganz Ohr und Glaube sind, wenn ich ihnen biblische Geschichte erzähle, die sie in kindlicher Einfalt und Herzlichkeit, zwar mit einem ‚und da' nach dem anderen, aber zum Teil ganz geschickt aufschreiben. Da freue ich mich

noch mehr, wenn ich denke, etliche sehr verwahrloste und unglückliche Kinder nun bald auf dem rechten Wege zu haben. Da freue ich mich dann wieder zuhause, wie gerade in diesen Tagen, wenn sich die Leute zum heiligen Abendmahl anmelden und ich ganz in der Stille hie und da ein Wort zur Warnung reden kann und es zu Herzen zu gehen scheint. Scheint; denn der liebe Gott wird schon seine Zeit wissen, wo es wirklich wird. So viel meinen Bauern zur Ehrenerklärung."

Wer möchte nicht bei solcher seelsorgerischen Kindeseinfalt an die Verse des Propheten Jeremia 31, 18—20 erinnert werden? — Solchem Gemüte mußte der Stillingsche Briefwechsel Frucht bringen. Dennoch überschätzt Heys klares Urteil auch diesen nicht: „Von Stilling selbst ist daraus nicht viel zu erfahren, auch vom inneren Leben nur der Widerschein verwandter edler Seelen. Um derer willen — Lavater, Moser, Pfeffel, Sailer, Frau v. Krüdener u. a. — ist es mir merkwürdig."

Anderseits blickt er wieder an dem trefflichen John hinauf, wenn er schreibt: „Heute haben wir ein schönes, stilles, fast weniger Buß- als Festtagsleben geführt. Nächsten Sonntag gehen wir zum heiligen Abendmahl; schickt doch Luisen auf einige Tage Johns Kommunionbuch!" In den thüringischen Landen ist, wie in Württemberg, am Freitag nach dem 1. Adventsonntag Bußtag, bis die evangelische Kirche ganz Deutschlands endlich einmal — einen gemeinsamen Buß- und Bettag hat. Was Gott bald geben wolle! —

Wie uns aus jenen Zeiten berichtet wird, wurde Sachsen-Gotha von Mitte November 1833 bis Ende Januar 1834 wiederholt von heftigen Stürmen heimgesucht, die viel Unheil anrichteten. So war es besonders auch am 7. Dezember, so am 9.; am letzteren Tage legte bei dem Sturm eine Feuers-

brunst in Gräfentonna sieben ansehnliche Wohnhäuser nebst Zubehör in Asche, außerdem den Kirchturm, sowie die sämtlichen Wirtschaftsgebäude des Herzoglichen Kammerguts. Zwei Tage zuvor brach am Sonnabend Abend in Ichtershausen Feuer aus und wurden 16 Wohnhäuser mit vielen Nebengebäuden ein Raub der Flammen, 21 Familien obdachlos. Man darf sich ja zwar nicht die großen stattlichen Räumlichkeiten eines norddeutschen Bauernhofes denken. Lassen wir unseren Hey kurz berichten:

Am 8. Dezember (2. Adventsonntag) früh: „Gern möchte ich dieses Blatt recht bald in Eure Hände bringen, um Euch wissen zu lassen, daß die Feuersbrunst gestern Abend uns persönlich weder betroffen, noch auch nur bedroht hat, daß wir wohlauf und dankbar gegen Gott sind, daß meine Luise mich durch ihre klare Besonnenheit und Festigkeit recht erfreut hat. Ihre einzige Sorge drückte sich in der Ermahnung aus, daß ich mir keinen Schaden thun solle. Wie wir, Gustav Ludwig und ich, nun weg waren, da hat sie wohl auch etwas Angst vor dem Feuer gehabt, dessen Gang sie nicht beurteilen konnte, hat aber um Lenes (der Magd) willen ihre Sorge unterdrückt, hat freundlich aufgenommen was kam, und sich fast betrübt, daß nicht noch mehr Abgebrannte hier bei uns Zuflucht gesucht. Doch nicht von uns allein will ich reden. Das Unglück ist groß genug. Ich denke, es mögen 18—20 Häuser abgebrannt sein, meist von Ärmeren, wie überhaupt die hiesigen Einwohner sind; doch hat's namentlich weniger Ackerbesitzer und gefüllte Scheuern betroffen.“

Hey erzählt nun den näheren Hergang vom Anfang an, insonderheit wie das Feuer auch in die letzte Gasse gedrungen, wo die Witwe seines Vorgängers wohnte, ohne diese selbst zu erreichen, wie er zuerst vom Ausräumen abgeraten, dann aber nach besten Kräften dabei geholfen habe. „Dazwischen“, schreibt

er, „gingen wir nachhause, um L. zu beruhigen, dann später unter gewaltigem Regen wanderten wir mit Schnaps und Brot umher.“ Es war gewiß eine außerordentliche Ausnahme im außerordentlichen Falle, daß Hey Schnaps umhertrug! „In Versorgung der Abgebrannten“, schließt er, „werde ich weniger als in Töttelstedt eintreten können, da hier eine Behörde ist. An jene Nacht in Töttelstedt habe ich viel denken müssen.“

Und am 10. wieder: „Viel Dank für Teilnahme und Sorge um uns! Es thut doch gar zu wohl, wenn man über ein Stück schmutziges Weges hin liebe treue Herzen weiß, die wenigstens mit ihren Gedanken uns umschweben, sich mehr um uns kümmern, als wir selbst.“ Dies war gewiß buchstäblich richtig und wahr sans phrase. Nachdem Hey nun für bereits eingetroffene Gaben gedankt, schildert er eingehend die Not einzelner und fährt fort: „Lieber Perthes! Könntest Du wohl bei Engelhardts fragen lassen, wie wohlfeil sie uns 30—40 Gesangbücher geben würden; dergleichen schickt ein paar neue Abc-Bücher, auf meine Rechnung! — — Grämt Euch nicht um uns, wir sind frischauf!“

Seine Luise fügt eine Nachschrift bei: „Aus obigem Briefe siehst Du, liebe A., daß mein W. wohlauf und heiter ist — ein wahres Wunder; ich erwartete sicher, daß die große körperliche Anstrengung, mit solcher Gemütsbewegung verbunden, auf seine ohnehin nicht allzu feste Gesundheit nachteilig wirken würde. Doch es scheint nicht so; der liebe Gott wird ferner helfen! Welche Sorge ich um den lieben Mann am Sonnabend gehabt, kannst Du denken; bei seiner Lebhaftigkeit, seiner Selbstaufopferung hatte ich gewiß auch allen Grund; doch habe ich sie ihm nicht gezeigt. — — Das weiß ich aber, daß diese schrecklichen Tage mir noch lange im Gedächtnis bleiben werden. Jetzt erfährt man erst nach und nach recht, wie groß das Unglück so vieler einzelnen ist; den ganzen Morgen habe ich eine

Leidensgeschichte nach der anderen gehört; ach man möchte so gern helfen und kann doch so wenig thun! Danke Luise Agricola vielmal für das Gesandte; ich habe gleich von den kleinen Sachen dahin verschenkt, wo das kleine Kind nur mit dem Hemde gerettet war. Gestern Morgen hatten wir einen zweiten Schrecken: W. und ich waren noch zu Bette, wie aufs neue die Sturmglocke geläutet wurde; wie der Wind war ich an allen Fenstern der vier Hausseiten; aber es war ein blinder Lärm; es war wieder ein Stall in Brand gekommen, der durch die noch anwesenden Spritzen gleich wieder gelöscht war. Heute Nachmittag ging ich zu Frau H., die ganz den Kopf verloren hat; da rauchte es noch auf einigen Stellen. Gottlob, daß der Wind sich gelegt hat; der starke Sturm hatte wirklich etwas Schauerliches. — — Mir ist ganz wohl, heute nur etwas mattherzig; es ist mir so ganz neu, so viel Elend in der Nähe zu sehen; es drückt mich, nicht mehr für die Leute thun zu können, möchte überhaupt lieber, sie wendeten sich mehr an W.; er und ich haben diesmal die Rollen gewechselt: er ist bedächtig, und ich will gern schnell vorwärts. Heute war Austeilung von Lebensmitteln, wo 97 Personen doch wenigstens für einige Tage etwas bekommen haben; morgen schlachten wir, da giebt es Würste und Kesselsuppe für viele."

So sehen wir denn, wie die Hamburgerin, der in den kleinen Verhältnissen durch ihre Lebensführung die Berührung mit den Elenden unter den kleinen Leuten so recht handgreiflich nahe gerückt ward, sich in ihrem gegenwärtigen Beruf zurechtfindet, während ihr sonst in seiner Beweglichkeit noch seinem eigenen Geständnis leicht hastiger Ehewirt, wo es not ist, auch die innere Ruhe sich nicht stören und trüben läßt. Er schreibt am 12. Dezember:

„Wir wollen nun am nächsten Sonntag das heilige Abendmahl nachholen, das für den vergangenen bestimmt war. Luisen

ist es nicht ganz recht wegen der fortwährenden großen Unruhe. Aber es geht nicht gut anders; dazu kann bei der äußeren Störung ja das Herz recht wohl aufwärts sehen. Mahnung dazu haben wir kräftig genug." Weiter spricht er von schwierigen Aufgaben, die ihm eine arme Person mit krankem Gesicht stelle, welche im Hirtenhause mit sieben anderen in einer Stube sei und vom Polizeirat Eberhardt in Gotha untergebracht werden solle, und ferner eine verbrannte Frau, deren Zustand bedenklich sich gestalte, endlich die Besorgung einer ausreichenden Zahl von Gesangbüchern und anderes. Dann fährt er fort: „Sagen Sie mir doch, Frau Agnes, wo ich meine eigene kleine Person je nicht genug in acht genommen habe, daß Sie meine Luise noch in ihrer vormundschaftlichen Sorgfalt bestärken? Noch dazu bin ich gar nicht ins Feuer gekommen, sondern dahinter bei der Bagage der Frau Superintendent Kehl gewesen. Heute war die Tochter hier und erbot sich sehr freundlich, L. zu helfen. So haben wir uns doch auch Wohlwollen von dieser Seite erworben."

Also immer Freude und Dank, demütige Selbstverleugnung und Anerkennung jeder Regung guten Willens und Entschlusses von anderer Seite. Und wenn unser Freund am 13. Dezember schreibt, daß am Tage zuvor ihm nicht ganz wohl gewesen sei, wozu etwas auch „eine trübselige Verhandlung" beigetragen haben möchte, so lesen wir schon vom 15. folgendes ehrliche Geständnis:

„Möchte Gott mir nur zu dem guten Willen, den ich habe, immer den rechten Verstand geben! Dieser Tage haben wir oft davon gesprochen, ob ich nicht bei allem Wohlmeinen oft zu hart bin, nicht auf milderem Wege das, was not thut, dennoch erreichen könnte! Dazu wird er mir wohl meine Luise gegeben haben."

Wie tief beschämend für viele seiner Berufsgenossen — die-

ses demütige Bekenntnis eines so warmen, an Liebe und Treue so reichen Herzens! — An eben diesem Tage (3. Adventsonntag) hatte er mit Luise das heilige Abendmahl empfangen, also auch Besuch gehabt wohl von mehr als einer Seite, wie wir oben sahen. Gepredigt hatte er aber selbst. Da schreibt er denn abends gegen 10 Uhr:

„Die Unruhe ist vorüber, der Tag fort und der Besuch. Ich möchte nicht gern wieder eine Brandpredigt halten. Es war freilich nicht wie das Töttelstedter Unglück [wo eben auch die Kirche zerstört ward]; aber betrübt ist's doch. Indes ist das des lieben Gottes Sache; und giebt er etwas zu thun, so giebt er auch die Kraft. In der Kirche waren sehr viele Leute. Die Bauern der Nachbarorte hatten sich daheim ausdrücklich frühen Gottesdienst ausgebeten, um zur rechten Zeit hier zu sein. Es ist für die Bauern so etwas eine Art Schauspiel. Aber sie sind auch wirklich gerührt. Wir haben in der Kollekte an den Thüren über 10 Thlr. eingenommen. [Ichtershausen zählte damals lange nicht, wie jetzt, 1800, sondern nur 800 Seelen; und gerade in jenen Tagen hatten ja manche nichts zu geben; da halfen denn die Nachbarn der Kollekte auf.] Dieser Ertrag wird für die Abgebrannten verwendet und zwar, wenn uns das Konsistorium kein anderes Geld giebt, zu Gesangbüchern. Sei deshalb so gut, lieber P., und nimm auf Rechnung noch 15 Gesangbücher klaren Drucks, 4 groben Drucks, alle in Lederband, aber sonst so wohlfeil wie möglich! In der Kirche sind gewiß die Abgebrannten alle gewesen, die nämlich überhaupt dahin zu gehen gewohnt sind. 4 Familien von ihnen gingen mit zum Abendmahl, obgleich ich natürlich es jedem früher Angemeldeten freigestellt hatte, zurückzutreten. In den ersten Tagen gewiß wird die Austeilung geschehen."

Bald darauf kam von Wilhelm Perthes die Nachricht von ernsten Umständen seiner Agnes. Die Wege waren bei an=

haltendem Unwetter zu schlecht, als daß Luise ohne Lebensgefahr sich aufmachen konnte. „So hilft denn nichts", schreibt Hey am 19., „als stille sein und Gott vertrauen, Ihn zu bitten, daß Er helfe." Und als am 20. weitere Nachricht von getäuschter Hoffnung kam, schreibt er: „Nächstens, will's Gott, kommen wir. — — Will's Gott; das müssen wir ja recht sagen, denn wie oft wird's anders, als wir gedacht! Was Gott thut, das ist wohlgethan — daran laßt uns festhalten. Was wäre es, in guten Tagen vertrauen? — In bösen soll sich der Christenmut bewähren. Wir wollen alle zu Ihm beten; Er wird helfen! —" Am 22. (Sonntag): — — „Daß Agnes schon wieder nach uns gefragt hat, erfreut mich. Wir denken Euer täglich und stündlich. Gott gebe es immer zum Bessern und gebe der Armen, die soviel Schmerzen umsonst getragen, doch recht ergebenen frommen Sinn, daß sie auch diese Prüfung, wie die früheren noch schwereren, christlich bestehe. — —" Und am 23: „Mit meinen Gedanken in die Ferne zu gehen, war mir heute nicht viel Zeit gelassen und der lieben L. ebenso wenig. So viel war noch mit den Abgebrannten zu thun und für mich auch einige Aufgaben der Geduld und Selbstüberwindung. Noch muß ich Korn, Gerste, Erbsen, Stroh 2c. auf dem Papier verteilen, damit es morgen in der Wirklichkeit geschehe. Also nur noch den herzlichsten Gruß zum Feste! Sei Gott, sei Christus mit Euch!"

Am 2. Christtage, den 26., hatte Hey nicht selbst gepredigt, sondern der Kandidat Möller von dort. Schon vor 14 Tagen hatte er gesagt: „Meine schöne Weihnachtspredigt am 2. Festtage habe ich Armer Herrn M. abgetreten. Aber ich bin doch verpflichtet, ihn einmal zu hören." Es war eben des Superintendenten amtliche Aufgabe. So sagt er denn: „Die hiesigen Herrschaften wollen auch nicht toujours perdrix!" Abends schreibt er: „Am 24. war ich von früh an mit Arbeit über-

häuft und so recht in meiner Hastigkeit drin, daß ich einen förmlichen dummen Streich machte, daraus Widerwärtiges genug entstehen kann; doch hoffe ich es unterlaufen zu haben. Selber muß ich dazu sagen: auch der dumme Streich ist gut; denn ich bin ganz stracklich von der Höhe meiner Einbildung heruntergestiegen und habe viel mehr Geduld mit den Schwächen anderer, als einen Tag vorher. Gestern war's nun viel der Arbeit, zumal da ich vorher nicht gut geschlafen. Aber das Fest brachte seine Kraft mit sich. Heute hatte ich einen guten Tag und Möllers Predigt, die mir eigentlich sauer genug wurde, hat mich doch von Herzen gefreut, da sie so christlich, herzlich und einfach war. Dann das schöne Organ, das er gewiß noch schön ausbilden wird. Wie froh hätten wir diese Tage feiern können, wenn nicht bei Euch die Trauer eingekehrt wäre!"

Am 28. durfte Hey den Freunden für gute Nachrichten danken. „Und vielfachen Dank dem lieben guten Gott, der Euch ein wohl stilles, aber doch trostreiches Fest gegeben hat! Er wird ferner helfen. Daß Du, l. P., nicht in die Kirche gekommen bist, war wohl natürlich; die Leidenden, die Liebsten pflegen ist auch ein Gottesdienst, der dem Herrn wohl gefällt. Wir haben gestern den Jahrestag unserer Hochzeit ganz still und doch sehr froh hingebracht. Die Sorge ging freilich nebenher und auch der Ernst; denn ich hatte eine Beerdigung. Als ich nachhause kam, fand ich Credner; er läßt herzlich grüßen, sieht sehr wohl aus und ist überaus eifrig in seinem Amte; obgleich wir jedesmal in Streit geraten."

Auch am 29. waren günstige Nachrichten über Agnes' Befinden eingelaufen. So durfte denn unser Hey zum Jahresschlusse am 30. schreiben: „Nun wird es immer besser gehen, so laßt uns zu dem lieben Gott hoffen, der wohl schlägt, aber sich auch wieder erbarmt! Laßt uns denn wohl aus der Ferne, aber von ganzem Herzen verbunden in alter, treuer Liebe in

die neue Zeit eintreten, und möge wieder und immer der liebe Gott helfen, daß wir immer besser, in seinem Willen geduldiger, seiner Vatertreue getroster werden!"

So weit, bis zu diesem guten Wunsch zum neuen Jahre, der sehr knapp gemessene Auszug aus dem Briefwechsel des Paares W. und L. Hey von dem einen Jahre 1833 mit dem ihnen engst verbundenen und geschwisterlich vertrauten Paare W. und A. Perthes. Für das Vorstehende, wie für das Folgende bittet der Verfasser den geneigten Leser, den Weisheitsspruch aus den „jüngsten Mailiedern" Fr. Rückerts, der ihn bei dieser Arbeit stets, wie sonst oft im Leben, begleitet, zu beherzigen:

„Von Unbedeutenden bedeutet Bedeutendes nicht viel,
Viel von Bedeutenden bedeutet ein unbedeutend Spiel."

An jenen Auszug schließen wir — zugleich eben damit einen hübschen Übergang zu dem 2. Teil der Heyschen Fabeln zu gewinnen, dessen Entstehen uns demnächst beschäftigen muß — eine Probe des Briefwechsels unseres Hey mit einem Kinde an, dem uns schon bekannten dritten Kinde von W. und A. Perthes, der am 21. März 1824 geborenen Clotilde. Wir greifen zwar der Zeit nach etwas zurück; doch der Kinderfreund hat es um die Kinderwelt seines Volkes verdient.

Während der ersten ihm so einsamen Monate in Ichtershausen sehnte sich Hey gewiß sehr nach den lieben Kindern in Gotha, die er längere Zeit täglich um sich gehabt, besonders nach Clotilde, die bei seiner Übersiedelung von Töttelstedt nach Gotha in demjenigen Lebensjahre stand, wo gerade am lieblichsten der Verkehr mit einem Kinde ist: im vierten.

Er schreibt nach einem der ersten in jenen Monaten häufigen längeren Besuche im Hause ihrer Eltern am 21. Juni 1832 sofort nach der Heimkehr:

„Meine liebe Clotilde! Heute muß ich an Dich schreiben; denn ich habe eine ganz besondere Bitte, die ich Dir vortragen

will: doch daran kommt es noch nicht; ich muß erst meine Reise [zu Fuße mit dem getreuen Hunde Mohr von Gotha zurück nach Ichtershausen] erzählen:

„Wie ich aufwachte, war es nach 3 Uhr. Freilich hätte ich gern noch ein paar Stunden geschlafen; aber der Himmel sah so trübe aus; ich dachte, es würde wohl bald anfangen zu regnen; da wollte ich lieber erst einen Vorsprung gewinnen. Als ich sachte hinunter ging, da war mir's, als ob eine gewisse Clotilde weinte. Armes Kind, wenn Du vielleicht die Nacht durch Zahnweh gehabt hast, und auch Deine armen Eltern, wenn sie haben mit Dir wachen müssen! Doch ich will lieber denken, ich hätte nicht recht gehört. So ging ich denn um halb vier fort und vergaß nicht etwa die schönen Lebensmittel, trocken und naß, die mir Deine gute Mutter zurecht gelegt hatte.

„Aber jetzt hätte ich bald etwas vergessen, nämlich Mohrs Abschiedsgruß, den er mir ganz besonders aufgetragen hat. Ihr sollt es doch ja nicht übel nehmen, daß er so auf einmal fortgegangen ist, ohne erst Euch allen sein Kompliment zu machen und für die viele Freundlichkeit, gute Bissen, Schläge, und was Ihr ihm sonst zugute gethan habt, schönstens zu danken. Er bittet sich aus, daß Ihr ihn nächstens einmal besucht; da will er alles nach seinen Kräften gleichmachen und Euch seinen ganzen Haushalt zeigen. Daß er so schnell fortgegangen ist, läßt er Dir sagen, kam daher: es dauerte ihn, daß ich so allein gehen sollte; auch hatte er gehört — ich weiß nicht von wem, vielleicht von der Dohle —, daß es in Ichtershausen auch recht hübsch wäre; da wollte er 'mal zusehen, wie es sich auf dem Lande lebte.

„Also wie ich aus dem Gitterthor trat, war er noch schneller draußen und sagte — in seiner Sprache, die man aber gar wohl verstehen kann —: Ich geh' auch mit! Da ant-

wortete ich: Meinethalben; der Weg ist breit genug für uns beide! Da hättest Du nun sehen sollen, wie er an mir in die Höhe sprang vor Freuden, aber nicht zum Vorteil meines blauen Rockes. Doch für diesmal ließ ich's mir gern gefallen.

„Nun sprang er lustig voraus. Nur wo eine Querweg kam, blieb er stehen und sah zu, ob ich etwa umwenden wollte nach dem Verwahrungshause zu oder oben beim Siechhof. Ich aber fürchtete noch immer, er möchte plötzlich einmal für sich allein umwenden und spornstreichs nachhause laufen. Darum redete ich auch manchmal mit ihm, wollte ihm auch ein Stückchen Butterbrot geben; aber er ließ gleich den ersten Bissen liegen. Vermutlich dachte er: Jetzt kann man noch nicht essen; wir wollen erst noch ein Stück Weges gehen; dann schmeckt es besser.

„Vor der Sieblebener Kirche hatte er einen großen Schrecken. Da waren auf dem Acker eine Menge Tiere mit langen zottigen Haaren und ernsthaften Gesichtern. Er mochte sie wohl für Löwen halten und leider waren sie nur in ein niedriges holzernes Geländer eingesperrt, über welches so ein Löwe leicht springen kann. Ich suchte ihn zwar zu beruhigen und sagte: es wären bloß Schafe. Aber er meinte: Besser ist doch besser, ging auf die andere Seite der Chaussee und ließ den Schwanz hängen, damit sie nicht den weißen Büschel sehen und Appetit danach kriegen möchten.

„Eine Viertelstunde hinter Siebleben verließ ich die Chaussee. Bis dahin hatte ich immer noch gefürchtet, er möchte umkehren. Er sah zwar verwundert aus, daß ich so ins Feld gehen wollte, da ich ihn erst kurz vorher ausgezankt hatte, weil er einer Lerche nach über ein paar Acker lang gelaufen war. Doch er dachte, ich müßte es besser verstehen, und lief ganz fröhlich in dem nassen Grase.

„Manchmal aber wandelte ihn eine Zärtlichkeit an; er um-

klammerte mein Bein oder den Regenschirm oder sprang an meinem Rücken herauf bis fast an den Kragen. Der Rock wurde nicht schöner! Nun fing es auch an zu regnen. Es wurde mir einigermaßen beschwerlich, den Schirm zu tragen und beide Rockschöße in die Höhe zu nehmen, da zumal die Taschen ziemlich schwer waren. Doch der Regen ging bald vorüber.

„Kobstedt war das erste Dorf, in das wir kamen; da hatte Mohr wieder seine Sorgen. Teils kamen ihm die Bauernhäuser so seltsam vor, daß er sich dicht an mich drängte, obgleich kein Mensch herauskam; hernach aber liefen ihm ein paar Hühner über den Weg; die sah er so bedenklich an, als wären es Adler. Habt Ihr ihn denn noch nie mit den Hühnern in der ‚Stadt Koburg' Bekanntschaft machen sehen? Er stellte sich an, als kennete er solche Geschöpfe gar noch nicht. Doch eben deshalb blieb er um so näher bei mir; ich war sein Heil und Trost.

„Nun begegneten uns auch Leute, mit denen er gern ein Wort reden wollte; aber sie machten sich nichts aus ihm; auch Wagen; doch er bellte sie nicht an. Sehr viele Betrachtungen stellte er über einen Pflug an, der häßlich knarrte. Aber ganz unbegreiflich war es ihm, als ein junger Bursche, der ein Pferd führte, auf einem Blatte blies! Da nahm er einen weiten Umweg.

„Um 6 Uhr war ich bei Apfelstedt; der Fußweg geht außen hin. Eine Viertelstunde nachher stieg ich die Höhe von Kornhochheim hinauf. Der Himmel war ziemlich hell, und die Aussicht auf die Gleichen und die schönen Dörfer Apfelstedt, Wandersleben und andere erfreute mich recht. — — —

„Bei den schönen Linden vor Kornhochheim jagte Herr Mohr eine Anzahl Schwalben herum; und wenn er Flügel gehabt hätte, so hätte er vielleicht eine gefangen. Nun kamen sie gerade noch zu rechter Zeit davon. Ich aber drohte ihm mit

Schlägen, weil er nicht gehört hatte, als ich rief. Eine Zeit lang folgte er nun auch ganz ordentlich und kam gleich hinter mich, wenn ich nur du!! sagte. Aber eine halbe Stunde nachher, vor Thörey, hatte er seine guten Vorsätze vergessen und jagte etlichen Lerchen so weit nach, daß ich ihn gar nicht mehr sah. Als er dann wiederkam, erhielt er seine Strafe; doch war sie gnädig — nur mit dem Regenschirm.

„Von nun an betrug er sich sehr anständig, um sich in Ichtershausen, dem wir nun schon nahe waren, einen guten Namen zu machen. Um halb acht Uhr waren wir auf unserem Hofe, wo es ihm wohl zu gefallen schien. E.s Gänse, die da waren, ließ er ruhig gehen; aber sowie er die schöne Superintendent-Katze gewahr wurde, fuhr er gewaltig auf sie los. Sie war die klügste und gab nach. Ich glaube, nun wird es ihr bei uns nicht mehr wohl gefallen.

„Nun wollten wir ins Haus, Mohr zuerst. Aber das ging nicht so leicht. Die Thür war geschlossen. Als ich wieder über den Hof ging, um durch den Garten hineinzukommen, erschien Martha und tröstete mich damit, daß sie auch nicht hineinkönne. Sie hatte nämlich die Schlüssel drinnen gelassen und beim Hinausgehen war ihr die Gartenthür zugeschnappt. Ein hübscher junger Mensch vom Nachbar E. stieg mit der Leiter auf den Gang und machte uns dann auf.

„Mohr war zuerst etwas ängstlich und folgte mir auf Tritt und Schritt nach. Ich habe das Behältnis unter der Treppe zu seiner Wohnung bestimmt. Da soll er Bretter und Stroh hineinbekommen, damit er nicht auf den Steinen gar zu hart liegt. Er hat mit bestem Appetit zwei von den Butterbroten gespeist, die ich mitbekommen hatte; ich selbst habe die beiden anderen gegessen. Bischof hat er nicht gewollt, sondern sich an Wasser erquickt.

„Auch im Garten ist er gewesen und hat sich etlichemal

auf der Frau Superintendent Kehl Pflanzenbeeten gewälzt; das werde ich künftig nicht leiden dürfen. Dann ist er auf meine Stube mitgegangen und hat sich sehr über meine Fußdecke gefreut, die er von sonst her kannte. Er legte sich sogleich darauf unter den Schreibtisch. Ich habe sie ihm aber lieber hinter den Ofen gelegt; da hat er bis jetzt fast immer geschlafen; es ist eben 12 Uhr.

„Doch das muß ich noch erzählen: er ist mit im Kuhstall gewesen und eifersüchtig auf die Kuh geworden! Denn wie ich diese zwischen den Hörnern kraute und sie sich das gern gefallen ließ, da knurrte er so sehr, daß sie darüber erschrak. Sie ist rot mit einer Blässe auf der Stirn. Gestern Abend hat sie zwei Kannen Milch gegeben. Wie viele Tassen Molken macht das? — Nun zu meiner Bitte:

„‚Sei ja bis Sonnabend Nachmittag recht frisch und munter, damit ich nicht die schöne Aussicht bei Kornhochheim allein sehen muß oder gar nicht! Willst Du? Grüße Bernhard und Marien, sage Marien, daß vielleicht heute Nachmittag eine Glucke mit Küchelchen kommt! — — Dein W. Hey‘.“

Wir sehen, wie vertraut Hey in und mit den Kindern lebt und zugleich, wie er auf das Leben der Tierwelt achtet und eingeht und — was die Hauptsache — wie es ihm zur zweiten Natur geworden ist, die Kinder auch dazu anzuhalten, damit das poetische Leben der Natur, der tiefe Sinn der Kreatur sie ergreife und festhalte, — die beste Vorbereitung auf das Verständnis des Artikels von der Schöpfung und demnächst auf das, was dem folgt. Individualisieren ist doch die notwendige Grundlage aller wahren Erkenntnis; viel blauer Dunst in unserer Zeit kommt daher, daß man diese feste Grundlage vergessen, die Gott Selbst uns in Seinem Worte giebt und zeigt.

Und wie giebt sich unser Freund an andere hin, zumal an seine Lieblinge, die lieben Kinder! Nach dem vierstündigen

Marsch in der Frühe findet er seine Erholung darin, vor Mittag sogleich dem Herzenskinde zu schreiben, sehr ausführlich und doch kurzweilig; am Schlusse des Briefes, den wir nicht mitgeteilt haben, ersehen wir zugleich, wie er auch von Ichtershausen aus fortfährt, soweit möglich, seinen Zöglingen in Gotha unterweisend fortzuhelfen. Wenn dann später ein Hauslehrer für diese gefunden ward, so konnte ein Hey nicht ersetzt werden.

In einem Brieflein ohne Datum (wahrscheinlich im Oktober 1832) schreibt er:

„Liebe gute Clotilde! Notwendig muß ich Dir einen Brief schreiben und Dich feierlich zur Kirmse einladen. Ich höre zwar, Du seiest nicht recht wohl. Aber wenn Du diesen Brief erhältst, bist Du wohl lange schon gesund oder wirst es mir zu Liebe und weil Du siehst, wie notwendig Du hier bist.

„Mußt Du nicht den Sonnabend Ordnung machen helfen? Ach große; denn die Unordnung geht darüber hinaus. Worüber denn? — Ferner sollst Du Sonntag nachmittag backen helfen und nachher auf der Kirmse essen.

„Sieh zu, was Du thun kannst! Lieb habe ich Dich doch, wenn Du auch nicht kommst und gar die anderen dort bleiben müßten. Aber wie viel lieber erst, wenn Ihr alle zusammen aus der Kutsche steigt und Mohr und ich Euch feierlich empfangen! Herrn Bernhard und Fräulein Marie meinen Gruß! — Es giebt auch noch Weintrauben. Aber die müssen geholt werden. Lebewohl! —"

Der zweite Teil der Fabeln erschien bekanntlich vier Jahre später als der erste. Hey schreibt an Friedrich Perthes am 1. Juni 1837:

„— — — Auf das Fabelbuch vorne meine ich etwa folgende Gedanken: Die Tiere sehnen sich von der Schöpfung her nach dem Menschen, sind ihm zugethan, suchen seine Liebe, seinen Schutz, befreunden sich gern schon dem Kinde; so hier.

Das würde wieder seine 12 Zeilen geben und unten etwa im Halbkreis einen fröhlichen Schöpfung-Morgen, jedoch ohne die lieben ersten Eltern, die nicht gut repräsentabel sind. Der Schlußtitel würde dazu die Anwendung liefern: ein Kind vor seiner Thür Futter spendend, freilich nicht an die ganze Schöpfung, doch an Schwalbe, Spatz, Taube, Ziege, Lamm, Spitz u. s. w., wieder mit den obligaten 12 Zeilen. Ich will die Sachen nächstens machen und schicken. Denn eher wird Freund Speckter doch nichts daraus nehmen können. Haben Sie einen besonderen Gedanken, so teilen Sie mit! Sonst soll es mit diesem schon gehen. —

„Ihren lieben Hausgenossen, namentlich auch dem lieben Gast aus Berlin Franz Encke unseren freundlichsten Gruß; ich freue mich sehr darauf, Malchen wiederzusehen. Möchten wir hoffen dürfen, daß einmal ein Konversations-Wagen Sie mit allen 14, d. h. ein ganzes Mandel, hierher brächte; vielleicht geht doch einmal ein Besuch nach Elleben; da liegen wir auf dem Wege. Ihrer lieben Frau verspreche ich auch, daß ich vor der einzigen Untugend, die ich nicht habe, der Streitsucht, mich etwas besser in acht nehmen will. — —“

Auf einem Zettel finden sich die je 12 Zeilen, die in Aussicht gestellt waren. Vorne:

Gott im Himmel gab nach Seinem Gefallen
Ein fröhliches Leben uns Tieren allen,
Daß wir laufen und fliegen, springen und hüpfen,
Auf Ästen uns wiegen, in Höhlen schlüpfen.
Aber zum Herren hat Er zuletzt
Den Menschen uns allen vorgesetzt.

Drum ruft uns der nur mit unsren Namen,
Da kommen wir schnell, die wilden und zahmen,
Und halten ihn allesamt hoch in Ehren
Und lassen von ihm uns weisen und lehren.
Mag auch mit uns spielen ein liebes Kind,
Da sind wir gar lustig und kommen geschwind.

Hinten:

Seht ihr, wie das Kindlein thut?
Meint's mit allen Tieren gut,
Mag nicht essen so allein,
Ladet sie zum Frühstück ein.
Da kommen sie geputzt aufs beste,
Sind gern des lieben Kindleins Gäste.

Macht's ihr andren ebenso!
Seid dann hundertmal so froh.
Tierlein alle, groß und klein
Mögen gar gerne bei euch sein,
Thun euch nimmer was zuleide,
Machen euch wohl große Freude.

Am 29. Juni schreibt Hey an den alten Herrn: „Hier, mein teurer Freund, die Fabeln, aber leider 11 zuviel. Die Aufschrift des Umschlags zeigt, daß Sie zur Auswahl 58 nach Hamburg geschickt haben; eine: Bär und Klotz, habe ich zurückgezogen; vier: Elefant, Windhund und Dachshund, Löwe und Hund, Seehund und Möwe hatte Freund Speckter nachbestellt. Nun weiß ich nicht, welche unter den 61 er zurückgeschoben hat. Diese werden Sie Sich doch erst angeben oder vielmehr, um sicher zu gehen, schicken lassen müssen, ehe es zum Drucken kommt.

„Ich habe noch einmal durchgesehen, hie und da gebessert und denke, wir wollen bestehen. Wenigstens — und dies ist unser Vorzug vor den anderen, auch vor Güll — sind die Gegenstände alle neu. An den Anhang soll es sogleich gehen.

„— — Ja, wegen des Titels der Fabeln. Es bleibt bei der früheren Verabredung: Noch fünfzig Fabeln gezeichnet von Otto Speckter. Nur das Noch soll neu sein. Der Bescheidenheit Speckters soll in Vor- oder Nachrede genügt werden. Aber im Titel die möglichste Gleichheit; das wird wohl auch buchhändlerisch heilsam sein."

Wir sehen also, daß Hey die Fabel: Bär und Klotz zurückgezogen hatte, die wieder aufgenommen ist. Diese (Nr. 33) ist auch wohl die am wenigsten befriedigende, weil am wenigsten natürliche; dasselbe kann auch von Eichhorn und Wind im 1. Teil (Nr. 5) gelten; es bleibt immerhin nicht unbedenklich, für das Kind den Wind so abzubilden.

Weiter sagt Hey noch: „Daß ich Malchen nicht noch einmal sehen konnte, ist mir sehr leid gewesen. Ihr Nicht-sprechen über Christliches war wohl gut. Der treffliche kräftige Freund [Encke] mag wohl durch die Berlinische Einseitigkeit — denn das ist sie, so hoch ich sie stelle — zurückgeschreckt sein. Zu der Demut der Hingabe gehören ernste Erfahrungen, inwendige. Sieh da bin ich ja auf Ihrer Fährte! — — —“

Am 20. Juli folgen nachstehende Zeilen: „Den Morgensegen habe ich mit dem Abendsegen zusammen zurückgezogen und dafür, dem zweiten Abendgebete entsprechend, ein Morgengebet eingelegt. Es geht aber den Leuten, wie meiner Luise auch; sie kennen Luthers Morgensegen im Katechismus nicht. Anderer Meinung bin ich allerdings wegen des letzten Gedichts (Nr. 50). Daß ich dem Vorwurf oder Lobe des Mystizismus nicht entgehe, dafür ist auch in anderen der Gedichte gethan, also die Weglassung des einen keine Hilfe. Dagegen glaube ich den Eltern einmal recht nachdrücklich zeigen zu müssen, wer ihren Kindern der Gegenstand der treuesten Liebe sein muß, in wem sie allein selig werden können. — —“

Welches Gedicht mit dem „letzten“ gemeint sei, ist nicht zu bestimmen, da der 2. Teil 60 Gedichte enthält, also 10 mehr, als ursprünglich im Plan lag. Vielleicht ist's das 57.: „Jesu lieb, Jesu mein!“

Und wieder am 13. August: „Sie schreiben, teurer Freund, daß noch 10 Fabelbilder auf dem Wege seien. Das ist aber, soviel ich mich erinnere, mehr als nötig. Denn es waren ja

wohl schon 42 oder mehr, unter die ich den Text geklebt habe. Was wollen Sie in diesem Falle thun? Mehr als 50 können wir doch nicht geben. Also würden einige zurückzulegen sein. Aber wie steht's denn zwischen Ihnen und Speckter? — Ich bin neugierig, ihre Meinung zu hören. — — —"

Und am 20. August: „Ihre Sendung vom 15. habe ich erst gestern erhalten. — Für meinen Irrtum nehme ich gern Belehrung an. — Unter den Bildern mißfällt mir bloß das mit den Sperlingen im Schnee, die ich erst für große Vögel hielt. — —"

Im Interesse zunächst unseres lieben deutschen Volkes und sodann auch der anderen Nationen, in deren Sprachen die Fabeln übersetzt worden sind, dürfen wir uns freuen, daß die 2. Sammlung schon vier Jahre nach der ersten erschienen ist und eine gleiche zwar nicht, aber doch eine weite Verbreitung und günstige Aufnahme gefunden hat. Die großartige Thätigkeit und die warme Freundschaft für unseren Hey, wie wir sie an Friedr. Perthes kennen, hatte zuerst, bevor die 2. Sammlung in Angriff genommen ward, ein anderes Ziel ins Auge gefaßt, das aber erst nach Vollendung des ganzen Fabelwerks in anderer einfacherer Form ans Licht trat. Hierüber belehrt uns ein uns erhaltenes Schreiben von Julius Schnorr von Carolsfeld, damals noch (ehe er Direktor der Dresdener Akademie 1846 ward) Professor an der Akademie in München, an Friedrich Perthes vom 29. November 1834, aus dem zunächst sich ergiebt, daß Bunsen ersterem von einem Plane des letzteren aus Rom geschrieben: ein Werkchen, das Leben Jesu in Worten und Bildern darstellend, herauszugeben. Schnorr eröffnet dem alten Herrn, daß ein verwandtes Werk bereits dem Erscheinen nahe sei: Olivier's Bilderbibel mit Text von G. H. Schubert. Dabei spricht er sich entschieden für den Stahlstich und gegen den Holzschnitt aus, „weil wir keine guten Holz-

schneider haben, und die Zeichner nicht geübt sind, für den Holzschnitt zu zeichnen."

Wir können den ausführlichen Brief nicht ganz wiedergeben; dem Leser aber wird das Mitgeteilte von Interesse sein, weil 25 Jahre später die Holzschneidekunst sich so weit wieder emporgearbeitet hatte, daß gerade Schnorrs Bibel in Bildern ihre Leistungen in glänzendster wie erbaulichster Weise ans Licht gestellt und unserem Volke nahe gebracht hat, so daß wir trotz der unleugbaren, kolossalen Majestät der Prophetengestalten des übrigens in Straßburg geborenen Parisers Doré dennoch mit dankbarer Befriedigung immer wieder gern auf die Schnorrschen Bilder zurückkommen.

Perthes teilte Schnorrs Schreiben sofort unserem Hey mit. In seiner Antwort vom 5. Dezember erkennen wir seine Art: „Sie haben Recht, daß sich nach dem, was schon im Werke ist, nichts Neues derselben Art unternehmen läßt. So legen wir denn unsere Sachen und Plan zurück und freuen uns, daß dort gegeben wird, was wir für das Rechte halten. Fest überzeugt bin ich, daß Schubert einen sehr passenden und ansprechenden Text liefern wird. Wenn ich einmal wieder mehr Muße habe, werde ich meinen gerade halb fertigen Gedichte-Kranz wieder vornehmen und gleichwohl, wenn er mir anders noch gefällt, zu Ende bringen."

Wie wir wissen, führte das von Jul. Schnorr Gesagte zu dem erfreulichen Resultate, daß Fr. Perthes den Verlag der O. Livierschen Bilderbibel übernahm, welche gegen Ende des Jahres 1837 erschien. In der 2. Hälfte des 3. Bandes der „Jugendblätter" von C. G. Barth und L. Hänel zeigt Ersterer am Schlusse im „Bücherbericht" das Werk an und unter gleich warmer Empfehlung zugleich das Hey-Speckterschen Fabelwerk, indem er namentlich auch von dem „ernsthaften" Anhang sagt, derselbe sei so lieblich und anziehend, der kindliche Ton so gut

getroffen, wie nur zu wünschen. Wer den alten Barth kannte, der auch einer schon vergangenen Zeit angehört, aber nicht vergessen ist, weiß, welch ein Gewicht sein Wort weit über sein heimatliches Schwaben hinaus hatte!

Greifen wir aber in der Zeit etwas zurück und gedenken inzwischen daran, daß Hey bereits im Jahre 1836 mit seiner Luise zum zweitenmale Hamburg besuchte, wo sie am 27. Juli eintrafen und diesmal bei Otto Siegmund v. Axen wohnten. Von dort besuchten sie die beiden anderen Brüder der Luise, Eduard zu Hinschendorf bei Reinbek und Clas zu Aasbüttel im adeligen Gut Hanerau. Damals bemerkte Dr. Ferdinand Beneke in seinem Tagebuch: „Ich bestätige meine frühere Meinung über den lieben Hey vollständig. Eigentlich gefällt er mir je länger desto besser, und zwar als Geistlicher wie als Mensch. Seine beständige Heiterkeit ist die Blüte eines reinen, frommen, liebreichen Herzens.“

Am 22. August reisten sie zurück, den Harz begrüßend. An dem Tage ihrer Abreise genas Agnes Perthes in Gotha eines Mägdleins, das der Mutter Namen erhielt. Bald nach der Heimkehr muß Hey einen Zettel an Clotilde ohne Ort und Datum geschrieben haben: „Nur ein paar Zeilen, wie man eine Wurst nach einer Speckseite wirft. Der Speck aber ist: daß Ihr guten Leute uns recht bald und ausführlich Nachricht geben sollt, wie es der Mutter und dem kleinen Schwesterlein geht. Auch erhältst Du hierbei die Muscheln von Thekla. Wenn Du nun einmal eine Wassernixe werden willst, so kannst Du Deine Grotte ausschmücken. Grüße alle und bringe nach und nach der kleinen Schwester bei, daß es zu Eurer häuslichen Ordnung gehört, uns Ichtershäuser lieb zu haben.“

In diese Zeit fällt auch ein Brief an Lücke vom 28. August 1836: „Mein teurer Freund! Bei unserer diesjährigen Reise nach Hamburg hatte ich gehofft, einmal Dich und Deine

Lieben, wenigstens auf einen Tag lang, in Eurem Hause sehen zu können. Nun ist doch nichts daraus geworden und ich habe nichts als die Beschämung, mich bei Dir entschuldigen zu müssen, daß ich mir diese Freude habe versagen müssen. Heute vor fünf Wochen reisten wir ab, mit dem Eilwagen oder seinen Beichaisen bis Göttingen, wo wir um vier Uhr morgens eintrafen — zu früh, um bei Euch vorzusprechen, und um fünf Uhr mußten wir schon weiter. Freilich hätten wir den Eilwagen können fortgehen lassen; dann aber hätten wir zwei Tage auf den folgenden warten müssen und das war der Sehnsucht meiner Luise nach ihren Geschwistern nicht zuzumuten. So vertrösteten wir uns auf die Rückreise und trugen nur unserer Reisegenossin Fräulein Ruprecht einen Gruß auf."

Hey erzählt weiter, wie Luise gegen ein flechtenartiges Gesichtsleiden (dessen sie oft in Briefen an Agnes P. erwähnt) allerlei allöopathische, dann in Ichtershausen homöopatische Mittel — er schreibt zuerst „Übel", das er mit !!! in „Mittel" korrigiert — mit geringem Erfolge gebraucht, wie aber von ihren Verwandten der Homöopath Mühlenbein in Braunschweig ihr dermaßen empfohlen worden sei, daß sie, über Braunschweig zurückreisend, dort länger verweilt hätten, so daß sie dann hätten eilen müssen, nachhause zu kommen. Dann fährt er fort: „Aus Hamburg habe ich Dir nichts zu erzählen. Du weißt, wie man dort wohlleben muß, hast auch seitdem Fr. Perthes gesehen, mit dem wir dort zusammen waren. Unseren gemeinsamen Freund Ullrich fand ich nicht zuhause; er ist nach Italien. Viele herzliche Grüße aber sind mir an Dich aufgetragen von Pastor John, mit dem ich mehrmals zusammen war. Er ist ein trefflicher Prediger, von großem Ernst und Eifer. Nur scheint es mir, daß er jetzt aus Gereiztheit gegen die Hamburgischen Hyperchristen selbst zum Teil den christlichen Boden unter seinen Füßen schwinden läßt. Doch ich sollte nicht so rasch urteilen.

[Mit diesem Geständnis wird Hey wieder das Richtige treffen.] Gewiß ist er zu großem Segen. Weniger hat mir Schmalz gefallen, den ich nur predigen hörte und über ein nicht glückliches Thema; er hat ungemeinen Beifall. —"

Am Montag den 5. März 1838 ward unserem Hey ein Söhnlein geboren, das seinen Namen empfing und dessen Pate Friedrich Perthes ward. Wir werden nicht erst sagen müssen, wie sehr sich die Eltern des Kindes freuten, und mit welcher Treue sie diesen Erstling, der dann, nachdem ein im Jahre 1839 geborenes Töchterlein gleich wieder verstorben, das einzige Kind blieb, allezeit umfaßt, gehegt und gepflegt haben.

Am 22. März schreibt Hey an Clotilde: „Ist das nicht ein schönes und gutes Wort: ‚Es soll alles vergeben und vergessen sein'? Siehe, so machen wir es diesmal mit Deinem Geburtstag. Wir haben ihn vergessen und Du sollst es uns vergeben. Dann ist alles in bester Ordnung. Wer ist schuld an der Sache? Das hat einmal wieder der kleine Junge gethan! Weil er den 5. März geboren ist, so bildet er sich ein, der ganze Monat wäre sein, und läßt keinen Menschen an den 21. und 26. denken. Tröste Dich also mit anderen Leuten! Und wenn einmal sein Geburtstag kommt, so nimm Du keine Rache, sondern schreibe ihm einen recht freundlichen Brief, bis Ihr einander von Angesicht kennen lernt! Bis dahin wirst Du auch Dein Kinnewippchen, Mundflörchen u. s. w. wohl nicht vergessen haben; und womit Du sonst alte Leute zu necken pflegtest, das wird wohl dem kleinen Menschen gerade recht sein. Bis dahin aber behalte uns alle drei recht lieb! Grüße klein Agnes und sage ihr, sie solle bald ganz gesund werden!"

An seinen Schwager Grosch, den Bürgermeister in Gotha, schreibt er am Mittwoch, den 7. März: „— — — Es war eine ernste Nacht von Sonntag auf Montag; da stand alles auf dem Spiel, und die heitere Zuversicht, mit der sich seit

lange mein Herz spielend erfreut, machte einer ernsten Ergebung Platz. Viel, sehr viel kam mir die unvergeßliche selige Auguste in den Sinn, so sehr, daß ich den anderen Tag in der Abspannung mehrmals ihren Namen statt Luise nannte! So gewohnt bin ich noch, alle Sorge um Krankheit auf sie zu beziehen! Kann sie, kann die selige Mutter von oben herabsehen, so freuen sie sich des Glückes, das uns Gott geschenkt. Ja, als ein rechtes Gottesgeschenk muß ich's ansehen. Wie hätte ich in meinem Alter, nach abermals fünf Jahren der Ehe, nun noch ein Kind hoffen dürfen! Und es ist ein so lieber, munterer Junge; er hat eine helle, kräftige Stimme, dazu eine höchst lebhafte Aktion mit den lieben Händchen, also ein Pfarrer, wie er leibt und lebt!"

Und an Lücke am ersten Osterfesttage, 15. April 1838: „Lieber, teurer Freund! Fr. Perthes teilt mir, wie zuweilen zu meiner Freude, einen Brief von Dir mit, in welchem Du Deinen Gedanken aussprichst, einige Tage auf dem Lande in der Stille zuzubringen. Es ist schön von Dir, daß Du dabei an uns gedacht hast. Wenn Du aber fürchtest, uns in dieser Zeit beschwerlich zu sein, so eile ich, Dir zu melden, daß dies durchaus nicht der Fall ist. Der kleine Junge, den uns der liebe Gott geschenkt hat, nimmt nicht so viel Platz weg; meine Luise ist nach schweren Tagen wieder ganz in der Genesung und wird, will's Gott, bald wieder ganz kräftig sein. Eine Verwandte aus Hamburg, die wir erwarten, braucht nur eine Stube. [Thekla Herzfeld.] Eine andere steht für Dich bereit. Auch ist mein Sohn schon wohlgezogen genug, um die Gesellschaft verständigerer Leute nicht zu stören; oder wenn er's thäte, ziehen wir uns in meine Stube zurück. Kurz, Raum ist da; Du bist herzlich willkommen; und wenn in der trüben Zeit Du nur einige Erholung und Erheiterung bei uns fändest, so würde ich mich wahrhaft freuen. —"

Schon im Jahre 1838 erschienen die „Erzählungen aus dem Leben Jesu für die Jugend“, zu Oliviers Volksbilderbibel dichterisch bearbeitet von W. Hey. Hamburg, bei Fr. Perthes. Einiges Wenige sei beigebracht aus der vorausgehenden Korrespondenz mit dem Verleger.

Am 29. Juli 1838 schreibt Hey: „— — — Eine Vorrede wird gemacht, aber, ich glaube, nur in Versen. Einen Anhang von Liedern möchte ich nicht geben; es kommt mir vor, als wollte ich die allenthalben anschmieren. Außerdem — ein zureichender Grund — habe ich auch keine, könnte sie freilich machen. — — Sie fragen nach einem Rezensenten W. Hoffmann. Ich glaube, es ist ein Diakonus in Württemberg, der für den Calwer Verlagsverein mitarbeitet; — kann ebenso gut ein ganz anderer sein. — Die Geologen haben mich noch nicht irre gemacht; ihre Entdeckungen sind alle so spannnagelneu, so gar sehr nur Hypothesen, von so kurzer Dauer, widersprechen einander so kräftig, daß ich noch gute Zeit habe, an meine Bibel zu glauben, ehe sie mir sie umstoßen. — — Den Druck würde ich nicht ganz so groß, wohl aber — wär's auch nur meines Vorteils wegen — spaziös wählen. Die Leser sind doch nicht 6—8jährig, sondern 10—16jährig zu denken, wohl auch darüber.“

Der „Rezensent“ W. Hoffmann ward später allbekannt. Der als Generalsuperintendent und Oberhofprediger in Berlin am 28. August 1873 Verstorbene war, ehe er 1839 Missions-Inspektor in Basel ward, seit 1834 Pfarrer in Winnenden in seinem heimatlichen Württemberg, wo er auch gegen Strauß' „Leben Jesu“ schrieb.

Was den Leserkreis dieses Werkes von Hey betrifft, so möchten wir seine letztangeführten Worte „wohl auch darüber“ stark betonen; denn das Ganze paßt durchweg unzweifelhaft für die schon erwachsene Jugend. Wenn er im Schlußwort

es „hauptsächlich für die heranwachsende Jugend bestimmt“ nennt, „und zwar nicht zu einem vorübergehenden Lesen, sondern zu treuem Einprägen in das Gedächtnis“, so liegt zwischen diesen beiden Zielen doch noch viel in der Mitte, und möchte sich unser lieber Hey vielleicht hier einmal getäuscht haben. Für die gewöhnliche Schuljugend, auch die älteste Generation der Volksschule, liegt diese dichterische Bearbeitung durchweg zu hoch; für das Studium der Seminaristen ist sie gewiß vortrefflich, so anregend wie vertiefend.

Sollte der Leser bei der Erwähnung des eigenen Vorteils gegen den Schluß des Briefes, die kaum ernsthaft gemeint sein konnte, stutzig geworden sein, so hebt schon das Folgende jede Befremdung.

Hey schreibt am 29. August an dieselbe Adresse: „Das Schlußwort prüfen Sie wohl, und wenn Sie dabei Bedenken haben, so schneiden Sie es getrost heraus und teilen mir Ihre Meinung mit. Wir werden schon einig werden.“

Perthes hat dieses milde und doch klare Zeugnis wider den trockenen Rationalismus wohlweislich stehen lassen, wenngleich nicht ohne vorherige Prüfung.

Dann fährt aber Hey fort:

„Nun ein Anliegen: Alle Welt ißt bei uns jetzt neues Brot von frischem Korn, geerntet, gedroschen, gemahlen, gebacken. So will ich's jetzt auch gern machen und bitte Sie um 50 bis 60 Thaler auf das Honorar des eben fertig gewordenen Büchleins — zwar zu meiner Hausfrau und Finanzministerin großem Ärger. Ich will es eigentlich auch nicht für mich. Mein Nachbar vor dem Fenster, ein ehrsamer Schneider, heiratet, und zu so außerordentlichen Fällen reicht die Nadel nicht. Da habe ich ihm ein Kapital von 60 Thlr. zu leihen versprochen; hintennach findet sich, daß ich selbst nichts übrig habe. Also bitte ich, wenn es Ihnen nicht unbequem ist, mir 50—60 Thlr. zu schicken.“

„Ich habe diese Zeit viel zu schreiben gehabt und hüte mich vor allem Überfluß. Also mit herzlichen Grüßen von uns allen an Sie alle, den Herrn Professor [Cl. Th. Perthes] miteingeschlossen!" —

Weiter heißt's am 20. September: „— — Der Titel war mir erst in der Idee nicht recht; aber nun vor Augen gefällt er mir und soll bleiben. So ist auch das kleine Bild auf der Rückseite gut genug, wenn es auch aussieht, als ob die erste Person rechts dem armen Lamme auf den Leib knieete. — —"

Am 29. September: „— — Ein kleines sehr zweckmäßiges Lesebüchlein in Calw gedruckt hat einige unserer Fabeln, besonders aber zu meiner Freude aus beiden Anhängen geborgt."

Aus einem Briefe vom 4. Oktober sei hier noch beiläufig ein Satz mitgeteilt, der von dem Inhalt des Schlußwortes zu den dichterischen Erzählungen, wie von diesen selbst, nicht weit abliegt: „— — — Im hallischen Streite habe ich meine Meinung dahin abgegeben, daß man sich jedenfalls des Ernstes freuen muß, mit welchem Leo u. s. w. für das Gute auftreten, wenn auch wohl schwerlich die Jung-Hegelingen Welt und Wissenschaft umgestalten, das Christentum totschlagen werden! — —"

Bevor wir uns nun näher nach dem unmittelbaren persönlichen Leben und Wirken unseres Hey in Haus und Amt umsehen, flechten wir ein Gelegenheit-Gedicht von ihm ein, das allgemeines Interesse erwecken wird bis in die höchsten Kreise unseres Volkes.

Herzog Ernst I. von Sachsen-Coburg-Gotha reiste am 26. Dezember 1839 mit dem Prinzen Albert von Coburg nach Gotha, nachdem dort dessen Verlobung mit der Königin Viktoria am 8. Dezember feierlich verkündigt worden. Am Tage seines Einzugs entstanden folgende Strophen:

„Wir haben hier ein altes Recht,
Das ehren beide, Herr und Knecht:
Wenn irgend Bräutigam und Braut
Sich läßt in unsrer Mitte sehen,
Da mögen wir gar gerne gehen,
Daß unser Auge recht sie schaut,
Und freu'n uns mit an ihrer Freude
Und wünschen ihnen Gottes Gnad',
Die führe sie auf sanftem Pfad
Und schenke Heil und wehr' dem Leide.

Du, Fürstenjüngling, ziehst allein
Ein Bräutigam heut bei uns ein.
Doch Deine schöne Braut muß weit
Mit ihren zarten Jungfrau'nhänden
Das Los von hundert Völkern wenden
In stolzer Königsherrlichkeit.
Vernimm denn Du aus schlichtem Munde
Der Herzen treugemeintes Wort,
Und mache Gottes Huld hinfort
Es alles wahr an Eurem Bunde.

Dich ruft ins reiche Engelland
Die Königin. Mit schöner Hand
Winkt traut sie Dir: den Reichtum mein,
Den Glanz, die Ehre sollst Du teilen,
Forthin an meiner Seite weilen,
All meines Glücks Genosse sein.
Doch Schöneres hat sie zu geben;
Doch mehr ist, was sie selbst begehrt,
Den höchsten Schmuck, den besten Wert
Auch ihrem königlichen Leben.

Es beut der goldne Herrscherthron
Dem Herzen nur geringen Lohn;
Das sehnt sich nach der treuen Brust,
An der es sich getrost erschließe,
In die es sein Geheimstes gieße,
Sein Sorgen, Hoffen, Schmerz und Lust.
Nach außen wohl ist's schön zu glänzen;
Doch wahres Heil kann nur gedeihn,
Der innre Mensch nur glücklich sein,
Wo Lieb' und Treu' ihn sanft umkränzen.

So zieh denn in Dein Engelland
Und geh an eines Engels Hand
Von Gott gesegnet Deine Bahn!
Ist Glanz und Hoheit Dir beschieden,
Sei reicher noch in stillem Frieden,
In Liebe-Geben und -Empfahn,
Daß auf dem schönsten Königsthrone,
Von Deiner treuen Hand gepflegt,
Von keinem Völkersturm bewegt,
Das reinste Glück der Herzen wohne!"

Am 20. Januar 1840 trafen Lord Torrington und Oberst Grey in Gotha ein, beauftragt von der Königin Viktoria, den künftigen Prinzgemahl zu geleiten. Am 28. Januar trat er die Reise an, landete am 6. Februar, und am 10. Februar ward die Vermählung vollzogen. —

Indem wir nunmehr die Zeugnisse Kundiger über Heys Wirken und Walten in Haus und Amt hören wollen, wenden wir uns zunächst zu seinem früheren Zögling in Töttelstedt, dem am 24. August 1811 geborenen Eduard Lossius, der, nach längerer Amtsführung in Werro, südlich von Dorpat, als Pastor emeritus zu Appelsee am 17. März 1870 dahingeschieden ist. Der Briefwechsel desselben mit Hey war sehr lebhaft; es ist aber, falls diese Briefe unseres Hey in ihrem vollen Werte hervortreten sollen, eine Mitteilung derselben kaum anders als in ununterbrochenem Zusammenhang möglich, und müssen dieselben abgesehen von vereinzelten Ausnahmen, in einen Anhang verwiesen oder für sich dem Drucke übergeben werden.

Nach dem Bericht seines Sohnes Johannes hat Ed. Lossius in den letzten Jahren seine Jugendgeschichte für seine Kinder zusammengestellt. Da erzählt er denn, wie sein Onkel, der „Sekretär" Frdr. Chr. Lossius in Gotha im Jahre 1825 den Plan ausgeführt, ihn dem Pfarrer in Töttelstedt zur Vorbereitung für die Oberklassen des Gymnasiums in Gotha zu übergeben, und fährt dann fort:

„Ich sehe den Pfarrer noch mit seiner Frau zur Vorbesprechung bei meinem Onkel eintreten, den nicht großen, mageren Mann mit etwas steifen Bewegungen. Eine Ahnung von Strenge durchzog mein Gemüt! Aber die Augen des Mannes waren doch freundlich auf mich gerichtet. Ich habe bei späterer Reflexion über das Wesen des liebenswürdigen Mannes diese beiden Momente des ersten jugendlichen Eindrucks stets sich bestätigen und erweitern gesehen. Er war ein Mann und ein Kind, voll Ernst und voll Heiterkeit, sehr streng und sehr milde, voll dialektischer Schärfe und Gewandtheit und voll unmittelbarer gemütlicher Hingebung und Empfindung. Während des Unterrichts schritt er oft mit gemessenen Schritten, mit unnachsichtlicher Bestimmtheit im Zimmer auf und ab. In der Freistunde setzte er sich wohl einmal schäkernd auf eine Fußbank und legte mutwillig scherzend sein Haupt auf seiner kränklichen Frau Bett oder Sopha. Er war steif in seinen geselligen Bewegungen und doch ein sehr gewandter Turner. Sein eckiges, scharfes Wesen barg — es ward manchmal davon wie von einem Heiligenschein umspielt und verklärt — die weichste liebevollste Art des Seins. Hart war seine Hand, sein Händedruck doch oft so innig und warm! Seine Züge waren wenig anziehend, sein Auge, ohne schön zu sein, doch wie ein himmlischer Schein mit geistiger Macht diese Züge um- und durchleuchtend. Ein unnennbarer Lehreifer spornte ihn immer vorwärts; wenn ein Stück oder Satz des Pensums abgemacht war, sagte er stets ‚fort!‘ (sollte heißen ‚vorwärts!‘). Dieses wirkte wie eine Hetzpeitsche. Seine vertrauteren Schüler, zu denen zu gehören ich hernach das Glück hatte, gaben ihm Schuld, so wenig Ruhe zu haben, daß er auch im Schlaf noch immer rufe: ‚Fort! fort!‘ Er lachte darüber herzlich und ließ sich nicht irren. —“ So weit Ed. Lossius; und nehmen wir als Gegenstück dazu einen Teil eines Briefes von Hey an ihn vom 5. Sept. 1839:

„— — — Ich bin in diesem Frühjahr 50 Jahre alt geworden und möchte sagen, das ich von da an, also eigentlich bald, eine geistige Ermattung gefühlt habe. Vielleicht ist sie nur vorübergehend — ich meine, schon jetzt wieder —, vielleicht durch die Sorgen herbeigeführt, die uns der liebe Gott auch um jene Zeit geschickt. Wir hatten die Hoffnung, zum kleinen W. noch ein Geschwister geboren zu sehen; aber es wäre wohl zu schön geworden; darum fügte Gott es anders. Meine Luise wurde viel zu früh von einem toten Töchterchen entbunden, war eine Zeit lang sehr krank und ist noch immer angegriffen, manchmal sorgend, daß eine dauernde Kränklichkeit folge. Doch Bl., noch immer L.s Arzt, beruhigt. Außerdem haben wir an seiner Stelle, da er in Gotha wohnt, einen jungen Arzt O. hier, der sich in noch nicht Jahresfrist unser und fast aller großes Vertrauen gewonnen hat, auch sonst ein umgänglicher, denkender, geist- und gemütreicher Mann ist. Nun von dem Besten zuletzt; das ist der kleine W., der heute 1½ Jahr alt ist. Der ist uns ein gar zu großes Geschenk von Gott. Er entwickelt sich nun immer mehr, und ich glaube, daß nicht bloß unsere Augen ihn liebenswürdig finden. Besonders hat er eine große Freundlichkeit, ist gegen jeden zutraulich und dabei voll Scherz und Lust. Er spricht noch nicht viel, ist dagegen sehr geschickt, die Tiere nachzuahmen, ist als rechter Knabe ein mächtiger Liebhaber von Pferden, Peitschen und desgleichen. Sein Papa hat viel zu thun, um immer neue Räder anzumachen, kopflose Pferde herzustellen u. s. w. Er läuft sehr flink. — — Du siehst schon: ich werde mit dem Kinde selbst zum Kinde. Möge es Gottes Wille sein uns dasselbe zu erhalten und hauptsächlich, daß wir es nach Seinem Willen gut erziehen!

„Eben stehen wir im Begriff, unser Hauswesen noch zu vermehren. Meine Frau will ein 7jähriges Mädchen zu sich nehmen, das 8. Kind eines Kantors M. in Waltershausen, der

neulich bei einem Brande dort von einer umstürzenden Mauer erschlagen worden, nachdem die Kinder schon mehrere Jahre ohne Mutter gewesen sind. Den Unterricht will ich selbst übernehmen, obgleich wieder ein Kandidat zum Unterricht verschiedener Kinder nach Ichtershausen kommt. — — —"

Die hier erwähnte Feuersbrunst in Waltershausen brach am Sonntag Abend den 25. August in dem Stallgebäude eines Gastwirts aus und verzehrte binnen zwei Stunden fünf Wohnhäuser samt Seitengebäuden und vier Scheuern und beschädigte außerdem noch 6 Häuser. Der Kantor M. war, um zu retten, in ein brennendes Gebäude geeilt und wurde das Opfer seiner treuen Hilfleistung. Weiter erfahren wir, daß die verstorbene Gattin des Verunglückten die viel ältere Schwester des im vorstehenden Briefe erwähnten jungen Arztes Dr. O. gewesen. Derselbe erzählte im Heyschen Hause von dem traurigen jähen Ende seines Schwagers und wie bereits sieben Kinder von den verschiedenen Verwandten übernommen worden, nur für das jüngste noch kein Unterkommen gefunden sei. Als Dr. O. fortgegangen, sagte gleich Hey zu seiner Frau: Gott hat uns das Töchterchen genommen, sollen wir uns dieses Kindleins nicht annehmen, ihm die Eltern ersetzen? Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, spricht der Herr, der nimmt mich auf!

So ward denn Clementine M. Pflegetochter des Hauses. Denn schon am folgenden Tage wurde Dr. O. beauftragt, das Kindlein kommen zu lassen. Zuerst floß wohl noch manche Thräne; aber bald ward Cl. die treue Gefährtin des kleinen W. und eifrige Schülerin des trefflichen Pflegevaters.

Dieser aber sorgte ebenso unverändert, wie für das Wohl des eigenen Hauses, auch für das Gedeihen der Gemeinde nach allen Seiten hin, so sehr auch anderseits ihn die Verwaltung der Diöcese mit ihren anderen Gemeinden vielfach in Anspruch nahm. Von seiner Fortbildungsschule, wie von

der Industrieschule seiner Frau war schon oben die Rede. Aus eigenen Mitteln errichtete er eine Dorfbibliothek, aus welcher die Leute sich zur Winterzeit am Sonntag Nachmittag eine gesunde Unterhaltung für die Abende holen konnten. Wir hören mit Staunen, daß diese Bibliothek um das Jahr 1848 zu ca. 500 Bändchen herangewachsen war, die er selbst anschaffte und zum großen Teil — selbst einband. Die Bücher wurden unentgeltlich abgegeben, mußten aber von allen sehr pünktlich abgeliefert werden.

Eine Sparkasse richtete er ein, die er selbst verwaltete, ebenso eine Hilfskasse für Handwerker, aus welcher sie gegen geringe Zinsen jederzeit kleine Anleihen empfangen konnten; eine Büchse für würdige Bedürftige setzte er bei jedem Tauf- oder Hochzeitfeste in den Häusern in Bewegung. Wir knüpfen hieran die nicht unverbürgte Mitteilung, daß er in aller Stille arme Studenten, die es verdienten, unterstützte. Einer von diesen erzählte, daß er mehreremal zum Christabend eine Sendung von 30 Thlr. empfangen, und erst später bei einem Dritten Heys Handschrift gesehen und die Schriftzüge wiedererkannt habe, mit denen die Geldbriefe adressiert waren. Zu Neujahr wurden die Schulkinder in Ichtershausen, ca. 80 in der Oberklasse und ca. 30 in der Elementarklasse, mit Schreibheften, Federn und Bleistiften beschenkt. Die Hefte mit bunten Umschlägen verfertigte Hey selbst, was ihm denn in den Abendstunden des Dezember und schon im November zwischen Abendbrot und Nachtruhe manche Stunde kostete, während ihm seine Luise durch Vorlesen die nicht eben hochinteressante Arbeit würzte. Außerdem wurden die Kinder der Elementarklasse wohl einmal zum Christfeste mit Kleidungsstücken, Äpfeln, Nüssen und Honigkuchen erfreut.

Erst als allerlei Leute unter den Eltern, anstatt die Freude der Kinder zu teilen und ihre Dankbarkeit zu fördern, sich nicht entblödeten über die doch wohl ziemlich einzige und bis dahin

unerhörte Liberalität ihres Pfarrers sich dahin zu äußern: es sei doch solche Bescherung etwas zu sparsam zugemessen, hielt er es für angezeigt, sie mit derselben nicht mehr zu belästigen, damit sie nicht durch ihn in immer neue Versuchung geführt würden, zu grob gegen des Apostels Vorschrift Eph. 4, 29 zu verstoßen!

Insonderheit war Hey auch für die Pfarrer seiner Ephorie bemüht, je mehr ihm anlag, den ihm in diesem Kreise nicht selten entgegentretenden vulgären Rationalismus durch persönliches Vorleben des Schriftwortes Eph. 3, 14—19 innerlich zu überwinden. Demnach lud er außerdem, daß er nicht aufhörte, dem theologischen Verein zu Gotha thätig anzugehören, seine Amtsbrüder in der Diöcese in der besseren Jahreszeit einmal monatlich in sein Haus, und zogen diese Zusammenkünfte sogar auch Geistliche aus den benachbarten Gemeinden Schwarzburg-Sondershausens und der Provinz Sachsen herbei. Die Themata, die der Besprechung unterbreitet wurden, waren zumeist aus dem Bereiche der neutestamentlichen Exegese und biblischen Theologie, bei deren Behandlung auch die praktische Theologie unter den Auspicien eines so eminent praktischen Präsidenten von so bedeutender Arbeitkraft und so genialer Auffassung aller Momente der Wissenschaft und des Lebens, von ebenso umfassender Menschenkenntnis wie selbstverleugnender demütiger Liebe unmöglich leer ausgehen konnte. Daß bei diesen Konferenzen die im heißen Kampfe der durchaus ungezwungenen Debatte inzwischen eintretenden Pause der treuen Gehilfin ihres Mannes willkommene Gelegenheit bot, die in dem wohlhabendem Vaterhause aus den kaufmännischen Kreisen der Vaterstadt ererbte und von Kindheit auf in praktischer Bethätigung angeschaute Gastfreundschaft behaglich zu ihrem Rechte kommen zu lassen, braucht nicht erst gesagt zu werden. Es war für die zum Teil auf weiten Wegen und zu-

meist zu Fuße zusammenkommenden Pfarrherren gewiß nach keiner Seite hin irgend eine Veranlassung, sich die Touren verdrießen zu lassen; aus solchem Hause gingen sie, wenngleich wohl manchmal in Sorgen ausgerückt, freudigeren Geistes und gehobenen Sinnes wieder heim, des Eindrucks voll, den unser Leser besser aus dem 92. Psalm auf sich einwirken lassen mag, als ihn unser armes Wort wiederzugeben imstande wäre.

Die theologische Fakultät zu Heidelberg ehrte sich selbst zugleich, wenn sie den bescheidenen Mann am 4. Juni 1847 mit dem Diplom eines Doktors der Theologie überraschte und ihn in demselben bezeichnete: „sincera et vere christiana pietate insignem, scriptis praecipue ad theologiam practicam spectantibus celeberrimum, de ecclesia, patria et totius Germaniae juventute meritissimum (durch aufrichtige wahrhaft christliche Frömmigkeit ausgezeichnet, als Verfasser besonders praktisch-theologischer Schriften in Ehren oft genannt, um die Kirche, das Vaterland und die ganze Jugend Deutschlands hochverdient)." Die Geistlichen seiner Ephorie zum größten Teil — und wie viel mehr denn andere seiner Freunde und Bekannten — erfuhren erst bei seiner Leichenfeier von dieser ihm vor sieben Jahren gewordenen Auszeichnung! —

Wie sich der Superintendent und D. theol. zu seinen Amtsbrüdern in der Ephorie stellte, das läßt sich aus einer Anzahl von Brieflein und Zettelchen erkennen, die der Pfarrer B. in S., damals in H., dem Verfasser dieses Buches freundlich zum Geschenk gemacht hat. Dieselben sind zumeist aus den Jahren 1848 und 1849, und je mehr sich die ganze Liebenswürdigkeit Heys in diesen eilig hingeworfenen Sendungen höchst charakteristisch giebt, desto mehr ist zu bedauern, daß wir nur eine äußerst knappe Auswahl treffen können.

So z. B. am 3. Februar 1848: „Noch ein Gewissensbedenken, worauf Ihnen der D. theol. gestern nicht genug ge-

antwortet, will er heute heben. Ein Titel ist doch kein titulus onerosus (lästiger Titel), sondern eine Ehre, deren mich zu bedienen oder nicht mir frei steht. Also nicht Menschengefälligkeit wird es sein, sondern einfache Erfüllung eines rechtmäßigen Wunsches, wenn Sie, hochwohlehrwürdiger Herr Amtsbruder, mir jenen Titel ersparen, wie ich Ihnen diesen." Ein andermal heißt es: „Lassen Sie doch auch die Hochwürden von den Briefen fort!"

Man sieht überall, wie wenig Hey es leiden kann, daß jede Sache gleich an die große Glocke gehängt werde. Still zu ordnen, zu schlichten, in die rechten Wege zu leiten, ist ihm immer eine Freude. So schreibt er am 11. Januar 1849: „Heute war Ihr Schullehrer hier, der neben dem wärmsten Ausdruck dankbarer Anhänglichkeit an Sie auch einen Wunsch aussprach, worin ich ihn salvo errore vertreten möchte. Er sagt nämlich, daß im Winter seine Frau keinen anderen Raum zur Wäsche habe als die Schulstube, da die Küche begreiflich zu kalt, die Wohnstube an sich zu klein und der vier Kinder wegen auch unpassend sei. Es komme überhaupt nur etwa zweimal im Winter vor, also nun, da heute gewaschen sei, noch einmal in der Fastenzeit; sonst sei da immer eine Schule ausgesetzt worden. Daß dies anderswo auch geschieht, kann ich Ihnen durch eine lustige Geschichte beweisen. Wenn es also wirklich so selten vorkommt, so lassen Sie immerhin einmal die Schule aussetzen! Er bringt es sonst schon wieder bei. Ausdrücklich aber will er dies ja nicht als eine Beschwerde angesehen haben. Ohnehin kann ich bloß fürsprechen und raten."

Wer liest oder hört nicht aus dem Papierstreifen das warme Herz des Ephorus heraus! Und — möchte man ausrufen — über welche Bagatellen werden heutzutage im amtlichen Kanzleistil ganze Bogen Papier vergeudet und — die schöne kostbare Zeit, die unwiederbringliche! —

„Am 13. Januar: — — „Über das Waschen schreiben Sie mir nichts. Sie werden da wohl anders urteilen als ich, mein lieber strenger Freund. Darum keene Feendschaft nich! Es muß eben verschiedene Ansichten geben, sonst wäre es zu langweilig in der Welt. Sie beide und wir alle und Kirche und Vaterland dem treuen Gott empfohlen! —"

In Molsdorf war im Anfang Oktober 1849 ein kirchliches Fest gewesen. Hey schreibt am 8. Oktober: „Molsdorf war recht gut besucht; aber wir hatten die ganze Zeit Regen. Einen artigen Fund machten wir in der Kollekte, nämlich einen Zettel, der im Namen mehrerer darauf antrug, daß ein Teil der im Lande einkommenden Gelder an die deutschen Flüchtlinge in der Schweiz verwendete werden solle. Wie gerne, wenn sie dadurch eine Nahrung ihres erstorbenen Christenglaubens erhalten könnten und wollten!" So weit war der Ephorus davon entfernt, auch nur Verwunderung, geschweige denn Entrüstung zu äußern über derartige Allotria, die zu den Zeichen jener Zeit gehörten!

Hey freut sich auch, wenn ihm Gelegenheit gegeben wird, seine Amtsbrüder für vaterländische Angelegenheiten zu entflammen. Am 14. März schreibt er: „— — Sehr wichtig ist, daß K. Th. Welcker in Frankfurt, bisher für ein dreiköpfiges Direktorium, am 12. d. M. mit einer kräftigen Rede für ein preußisches Erbkaisertum aufgetreten ist, nachdem er gesehen habe, daß Österreich nicht bei Deutschland erhalten werden könne, daß vielmehr jetzt von Österreich und Rußland alles zu fürchten sei. Sein Antrag ist mit allgemeinem Beifall aufgenommen." — — Und bald darauf: — — „Hier ist der deutsche Kaiser schon fix und fertig. Ich aber glaube, daß man den Welckerschen Antrag mit der Ausführung verwechselt. Gott lenke zum Guten! —"

Und auch die Lehrer der Volksschule wurden, soweit möglich, von ihrem Ephorus zur vereinten Arbeit an sich selbst

und für ihren schweren Beruf herangezogen, welchen die arge Welt so leicht verachtet und weder nach seiner Verantwortlichkeit noch nach der vielseitigen Selbstüberwindung, die er auferlegt, gebührend zu schätzen sich herbeiläßt. Auch sie wurden mehr oder weniger des Segens inne, den ein so exemplarischer Visitator von Gottes Gnaden dadurch üben durfte, daß er danach zu trachten nie vergaß, sie durch seinen Wandel zu überzeugen, daß, was im 5. Kapitel des 1. Briefes Petri steht, nicht bloß in Worten auswendig gelernt werden, sondern auch durch auserwählte Knechte des Herrn in die Herzen der Lehrer eingeflößt werden kann, damit sie es mitten im Schweiße des Angesichts erfahren, daß die Kinder des göttlichen Kinderfreundes gesegnetes, unveräußerliches Eigentum sind. Wir dürfen getrost annehmen, daß kein Lehrer aus unseres Hey konzentrierendem Verkehr je in seine Hütte und zu seinem bescheidenen Ackerfelde heimgekehrt ist, ohne an 1 Petri 5, 2 und 3 erinnert worden zu sein.

Wie uns eine Stelle in seinen Briefen zeigt, machte der von vielen Lehrern der Volksschule schon von Jugend auf eingesogene vulgäre Rationalismus unserem Hey vielen Kummer. Ohne weiteres ließ er diesen, wo er ihm in der Schule, wenn auch nur von ferne, begegnete, nicht passieren. Ein im Jahre 1877 noch in Fr., vielleicht noch heute, lebender Lehrer seiner Diöcese, E. Sp., erzählt:

„Bei der Prüfung meiner Schule sagte ein Kind den Spruch Eph. 6, 5 so her: Ihr Knechte, seid gehorsam euren leiblichen Herren mit Furcht und Zittern, in Unschuld eures Herzens, als Christo! Worauf Hey bemerkte, man müsse den Umtausch des Wortes „Einfältigkeit“ gegen „Unschuld“ nicht zulassen, sondern bei dem biblischen Ausdruck bleiben. Er hatte Recht; wollen wir Änderungen der Worte uns erlauben, so kann nach und nach so viel verändert werden, daß es die wahre Bibel

nicht mehr bleibt. — Bei Regelung der Besoldungen der Lehrer wollte er die Erträge meines Dienstlandes höher berechnen. Ich protestierte dagegen, da er nicht Landwirt sei und sie nicht kenne, ich sie aber gebucht habe. Er ging darauf etwas verdrossen von mir weg, was mir leid that; er werde mir zürnen, meinte ich. Doch bei der nächsten Begegnung auf dem Spaziergange kam er freundlich auf mich zu, mir die Hand reichend, worauf ich ihn noch eine Stunde begleitete, was ihn sehr erfreute. — Einmal bei einem Besuche traf ich ihn im Garten. Als wir an einen Baum voll schöner Birnen kamen, fragte er mich, ob ich für meine Kinder mitnehmen wolle, stieg, ohne eine Antwort abzuwarten, behende in den Baum hinauf und schüttelte einen großen Handkorb voll für mich hinunter. — Einstmals dauerte die Prüfung meiner Schule ganz ungewöhnlich lange; es wurde in der Kirche dämmerig und ich sagte: Sie halten aber gar lange Prüfung. Ja, antwortete er, wenn man eine gute Schule findet, möchte man nicht aufhören zu examinieren!"

Wenn es auch für das ursprüngliche Verhältnis der Schule zu der Kirche bezeichnend scheint, daß dort die eigentlichen Schulprüfungen, wie wir wiederholt erfahren, in den betreffenden Kirchen abgehalten wurden, so müssen wir anderseits doch — davon, daß die Dörfer dort zum größeren Teil Kirchdörfer sind, abgesehen — vermuten, daß der Grund ein äußerlicher war, sofern die Schulhäuser einen sehr bescheidenen Umfang hatten und die Schulstuben für teilnehmendes Publikum keinen Raum boten. Zwar läßt sich nicht verkennen, daß für Prüfung im Rechnen, Geographie, Naturgeschichte u. a. das Gotteshaus kaum der geeignete Ort sein dürfte.

Der Lehrer E. Sp. erzählt ferner: „Einem älteren Lehrer gab D. Hey auf eine Äußerung nach einer Konferenz eine reichlich scharfe Antwort, da er einen Vorwurf in der Äußerung zu erkennen meinte. Der Lehrer bat um Entschuldigung und

erklärte, er habe durchaus keinen Vorwurf machen wollen. Am folgenden Tage besuchte er mich und befragte mich über sein gestriges Verhalten. Ich sagte ihm, ich müsse meinem Kollegen zustimmen. Er bedauerte, daß er etwas gereizt gewesen sei, und — jener Lehrer hatte später von ihm die freundlichste Behandlung, ja Wohlthaten zu erfahren."

So gedachte unser Hey immer zunächst an das, was Schleiermacher im Einklang mit der heiligen Schrift in den Monologen (V, Jugend und Alter) so treffend sagt: „Bis ans Ende will ich stärker werden und lebendiger durch jedes Handeln und liebender durch jedes Bilden an mir selbst." So vergaß er nie, was 1 Kor. 10, 12 geschrieben steht, und suchte es zu bewähren im eigenen Herzen und Leben. Dem Beleidiger pflegte er zuerst versöhnlich die Hand zu reichen und wohlzuthun, wo nur Gelegenheit sich bot; mit den „feurigen Kohlen" Röm. 12, 20 wußte er sehr vertraut umzugehen, in welchen schon die Schultens und Reinhard nicht bloß den brennenden Schmerz der Reue, sondern vielmehr zumal die brennende Liebe mit Recht gefunden haben. Einen gegen ihn sehr unartigen Mann und eine ihn mit der Jauche ihres faulen Geschwätzes reichlich bespritzende Frau, welche beide bei einer Brotverteilung zu kurz gekommen sein wollten, bestrafte er so, daß er — jenen zum geistlichen Amtsboten, diese zur Totenfrau bestellte, dessen im Herzen gewiß, daß die feurigen Kohlen nachhaltig segensreich auf beide wirken müßten. (1 Kön. 19, 12.)

Er wurde den orthodoxen Geistlichen zugezählt und mit Recht; doch nicht abstoßend gegen Andersdenkende, suchte er sie vielmehr in Liebe aufzuklären. Daß er von den Dienern der Schule wie der Kirche Gewissenhaftigkeit forderte, ist selbstredend; daß alles nach rechter Ordnung zugehe, darüber wachte er mit Fleiß, doch soviel Arbeit er sich selbst auflud, schwäch-

liche Lehrer suchte er von übermäßiger Anstrengung zurückzuhalten, riet auch wohl in einzelnen Fällen solchen, die Schule auf einige Zeit auszusetzen. Daß er von Lehrern wie von Pfarrern seiner Ephorie streng sittlichen Wandel nicht nur, sondern auch christlich-frommes Leben fordern müsse, war ihm gewiß keinen Augenblick zweifelhaft; es war aber anderseits bei ihnen allen in beiden Kreisen nur eine Stimme darüber, daß der Superintendent, so sehr er jedermann zu dienen beflissen war, allen ein Vorbild mehr und mehr wurde. Fand er sich einmal inbetreff der ernsten Gesinnung getäuscht, so konnte der von Jugend auf im Kampfe mit zu großer Hast, ja wohl auch mit Heftigkeit seines eigenen Wesens Begriffene wohl einmal, wie Mose (2 Mos. 32) oder Paulus (Apg. 17) ergrimmen. Auf Pensionierung eines alten Lehrers trug er wegen unanständiger Ausdrucksweise an. Einen alten Pfarrer, der etwas darin zu suchen schien, den gebildeten Mann zu verleugnen, konnte er ebenso wenig achten, wie einen anderen, der sich durch leichtsinnige Schulden wider seine amtliche Stellung versündigte. Einen jüngeren Pfarrer, der täglich schon vor Mittag Vergnügungsorte zu besuchen liebte, suchte er dadurch von dieser chronischen Krankheit zu heilen, daß er längere Zeit hindurch möglichst oft in sein Haus ging, ohne weiter direkt einzuschreiten. Einen anderen dagegen, der, obwohl reich begabt, seiner Landwirtschaft mehr Aufmerksamkeit, als der geistlichen Thätigkeit zuwandte, griff er so an, daß er an sein Ehrgefühl appellierte, und erreichte seinen Zweck vollständig. Daß er in Schulen sehr human verfuhr, darf man von dem Kinderfreunde par excellence erwarten; er verlangte nicht gerade wenig, war aber gegen schwache Lehrer oder im Dienste ergraute Veteranen sehr nachsichtig und besonnen. Zur Richtschnur dienten ihm des Heilands Worte Matth. 9, 12 u. 13.

Ob es begründet sei, daß zweimal an den für eine um-

fassendere Wirksamkeit wohl ausgerüsteten Hey die Berufung in die Stellung eines Generalsuperintendenten ergangen sei, wie man hat wissen wollen, können wir bis jetzt nicht verbürgen. Gewiß aber ist, daß, falls es sich so verhält, er es als ein Geheimnis seines allernächsten Kreises bewahrt hat. Zuerst soll er nach Bretschneiders Ableben im Jahre 1848 zu dessen Nachfolger in Gotha bestimmt worden, und sodann nach Altenburg berufen worden sein und dem am 26. April 1879 verstorbenen D. Braune im Jahre 1852 durch seine Ablehnung Platz gemacht haben.

Wenngleich er aber nicht nach hohen Dingen trachtete, so war er in dem Kreise, in den er gestellt war, unausgesetzt thätig, wie es denn nicht anders sein konnte, da er, wie wir ja schon wissen, unablässig für andere lebte und seine Zeit darin auszubeuten rastlos bemüht war. So mußten denn seine Freunde sich's gefallen lassen, daß, wenn sie den Abend bei ihm zubrachten, er sogar am Theetisch zugleich irgendetwas vornahm: entweder schnitt er ein ihm zugegangenes neues Buch auf oder machte Schreibhefte für Schüler; und falls einmal zu beidem das Material fehlte, so drehte er an seinem Trauring; er fand darin keine Allotria, sondern eine Nebenbeschäftigung, wie sie sich der Raucher im Rauchen gestattet. Auch stieß sich wohl niemand daran; denn Besuch auf längere oder kürzere Zeit war in seinem Hause etwas Alltägliches. Sein vielseitiges Wissen, sein scharfer Verstand, der auch in verwickeltsten Dingen sich leicht zurechtfand, sein klares, besonnenes Urteil, dessen etwaige Ausschreitungen er immer alsbald wieder selbst ins Geleise brachte, seine warme Teilnahme für jedermann, seine kindliche Fröhlichkeit machte ihn nach allen Seiten in weiten Kreisen magnetisch. Daß diese Kreise nicht viel weitere wurden, hinderte allein seine Bescheidenheit, und nur dadurch allein wird es etwa eher begreiflich, daß bis auf den heutigen Tag die Handbücher der Nationalliteratur nur sehr wenig über ihn zu sagen wissen, z. B. sein Geburts-

datum mehrfach falsch angegeben wird, ja, daß in einem der neuesten derartigen Werke, das enorme Erfolge aufweist, der Name des Mannes, der an der Erziehung der jetzt am Ruder stehenden Generation unseres Volkes einen großen Anteil (unter den Dichtern) hat, im alphabetischen Register — nicht vorkommt!

Als er über die Mitte des Lebens weiter vorgerückt war, beschränkte er sich mehr und mehr auf Amt und Haus, sah es am liebsten, wenn er im Kreise der Seinigen ruhig leben konnte. Er konnte in der Befriedigung dieses Wunsches wohl etwas reichlich weit gehen und bei solchen, die ihn nicht näher kannten, anstoßen. Zwar, wenn einmal ein solcher Besuch sein eigentliches Lebenselement nahe berührte, dann konnte er hoch erfreut werden. So kam z. B. etwa 10 Jahre nach dem Erscheinen des ersten Teils der Fabeln, nachdem diese bereits ins Holländische übersetzt sein mußten, ein holländischer Kaufmann, mit Frau und Kindern auf einer Badereise begriffen und Gotha berührend, eigens nach Ichtershausen gefahren, um den Verfasser der Fabeln, an denen seine Kinder so viele Freude gehabt, kennen zu lernen. Die Kinder mußten ihm einige Fabeln auf Holländisch hersagen, und das machte ihm, der ja von Jugend auf Holländisch verstand und sprach, große Freude. Es konnte aber auch vorkommen, daß ihn ein Besuch von Fremden, der ihn gerade sehr mit Arbeit überhäuft traf, schwer belästigte; dann führte er wohl solchen Gast in das Wohnzimmer, stellte seine Frau rasch vor und umgekehrt den Gast, war dann eben so rasch wieder zur Thür hinaus und überließ es seiner guten Luise, mit dem Fremden zurechtzukommen. Wenn er in seinen späteren Jahren nach Gotha kam, so besuchte er binnen zwei Stunden 10 bis 12 befreundete Häuser; da hieß es denn wohl, der Hey drehe sich im Zimmer zweimal herum und dann sei er eben wieder fort, fort!

Nur die tiefinnerliche Freude in und mit der Kinderwelt konnte nie in seinem Herzen ermatten. Als sein Sohn so weit herangewachsen war, daß er einen weiten Marsch mitmachen konnte, machte Hey noch um sein 60. Lebensjahr sehr gern mit ihm, der Pflegetochter Cl. M. und deren Genossen in schönen Sommertagen eine Lustreise zu Fuße auf den Thüringerwald. Über Müdigkeit durfte niemals eine Klage verlauten. Wenn eines einmal stöhnte, da hieß es wohl: „Nun, ein andermal bleibst du wohl lieber zuhause? Jetzt kommen wir bald an, wo es etwas zu essen giebt; das kannst wohl vor Müdigkeit nicht mitmachen? Erst wollen wir eins singen!“ Und ehe man sich's versah, sang alles, und die Klage verwandelte sich in fröhlichen Reigen. Bisweilen erzählte der alte Reisemarschall eine Geschichte, etwa eine Sage aus Volksmund vom Hochwald; oder es wurde ein Rätsel aufgegeben, oder ein Wanderexamen unter den rauschenden Wipfeln gehalten in Geographie und Geschichte oder auch — was dem weiblichen Personal weniger behagte — im Kopfrechnen. Dann war nach gethaner Arbeit ruhen gut und allseitig willkommen; an lieblichen Stellen mit schöner, weiter Aussicht oder in des schattigen Thalgrundes behaglichem Versteck reckte und streckte man sich im Kreise, und der Proviantkorb erschloß seine bis dahin sorglich verborgenen Tiefen. War das löbliche Thun in edlem Wetteifer vollbracht, dann stimmte der liederreiche Mund wieder eins an, und der Wald gab sein Echo dazu. Dann mußten sich Thüringens Berge zum tausendsten oder abertausendsten Mal wieder sagen lassen, daß sie „bringen Gewächs — sieht aus wie Wein“; und dennoch konnte man dabei eins singen, von Herzen lustig sein. Oder der Geist des Grafen Eberhard im Bart, des geliebten Herrn mit dem verborgenen Kleinod, ward durch Kindermund keck heraufbeschworen.

„O du Kindermund, o du Kindermund,
Unbewußter Weisheit froh,
Vogelsprachekund, vogelsprachekund,
Wie Salomo!“

„Ei das waren köstliche Touren,“ so spricht noch heute eine, die mitgewandert und mitgejauchzt, jetzt im Herbst des Lebens stehend.

„Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar!“

Das waren denn auch für den vielbeschäftigten Ephorus festliche Stunden, wenn er so mit seinen lieben Kindern immer wieder von Herzen jung ward! —

Die treue unwandelbare Freundschaft mit der großen Familie des am 18. Mai 1843 heimgegangenen alten Herrn in Gotha weihte immer wieder Psalter und Harfe zu neuen Klängen frommen Dankes und froher Hoffnung im Bunde der nimmer aufhörenden Liebe. Davon wissen die hohen Akazien des Pfarrhofes zu Ichtershausen und die vier alten Kornelkirschbäume im Garten, unter denen der zweite Nachfolger Heys als Knäblein mit seinem Sohne gespielt, viel zu erzählen.

So ließ denn zu Friedrich Agricolas und Luise Perthes' silberner Hochzeit am 12. April 1845 unser Hey wiederum die vom Großvater Claudius her wohlbekannte Melodie des Rheinweinliedes erklingen zu folgendem Festliede:

„Hat uns denn heut vereint in frohem Kreise
Der Zeiten Wechselgang,
So stimmet an in altgewohnter Weise
Den alten Festgesang!

Es gilt erneuten Hochzeittag zu ehren;
Wer jubelt da nicht laut?
Der wackre Bräutigam wird's uns nicht wehren
Und nicht die holde Braut.

Sie hören gern wohl singen uns und sagen
Von ihrer Liebe Glück
Und sehen nach den traut durchlebten Tagen
Mit frohem Mut zurück,

Und wenden um sich her auf ihre Lieben
Der feuchten Augen Glanz,
Die ihnen alle, alle sind geblieben,
Der schönste Festeskranz,

Und schauen dankbar auf zu Gottes Gnade,
Der sie mit Vaterhand
Geführt auf mildem, stillem Lebenspfade
So treu und unverwandt!

Und trauter halten sich die lieben Hände
Und inniger gefaßt,
Daß ihnen es so bleibe bis ans Ende
Bis zu der letzten Rast!

O stimmt mit ein, daß noch in weiter Ferne
Der Tag des Scheidens sei,
Daß mildes Licht verbund'ner Augensterne
Sie lang', noch lang' erfreu',

Daß Enkel groß und klein sie dann umschlingen,
In fröhlich lauten Reih'n
Dem Großpapa manch lustig Lied noch singen
Und dem Großmütterlein!

Und dunkelt's dann — die Hülle mag vergehen,
Das Wesen bleibt bewahrt.
Die Liebe wird, die Treue wird bestehen,
Sie ist von Himmelsart!" —

Und das Neujahrsfest 1846 brachte die Verlobung der von Hey so besonders ins Herz geschlossenen Clotilde.

Er schreibt an Wilhelm und Agnes Perthes am 6. Januar 1846: „— — Gott segne die liebe Clotilde und lasse sie in dem geschlossenen Bunde dauernd glücklich werden! Sie ist dessen so wert, hat so ganz den Sinn für das schimmerlose Stillleben herzlicher Liebe. — — Es ist für mich etwas so eigenes mit Euren Kindern überhaupt, mit Clotilden ins-

besondere. Sie war noch so klein, wie ich bei Euch wohnte, wie Ihr noch öfter hierher kommen konntet, wie sie mich neckte und ich sie dafür herzlich lieb hatte. Seitdem habe ich sie wohl öfter gesehen, sie immer gleich freundlich — ich könnte sagen: kindlich — gesunden. Aber es ist eben das Kind Clotilde, das mir immer noch unwillkürlich entgegentritt, auch aus der Jungfrau Augen sah. Nun ist sie Braut! — —"

Ein Kleeblatt von Gedichten ohne Datum und nähere Bezeichnung ist unzweifelhaft denn auch seinem lieben Kinde zur Hochzeit am 15. Oktober 1846 ins Herz gesungen. Wir teilen von den dreien das erste und kürzeste, dem trauten Kinde am meisten sich anschmiegende mit:

„Mit Gott fängt alles an
Nach altem guten Brauch;
So sei es denn gethan
In deinem Haushalt auch!

Gott ist so groß, so klein,
Paßt überall sich ein;
Und wo er durch die Thüre tritt,
Da bringt er seinen Segen mit."

Und als Luise Hey bei dem am 29. Januar 1851 geborenen dritten Kinde der Clotilde als Gevatterin erkoren und auch Hey selbstredend als Gast bei dem Tauffeste eingeladen, aber zu erscheinen verhindert war, schreibt er an Agnes, die Großmutter des Täuflings: „— — Daß Sie, daß die Eltern des kleinen Täuflings auch mich gern bei der Taufe hätten, durfte ich voraussetzen, hat auch die gute Clotilde in ihrem Briefe an Luise so freundlich ausgesprochen, wie denn derselbe mich ganz in frühere Zeit versetzte, daß ich ordentlich ihre liebe Stimme zu hören glaubte. Und doch hat mir's wohlgethan, daß Sie die Einladung noch einmal in Erinnerung bringen. Mein Alter ist ja auf die Besitztümer und Freuden der Vergangenheit angewiesen, und es ist gar zu schön, zu wissen, daß wir auch abwesend doch im Herzen unserer Freunde fortleben. So ist es mir auch fast wie die Übung eines alten Rechts, daß bei Ihren

Enkeln eins von uns Gevatter ist, und das Patchen wird mir angehören, wie Luisen. — —"

Am 1. Juni 1849 feierten Fr. Becker und Mathilde Perthes ihre silberne Hochzeit. Becker war gerade aus dem Frankfurter Parlament, dessen Mitglied er gewesen und das eben in jenen Tagen in voller Auflösung begriffen war, zurückgekehrt. So ward ihm denn ganz besonders wohl in seinem häuslichen Kreise, in welchem ihm seine fünf Töchter — das erstgeborene Kind, ein Söhnlein, war am Tage seiner Geburt gestorben — im Vorgefühl des häuslichen Hochfestes ein um so freudigeres Willkommen entgegenbrachten, die älteste damals 21, die jüngste 7½ Jahr alt.

Bezeichnend genug und nicht ohne richtiges Vorgefühl kommender Zeiten schreibt Hey an Becker am 31. Mai: „— — Wenn auch jetzt Deine Seele im Hinblick auf die Gefahren des teuren Vaterlandes getrübt ist, die Erinnerung Euerer gemeinsamen Lebenserfahrungen muß Dir ein Unterpfand sein, daß redlichem Streben nie seine Frucht fehlt, daß auch das Schwerste überwunden wird, wo herzliche Treue zusammenhält, ja, daß eben die Trübsal desto inniger verbindet. Auf die Gefahr hin, daß es Dir wie ein kindischer oder altersschwacher Gedanke erscheine, möchte ich Dein häusliches Leben als ein Gleichnis Deines Wirkens für unser Vaterland nehmen. Ward nicht zuerst Euere schönste Hoffnung zerstört, und dann? — Wie reich seid Ihr doch geworden, wie lieblich blüht Euer Haus um Euch her! So, hoffe ich, sollst Du auch noch Deine liebsten Wünsche für unser Volk erfüllt, sollst mit froher Beruhigung sehen, daß das Streben so vieler redlichen Männer in Frankfurt kein eitles gewesen ist, daß Euer Werk, vielleicht nicht ganz in der Gestalt, die Euch die schönste schien, aber in lebendiger Kraft und Frucht bestehe. — —"

Hätte Fr. Becker noch sechs Jahre länger gelebt, wäre er,

statt 73, 79 Jahre alt geworden, so hätte er die Aufrichtung des neuen Deutschen Reichs und Erbkaisertums mit uns schauen können. Hey hatte in vorstehenden Zeilen wieder richtig vorausgesehen.

Nicht außer Zusammenhang mit den Ereignissen der vorangehenden Jahre steht der folgende Brief an Becker. Die in Rede stehende Eingabe der Ephoren des Herzogtums an Herzog Ernst vom 14. Januar 1851 ist in getreuer Abschrift in unseren Händen und kann an einem anderen geeigneten Orte mitgeteilt werden. Man darf — dieser Ansicht schließt sich derjenige unter jenen Unterzeichnern an, der (wohl der einzige) noch am Leben ist — mit Bestimmtheit annehmen, daß unser Hey der Urheber und Verfasser des interessanten Aktenstückes ist, das, wenn unsere Annahme die richtige, uns zugleich eine neue Seite seiner umfassenden Thätigkeit, ein recht eigentliches Stück von seinem Leben darstellt, aus welchem wir erkennen, wie die Besten unserer Nation den edlen Reingewinn aus den Wirren vorangehender Tage zu ziehen und der Zukunft unseres Volkes aufzuheben in allerlei Weise bemüht waren.

Hey schreibt am 4. Februar 1851: „Lieber Becker! Wenn ich Dich mit einem vergeblichen Briefe behellige, so verzeihe es um so eher, da wir beide darunter leiden! Wir haben beide mehr zu thun. Doch mir wird mitgeteilt, daß Du die Eingabe der Ephoren so verstanden hättest, als ob sie auf eine gänzliche Trennung der Kirche vom Staate ausginge. Das ist nun zuerst nicht im nächsten Wortsinn und eigentlicher Zweck, der ja möglichst deutlich darin ausgesprochen ist, daß nämlich der Herzog

1) nicht das Konsistorium in die Regierung auflöse, sondern erhalte, mit geistlichen Kräften vervollständige; — daß dabei nicht an mich gedacht werden kann, setze ich bei der Entfernung voraus; — daß er

2) dieses Konsistorium nicht mehr dem Ministerium untergeordnet sein lasse, wie es denn seit dem Koburger Regiment fast nur ein Werkzeug desselben geworden ist, sondern es nach dem Beispiel des preußischen Oberkirchenrats selbständig, nur ihm als Herzog untergeordnet, beschließen und verfahren lasse. Jener Oberkirchenrat ist genannt, nicht als ob namentlich ich seine ganze Stellung zum Kultusministerium u. s. w. für durchaus richtig abgegrenzt halte; aber darum, weil es nur darauf ankam, zu zeigen, wie das, was zum Heile der Kirche verlangt wird, so leicht erreicht werden kann, ja anderswo erreicht ist, und weil es gerade mir nicht zusagt, um ein plus minusve zu markten.

„Aber auch versteckterweise arbeiten wir nicht auf Trennung los, und es würde gewiß der großen Mehrzahl der Ephoren nichts weniger zusagen als diese. Die Verfassung der Kirche, die wir, namentlich ich, erwarten und die ich bekanntlich nicht übereilt haben will, ist allerdings vom Presbyterium aus zur Synode; über ihre oberste Spitze aber ist gar keine Andeutung, so daß niemand wenigstens aus dieser Schrift folgern kann, es solle dem Landesherrn der summus episcopatus entzogen werden. Ich freilich finde diesen weder in der Vernunft noch in der Bibel begründet, obschon ich auch in der freiesten Verfassung einem evangelischen Landesherren einen seiner würdigen Einfluß zum Heile der Kirche sichern würde. Aber ich sehe ein, daß an so etwas jetzt gar nicht zu denken ist, und bin nicht so unverständig, etwas Unerreichbares zu erstreben.

„Hier, lieber Freund, in aller Kürze meine Ansicht, vielleicht ganz vergeblich; aber es ist hier besser, etwas Übriges zu thun, da Du in der Kommission uns wesentlich vertreten kannst. Darum werde ich Dir es Dank wissen, wenn Du

etwa Dir noch innewohnende Bedenken gegen mich ausspricht.

„Wenn Ministerialräte ungünstig über unser Begehren urteilen, so ist das pro domo und wundert mich nicht. Du aber kannst gerade recht vom Standpunkte der Gemeinde urteilen. —"

Im Nachstehenden treten wir wieder in den stillen Kreis des Familienlebens ein.

Am 7. Oktober 1850 war die zweite der fünf lieblichen Töchter (wie sie Hey bezeichnet) des Beckerschen Ehepaares, Sophie, die uns oben mit der ältesten, Fanny, aus der Urgeschichte der Heyschen Fabeln bekannt geworden, in die Ehe getreten. Am 19. Oktober 1851 ward den jungen Eheleuten B. ein Söhnlein geboren; doch Trauer folgte der Freude auf dem Fuße; am 26. Oktober schon entschlief die noch nicht 22jährige Mutter.

Unser Hey schreibt am 27. Januar 1852 an Frau Hofrat Mathilde Becker geb. Perthes:

„Verehrte Freundin! Es war meine Absicht, gestern bei meiner Anwesenheit in der Stadt auch zu Ihnen zu kommen. Ich wollte so gern das liebe Schmerzenskind sehen, welches Ihnen als teueres Andenken Ihrer verklärten Sophie geblieben ist, wollte Sie wieder sehen und hören nach der großen das Herz durchschneidenden Erfahrung, die Sie nach Gottes Willen haben machen müssen.

„Aber die wenigen Stunden waren vorüber, ehe ich's dachte. — — So gern hätte ich aus Ihrem eigenen Munde gehört, was mir ja vielfach berichtet worden, wie vieles doch auch gewesen ist, was Ihnen jene schwersten Tage erleichtert hat: wie dankbar Ihre Tochter für das kurze, schöne Leben gewesen ist, das ihr gegönnt war; wie willig sie, wie gläubig und gottergeben von dem geliebten Manne und

Kinde geschieden; wie Gebet und Wort Gottes bis zu Ende ihr kräftiger Trost gewesen ist.

„So kann sie auch nicht umsonst gelebt und gelitten haben. Ein solcher Tod muß ihrem armen, einsamen Manne wie ein Stern aus dunkler Nacht herüberleuchten, ihn immer mehr zu ihr, zu Dem ziehen, in dessen Friedensnähe sie sich durch die kalte Hand des Todes geführt wußte. Nicht bloß durch die Erinnerung der innigsten leider so schnell für die Erde getrennten Liebe, sondern noch durch ihren Tod muß sie dem Herzen des schwer heimgesuchten Mannes mild tröstend nahe sein. Und wenn es Gottes Wille ist, daß er sein Kind, welches unter Ihrer Pflege bisher so wider Erwarten gediehen ist, je wann es seine Verhältnisse gestatten, gesund und kräftig wiedersieht, muß er sich dann nicht reich fühlen trotz seinem Verlust? —— Und Sie selbst sind durch alle diese Gemütsbewegungen, Wachen, Sorgen und tiefsten Schmerzen hin kräftig erhalten worden, um der geliebten Tochter zum zweitenmale in ihrem Kinde die heiligen Mutterpflichten zu erfüllen.

„So hilft uns Gott tragen, lehrt uns nehmend wie gebend Seine Liebe erkennen. Wolle Er ferner Seinen besten Segen auf die Pflege und Erziehung des lieben Kindes legen, in welchem Sie immer von neuem Ihrer seligen Sophie begegnen! —“

Und wieder entrollt sich uns in demselben großen Familienkreise ein anderes Bild. Am Sonntag Quasimodogeniti, den 18. April 1852, wurde das jüngste Kind von Wilhelm und Agnes Perthes, Heys Patenkind, die am 22. August 1836 geborene Agnes, konfirmiert. Schon zum Pfingstfeste 1851 hatte Hey ihr einen Cyklus von zwölf allerliebsten, gar sinnigen Gedichten auf uns vorliegenden, gewiß von seiner eigenen Hand zusammengehefteten Blättern überreicht, von denen wir nur eins mitteilen wollen, das gerade für Hey charakteristisch genug ist:

Das Spiel.

Und magst du auch am Spiel
Dich noch erfreuen? —
Laß dich's nicht reuen!
Dein harrt des Ernstes viel.
Du bist ja noch so jung!
Ergreif im Sprung
Der Stunden frohe Spende,
Eh' sie sich gar abwende!

Tritt ein denn zu dem Kreis
Der Spielgenossen!
Froh sei ergossen,
Was jedes kann und weiß;
Und neckend mag im Scherz
Dein arglos Herz
Gar ohne Scheu und Bangen
Jetzt geben, jetzt empfangen!

Es weckt das Spiel die Kraft
Mit regem Triebe,
Daß sie sich übe,
Bis einst sie Rechtes schafft.
Drum legt' in junge Brust
Er Selbst die Lust,
Der einst zu ernstem Werke
Aufruft die Treu' und Stärke.

Es zieht den Kindesmut
Ein Wohlgefallen
Heimlich zu allem,
Was reifes Alter thut.
So lockt es wohl auch dich
Still innerlich,
Im Kämmerlein verborgen,
Wie Mütter thun, zu sorgen.

Und nieder sieht so mild
Er, der dein Leben
Mit Lust und Streben
Vorahnend so erfüllt;
Er lenkt dein kindlich Spiel
Auf ernstes Ziel,
Er wird dich einst wohl weisen,
Ihn durch die That zu preisen.

Und zur Konfirmation widmete der vertrauteste Freund des Hauses dem Nesthühnchen noch einen Reigen von 17 Dichtungen, deren beide letzten hier folgen mögen:

Ein christliches Abc.

Anfang aller Dinge
Ist in Gottes Hand.
Ihn fleh' an; dann bringe
Alles wohl zustand!

Beten — heilig Rufen,
Das zum Himmel steigt,
Sich vor Thronesstufen
Mit den Engeln neigt.

Christus ist mein Leben;
Tod, was drohst du mir?
Was Er mir will geben,
Giebt Er auch in dir.

Danken — Herzenswonne,
Wie der Vogel singt,
Der in Frühlingssonne
Sich in Lüften schwingt.

Ewigkeit die Wiege,
Drin das Weltall ruht;
Kindlein, sicher liege,
Gott ist deine Hut.

Fromm sein — Atmen, Leben
Aus des Himmels Luft,
Drin die Engel schweben
Unter Blütenduft.

Glaube — zu den Sternen
Streckst du deine Hand,
Ziehst aus ihren Fernen
Sie ins Erdenland.

Hoffnung — wie du schauest
Hell das Gottesziel,
Sel'ge Hütten bauest
Unter frohem Spiel!

Jesus — Mensch geboren,
Doch des Ew'gen Sohn,
Schienst im Tod verloren,
Stiegst zum Himmelsthron.

Keuschheit, heil'ge Decke,
Reines Herzens Schutz,
Daß es nicht beflecke
Böser Lüste Schmutz.

Liebe — das ist leben
Recht in Kraft und That,
Zehnfach andren geben,
Was sie Schönes hat.

Mensch! — zu seinem Kinde
Gottes Hand dich schuf.
Kehre heim geschwinde,
Höre Vaters Ruf!

Niedrig sein und stille
Steht dem Kind so schön;
Bald wird Gottes Wille
Es zu sich erhöhn.

Ostern — lichter Morgen,
Der die Kindlein weckt,
Die so still verborgen
Mutter Erde deckt.

Pfingsten — Frühlings wehen
Her vom Himmelszelt.
Blumen rings erstehen
In der Menschheit Feld.

Quelle alles Lebens —
Gottes heilig Wort;
Suchest nur vergebens,
Schöpfest du nicht dort.

Reue — Wiederkehren
An des Vaters Brust;
Und der Trauer Zähren
Werden ihr zur Lust.

Selig sein — Genügen,
Das nichts weiter will,
Als im Schoße liegen
Ew'ger Liebe still.

Trübsal — Sommerregen,
Der das Herz durchdringt,
Daß drin Gottes Segen
Reife Früchte bringt.

Unschuld — halb verklungen,
Wort aus Eden her!
Herr, wann wird errungen
Sel'ge Wiederkehr?

Vater! — diesem Namen
Schließt sich alles ein;
Wie fernab wir kamen,
Dennoch sind wir Sein.

Weihnacht! — Engel bücken
Sich zur Erde mild,
Schauen mit Entzücken
Kindlich Gottesbild.

Zeit — ein Gottesgarten,
Den wir sollen bau'n
Und nach kurzem Warten
Ew'ge Früchte schau'n.

Widmung.

Nimm denn die Blätter hier
Von meiner Hand geschrieben,
Daß sie dir Zeugnis blieben,
Wie treu ich zugethan bin dir!

Wohl ward mir's nicht zuteil,
Daß ich dich lehren können;
Ich mußt' es andren gönnen,
Zu führen dich den Weg zum Heil.

Doch folgte dir mein Blick,
Sah still dein Vorwärtsschreiten,
Sah sich dein Herz bereiten,
Zu rechtem vollen Christenglück.

Auch heute konnt' ich nicht
Mit dir zum Altar treten,
Aus tiefer Brust zu beten
Für dich um freudig Geisteslicht.

Drum laß mich noch so spät
Dir meine Wünsche sagen,
Die ich für dich getragen
Im warmen Herzen treu und stet.

Im Büchlein stehen sie;
Das soll dir nochmals zeigen,
Was dich dem Herrn zu eigen
Und selig macht so dort wie hie.

Gar schnell vergeht die Zeit;
Schon mahnen mich die Jahre,
Wie bald ich wohl hinfahre
In meines Gottes Ewigkeit!

Denkst dann du einmal mein,
So denk' auch meiner Bitte:
Daß du mit treuem Schritte
Folgst deinem Herrn und Hort allein!

Nicht wahr? Von ferne hören wir das Feierabend-Glöcklein durch die letzten Strophen hindurchklingen. —

Daß die Verbindung des Ehepaares Hey mit den Verwandten in Hamburg eine lebhafte und herzliche war und blieb, bedarf keiner Erwähnung. Ob zwar Hey selbst nach den erwähnten Besuchen wieder zwischen 1836 und 1851 dort gewesen, darüber liegt unseres Wissens nichts vor; wohl aber wissen wir, daß Luise ihre Geschwister dort in diesen 15 Jahren mindestens einmal, wonicht öfter, besucht hat; andrerseits haben die Hamburger nicht unterlassen, zu ihrer Herzstärkung in schöner Sommerzeit das Pfarrhaus in Ichtershausen aufzusuchen; so z. B. wiederholt die fröhliche Thekla Herzfeld, so Karoline Beneke, geb. von Axen, z. B. im Jahre 1840 mit ihren Töchtern Minna und Ida und wiederum im Jahre 1846 mit Minna (nachdem Ida 1843 gestorben war) und der Nichte Karoline, dem einzigen Kinde Otto Sigmund von Axens, welche bei die-

sem Besuche mit dem Rentamtmann, späteren Finanzrat G. P. in Gotha bekannt wurde, der dann am 18. März 1847 mit ihr den Ehebund schloß. Der uns bereits bekannte von Hey so sehr geschätzte Otto Beneke besuchte ihn, als er von Berlin nach Heidelberg ging, um Ostern 1835; und Hey schreibt ihm nach diesem Besuche am 15. November desselben Jahres, unter anderem von Eduard Lossius, den man zwar in Gotha „einen argen Mystiker" genannt, der aber sein ganzes Herz von neuem gewonnen habe, ihm ein „großer Liebling" geworden sei; indem er ferner seinem Neffen sich so ausspricht:

„Diesen Winter werden wir, wie es scheint, noch gar festfrieren; doch ist mir vor der Einsamkeit nicht bange; ich habe vielerlei zu thun. Dazu gehört auch eine französische Unterrichtsstunde, die ich täglich Luisen und Fräulein A. K. gebe, mir lieb, um die neue Hamiltonsche Lehrweise zu versuchen. Außerdem habe ich noch vielerlei Unterricht der Dorfjugend zu erteilen, klein und groß, nicht ganz so anziehend, wie das, was Ihr bei Thibaut, Mittermaier und Zachariä hören mögt, doch mir willkommen. Jeder Unterricht frischt meinen Geist auf. Grüße den Kirchenrat Umbreit von mir recht schön! —"

Im Jahre 1846 hat dann Otto Beneke seinem trefflichen Onkel die junge Gattin M. geb. Banks vorgestellt.

Ganz besonders reiche Ausbeute aber verdanken wir der letzten Reise unseres Hey im Jahre 1851, deren nächste Veranlassung die sorgende Liebe zu seinem einzigen Kinde war, welches längere Zeit von anhaltender Kränklichkeit heimgesucht worden, so daß sich der Vater entschloß, mit ihm nach Norderney zu gehen. Dieser Reise, die auch nach Berlin, Hamburg, Bremen und zu mannigfacher Ausbeute für Geist und Herz führte, verdanken wir ein ganzes Bändchen Gedichte: „Reiseerinnerungen Juli und August 1851." Weniges nur können wir hier mitteilen. Vor allem stehe voran eines vor dem Denkmal

Friedrichs des Großen, welches die Leser als den besten seiner Gattung ebenbürtig anerkennen werden, mit dem Verfasser dieses Buches sich freuend, daß nach mehr als 30 Jahren der begeisterte Sang des schon 62jährigen Hey bekannt wird, dessen Prophezeiung wir erfüllt sehen:

Ich bin kein Preuße, stehe nicht
Dem stolzen Adler zu Gericht.
Das Ländchen, dazu mich sie zählen,
Beinah' kann's auf der Karte fehlen.
Steh' ich denn als ein Fremder hier,
O Preußens Zier,
Du großer Friedrich, hier vor Dir? —

Nein, solches Wort sei ewig fern!
Wohl nenn' ich nicht Dich meinen Herrn,
Doch muß mein tiefstes Herz empfinden,
Wie starke Fäden Dir mich binden;
Doch läßt dies Herz mir keine Ruh;
Dir ruf' ich zu:
O Friedrich, mir auch König Du!

Ein Deutscher! Dieses Namens Klang
Hallt wieder Welt und Zeit entlang.
Den darf auch ich mit Ehren tragen;
Wie arm ich bin, ich darf es sagen:
Was Deutschland ist, das nenn' ich mein.
Du warest sein;
Dich zieh' ich in mein Herz herein.

Ob Du es selbst wohl nicht bedacht,
Als Du Dein Preußen groß gemacht
Mit unsers Vaterlandes Blute, —
Es kommt zuletzt ihm noch zu Gute.
Du warest unsrer Mutter Sproß,
Aus ihrem Schoß
Erwuchsest Du so stark und groß.

War nicht aus echtem deutschen Blut
Dein fester nie gebeugter Mut,
Der, weß er je sich unterwunden,
Behauptet in den schwersten Stunden,

Der von vierfachem Feind umringt
Noch unbedingt
Sein erstgefordert Recht erzwingt? —

O war's nicht echte deutsche Art,
Die solche Mäßigung bewahrt,
Die nach den schönsterrungnen Siegen
Nicht ließ die eitlen Wünsche fliegen,
Daß sie sich dann auf nimmermehr
Zur Wiederkehr
Gezwungen sah'n beschämt und schwer? —

Und ist nicht deutsch, wer so das Recht
Gleich austeilt Herren oder Knecht,
Will nie es von den Starken dulden,
Daß sie am Schwachen sich verschulden,
Der streng die eigne Lust beschränkt,
So wie er denkt,
Daß des Geringsten Recht sie kränkt? —

Und deutscher Drang in Deiner Brust —
O war's nicht jene Forscherlust,
Die nur die Wahrheit will erjagen,
Muß sie auch dran das Beste wagen,
Selbst wenn auf Irrweg sie gerät,
Doch fest und stet
Nach fernem Ziel der Wahrheit späht? —

Darum was Du gewollt, gethan,
Dem deutschen Land gehört es an!
Von Dir ein Werk ist ausgegangen,
Das wird ganz Deutschland noch umfangen.
Dann wird es kund der ganzen Welt:
Du deutscher Held
Hast deutschen Heils Grundstein gestellt!

Nicht wahr, mein Leser? Die Fontane, Hesekiel, Rittershaus haben sich solcher Kameradschaft nicht zu schämen. —

Auf Norderney fand Hey auch den Schwestersohn der herrlichen Königin Luise, den damaligen Kronprinzen von Hannover Georg, der im Jahre 1840 22jährig erblindet, seinem Vater Ernst August wenige Monate nach jenem Zusammentreffen am

18. November 1851 in der Regierung folgte. Ihm sind die nachstehenden anziehenden Strophen gewidmet, die wir jenem Hymnus als elegisches Seitenstück folgen lassen:

Dem Lande weh, deß Fürst ein Kind!
So lesen wir im heil'gen Buch.
Ach zwiefach wahr ist wohl der Spruch:
Dem Lande weh, deß König blind!
Der ja mit wachen klaren Augen
Das ganze Reich soll übersehn,
Wie soll des Volkes Wohl bestehn,
Wenn dem gerade sie nicht taugen? —

Du armer edler Fürstensohn!
Du sollst umringt von heller Pracht
Dort sitzen auf dem stolzen Thron,
Du selbst in ewig dunkler Nacht;
Es mag der andren Blick sich weiden
An Deiner Hoheit Strahlenkranz;
Du hast von allem Licht und Glanz
Nichts weiter als ein schmerzlich Leiden!

Du ärmer, als wer dürftig nur
In Deinem Reiche ißt sein Brot!
Er schauet doch das Morgenrot,
Des Himmels Blau, die reiche Flur;
Du siehest nie den Lenz erneuen
Das Land in Blütenherrlichkeit,
Kannst nicht an Erntefeldern weit,
An Bergen hoch Dein Herz erfreuen!

Und hat denn Er, der Dich erschuf,
Dir zugeteilt so hartes Los,
Dich darum nur gemacht so groß,
Daß Dir zur Pein sei Dein Beruf? —
Wie? Oder hat aus Seinen Schätzen
Er andres Gut Dir zugedacht,
Das Deiner Augen finstre Nacht
Mit süßem Troste kann ersetzen? —

Hat Dunkel Dir den Blick umhüllt,
So ward Dir ein empfänglich Ohr,
Durch dessen immer offnes Thor
Dein Herz mit Wonne wird erfüllt;

Das Hochgewaltige, das Schöne,
Und was Dein Wirken fördern kann,
Es zieht an Deinen Geist heran
Getragen von dem Flug der Töne.

Was führt zum armen Eiland so
Mit warmer Sehnsucht Zug Dich her?
Ist es das ungestüme Meer,
Das hier Dich macht so frei und froh?
Fühlst Du in seinem Wellenschlagen,
Wie's um Dich brauset nah und weit,
Den Ruf der Unermeßlichkeit
Herein in Deine Seele tragen?

Und wie Du hier mit heil'ger Lust
Vernimmst den ernsten Wogendrang,
So lebt Dir tausendfacher Klang
Der Töne warm in Deiner Brust,
Und schlinget sich in Zauberspielen
Vor Deinem ahnungreichen Geist,
Die Du dann schnell zu fesseln weißt
Und machst zur Freude Andern vielen.

Doch herrlicher als Meergebraus
Und schöner als der Töne Kunst
Verlieh Dir Deines Gottes Gunst
Der Liebe Ruf in Deinem Haus.
Wie innig muß ins Ohr Dir klingen
Der edlen Gattin trautes Wort!
Wie hörst Du Deine Kinder dort
Mit froher Eile Dich umspringen!

Und Heil Euch, daß Ihr insgesamt
Das Wort der Wahrheit höret gern,
Aus frommem Buch das Wort des Herrn,
Das aus des Himmels Klarheit stammt!
O das macht helle Deine Seele
Mit reinem, nie getrübtem Licht;
Von dessen Weisung weiche nicht!
Dann gehst Du frei von Schuld und Fehle.

Das macht Dich ganz gewiß und klar,
Zu wählen stets das beste Teil,
Dein fürstlich Amt zu Volkes Heil
Getreu zu führen immerdar.

So gehe hin denn ohne Grauen,
Zu Deinem Gott das Herz gewandt!
Er führt Dich treu an Seiner Hand,
Er läßt Dich einst Sein Antlitz schauen!

Der Rast in Bremen verdanken wir einen Gruß an die Zeugen Christi Treviranus und Mallet, welcher die Harfentöne des 133. Psalms vom güldnen Kleinod des Friedens lieblich variiert, wie dann ja der erstere mit Chr. G. Barth, Ad. Monod, Aug. Tholuck u. a. unter den Teilnehmern der ersten Versammlung der evangelischen Allianz in London im Jahre 1846 gewesen war:

Gott zum Gruß, Ihr lieben Freunde,
Gottes Segen über Euch,
Dem in Seines Sohns Gemeinde
Wir verbunden alle gleich;
Seine Trene soll's Euch lohnen,
Wie Ihr uns entgegenkamt,
Herzlich uns und warm aufnahmt,
Als die stets beisammen wohnen!

Also saß in alten Zeiten
Abraham vor seinem Zelt,
Sah heran den Fremden schreiten,
Der am Stab sich mühsam hält;
Also lief er ihm entgegen,
Zog ihn unters Hüttendach,
Wie er von der Wandrung schwach,
Sein mit treuem Dienst zu pflegen.

Altes Gastrecht, sonst verschwunden
Aus der kalten Menschenwelt,
Hier wirst du noch heut gefunden,
Hier, wie in der Wüste Zelt,
Hier, wo Tausende durchjagen
Länder, Meere nach Gewinn,
Hier hat alter Hirtensinn
Seine Hütte aufgeschlagen!

Christi Sinn; denn diesem Meister
Treue Jünger folgen sie;
Jesu Wort nährt ihre Geister,
Ihre Speise spät und früh.
Darum wen sie nur erkennen
Als der dieses Meisters ist,
Wie sie den zu aller Frist
Freudig ihren Bruder nennen!

So habt Ihr es mir bewiesen,
Den Ihr nie zuvor gesehn;
So war es ein trautes Grüßen,
So ein herzliches Verstehn;
So in eines Tages Stunden,
Der so flüchtig mir entwich,
Hab' ich als ein Bruder mich
Unter Brüdern bald gefunden.

Oft auch haben wir gestritten
Um der Lehre rechten Sinn,
Sind voll Eifers wohl geschritten
An des Herrn Wort her und hin;
Immer fanden wir uns wieder
Auf dem einen Ankergrund,
Grüßten dann mit warmem Mund
Uns in einem Geist als Brüder.

Und so bleib' ich in der Ferne
Stets fortan Euch herzverwandt,
Send' Euch Wort und Gruß so gerne,
Wink' Euch mit der Bruderhand,
Rufe unsres Gottes Segen
Herzlich flehend auf Euch zwei,
Daß Er schirmend nahe sei
Eurem Thun und Euren Wegen!

Auf Norderney wurde Hey bekannt und durch die allezeit warme Teilnahme seines Herzens bald vertraut mit einer frommen jungen Frau aus Stade, M. W. geb. B., deren schmerzliches Erkranken und ergebenes Heimgehen am 14. August 1851 er erleben mußte. Ihr widmet am 15. August unser

Dichter von Gottes Gnaden einen lieblichen Kranz von sieben Gedichten, deren erstes wir mitteilen, das charakteristisch für den Verfasser ist:

Drei kurze Wochen sind es,
Als Du mir an des Gatten Hand
Entgegentratest auf dem Strand
Mit offnem Zutrau'n eines Kindes,
Das ältrem Freund mit erstem Gruß
Das ganze Herz gleich zeigen muß.

Ich war Dir fremd gewesen;
Doch die Du in der Kinderzeit
Mit nimmer müder Freudigkeit
Gelernt, gesprochen und gelesen,
Der Fabeln, Sprüchlein dachtest Du
Und wandtest Dich so hold mir zu.

Es hat manch schöner Segen
Weit über meines Hoffens Ziel
Auf diesem leichten Kinderspiel
Durch Gottes Huld gelegen.
Doch bot sich's kaum mir lieber dar,
Als es an jener Stelle war!

So hat in kurzen Stunden
Uns schnell verknüpft ein tiefres Band,
Als hätt' ich immer Dich gekannt,
Als eine Tochter Dich gefunden.
So sorglos gab sich Herz und Sinn
In traulichen Gesprächen hin.

Und sollt' ich darum wenden
Zu Dir ein warmes Vaterherz,
Daß ich schon heut' in bittrem Schmerz
Am Sarg der Thränen Zoll muß spenden? —
Und wardst Du darum mir so wert,
Daß schwerer nun Du wirst entbehrt?! —

Durch die lieblichen elegischen Klänge werden wir wieder auf die Fabeln hingeführt. Der alte Friedrich Perthes hatte selbst noch die erste wohlfeile Schulausgabe des 1. Teils im Jahre 1841 besorgt. Nach seinem Heimgange wurden durch

seinen jüngsten Sohn Andreas die seit dem Jahre 1840 bestehenden Firmen „Friedrich Perthes“ und „Friedrich und Andreas Perthes“ im Jahre 1854 zu der einen gegenwärtigen Firma „Friedrich Andreas Perthes“ verbunden; unter dieser erschien die erste wohlfeile Schul-Ausgabe des 2. Teils im Jahre 1866.

Daß Andreas Perthes mehrere Jahre in Töttelstedt Zögling Heys war, ist mehrfach erwähnt worden. Im Jahre 1845 handelte es sich um eine neue Ausgabe der Fabeln. Hey schreibt an den nunmehrigen Verleger, seinen jungen Schüler und Freund, am 30. September:

„Lieber Freund! Da einmal mein Name als des Verfassers allgemein bekannt ist, so erscheint es ganz natürlich, daß er auf dem Titel steht, wie es ja auch bei der französischen Übersetzung schon der Fall ist. Wenn es Dir also angemessen erscheint, so hast Du volle Freiheit dazu.“

Am 8. Oktober: „Umstehend die Vorrede, wie sie sich eben machen ließ. Beifolgend auch der Brief des sel. Papa. Du wirst ihn natürlich auch den anderen Angehörigen vorzulegen haben. Aber dann wünsche ich ihn wiederzuerhalten, mir und meinem W. zum Andenken an seinen lieben Perthes, von dem ich ohnehin nach meiner leidigen Fahrlässigkeit [sic!] zu wenig aufgehoben habe.“ — —

Am 13. September 1850 erwähnt Hey des Büchleins: „Das Kind von der Wiege bis zur Schule“ und des etwa gleichzeitig bei seinem lieben Bernhard Perthes (in Firma „Justus Perthes“) herausgekommenen „Das Leben eines Kriegspferdes“, von welchen ersteres die 5., letzteres die 3. Auflage erlebt hat. Er schreibt:

„Lieber Andreas! Ich freute mich, einmal wieder etwas von Deiner Hand zu sehen. Hoffentlich hat Dir das Seebad recht gut gethan und Du kannst nun mit neuer Kraft Deinen

Lieben, Deinem Berufe und dem weiten Kreise gemeinnütziger Thätigkeit leben, dem Du so viel Eifer und Kräfte widmest.

„In den Verslein habe ich durchaus nichts zu berichtigen gefunden. Zu meinem Erstaunen hat Herr Justus Schneider [der Zeichner] Nr. 1 so gewählt, wie ich's zuerst gemacht hatte. Die Frauen hatten das zurückgewiesen und in schuldiger Folgsamkeit hatte ich ein anderes gemacht, das ihnen besser gefiel. Nun — es ist seine Sache; ich weiß das andere auch gar nicht mehr.

„Du hast wohl gehört, daß ich auch bei Bernhard erscheine und zwar zu Roß. Meiner Luise ist es ordentlich eine Sorge, daß der alte Mann sich vor dem Publikum zeigt: Ohl Mann woll rieten unn hatt geen Toom. Mir macht's keinen Kummer. Tritt doch der Ernst des Lebens uns überall schmerzlich genug nahe."

„Alter Mann wollte reiten und hatte keinen Zaum" würde korrekt auf Plattdeutsch lauten, was Heys Hamburgische Hausehre auch wußte: „Ohl Mann wull rieden un har keen'n Toom". „Rieten" ist das hochdeutsche „reißen"! —

Als der zwei Jahre später zum Generalsuperintendent ernannte Dr. Aug. Petersen vorerst 1850 als Superintendent und Oberpfarrer in Gotha eintrat, begrüßte ihn Hey mit einer längeren Ansprache in Versen, welche gedruckt überreicht ward. Der Anfang lautet:

„Sei uns gegrüßt, der Unsren Einer nun,
Der mit uns will den Weg des Heils bereiten,
Mit uns den Armen frohe Botschaft thun,
Mit uns im Dienste Jesu Christi schreiten
Rastloses Schrittes auch auf rauher Bahn;
Bereit auch für Sein heilig Recht zu streiten
Mit Geisteswaffen, wie Du sie empfahn;
Mit Hirtentreue schirmend Seine Herde,
Wenn ihr der Wolf will, der Verderber, nahn;

Wenn falscher Ruf sie lockt auf irre Fährte,
Sie treu zu halten in der Wahrheit Gang,
Daß ihrer auch nicht eins verloren werde.
So rufen wir aus warmem Herzensdrang
Dir unsern Gruß und tausendmal willkommen
Zu gleichem Segenswerke lebenslang.
Als Freund, als Bruder bist Du aufgenommen,
Als Vordermann im Kampfe, da wir stehn. U. s. w.

Am 20. September 1850 schreibt Hey an Andreas Perthes:

„Du hast mir so manches Manuskript geschickt; hier auch eines für Dich! Du wirst mir beistimmen, daß es schicklich ist, dem Manne, an den wir so viele Hoffnungen knüpfen, irgendeine Begrüßung darzubringen. Außer der Stadt lag es keinem näher als mir. Jeder Vogel singt seine Weise; so sind's Verse geworden, und sie müssen schicklicherweise gedruckt werden. So sehen die Leute auch, daß ich nicht bloß in der Kinderstube verkehre oder zu Rosse einherziehe!

„Also gedruckt; — und da geht es doch nicht anders, als daß, was von mir kommt, bei Perthes erscheine. Der Aufwand wird so groß nicht sein, größer die Mühe. Könntest Du nicht, sa gieb es an Bernhard ab! Einen anderen Absatz wird's nicht geben; wäre es aber auch, so kann er zwar gern z. B. für die Freischule verwendet werden; aber nicht auf den Titel gedruckt, so wenig wie eine Preisangabe! — — Die Korrektur müßte ich natürlich auch haben und doch alles zu Petersens Einführung fertig sein. Bis dahin aber wäre Schweigen zu beobachten. — —"

Am 28. September: „Hier, lieber Freund, die Korrektur. Übergeben kannst Du das Gedicht erst am Tage, wo er wirklich sein Amt antritt, die Predigt hält. Außer dem schöneren Exemplar giebst Du ihm wohl eine Anzahl zu beliebiger Verfügung! Wer sonst erhalten soll, ist Dir teils freigestellt, teils wollen wir uns noch darüber verständigen."

Am 13. Oktober 1850 ward D. Petersen eingeführt. Am 8. Oktober schreibt Hey an Andreas Perthes: „Der Titel des Schneiderschen Büchleins war mir ganz recht. Ich würde mich freuen, wenn ich bald ein Exemplar bekäme; ich möchte gern meinem Patchen, dem Knaben des Pf. Tietze in Neudietendorf, vor dessen Weggang nach der Lausitz es zum Andenken geben. Wenn ich es bis zum 12., Sonnabend, haben könnte, wäre es schön. Bis dahin kann ich auch wohl unseren Gruß an Petersen bekommen und schicklicherweise von Sonntag an weggeben. Hier ein Verzeichnis derer, an die Du es in meinem Namen schicken kannst, obgleich ich mich schäme, Dir die Mühe zu machen. — — — Vielleicht fallen Dir noch andere ein; da hast Du volle Freiheit, über meinen Namen zu verfügen. Du wirst sehen müssen, wo eine solche Aufmerksamkeit angebracht, wo sie nicht passend wäre, etwa nur Verwunderung oder Spott erregen könnte. Auswärts, wenn es Dir nicht allzu unbedeutend erscheint und Du gerade Gelegenheit hast, bemerke ich: Matthias Perthes, Rudolf Jacobs, Lücke, Umbreit." —

Mit großer Freude und besonders lebhafter Sympathie wendet sich der Verfasser dieses Buches nunmehr den Briefen zu, die unser Hey mit seiner Luise an die beiden Ichtershausener gerichtet hat, welche zu seinen letzten eigentlichen Schülern gehören: Hugo Heidenreich, jetzt Pfarrer in Sättelstedt an der Thüringischen Eisenbahn zwischen Fröttstedt und Eisenach, und Louis Zschetzsche, jetzt Pfarrer in Ballstedt an der Gotha-Leinefelder Bahn. Die an den letzteren von Hey selbst gerichteten sind bis jetzt zwar noch nicht aufgefunden.

Ersterer schreibt dem Verfasser dieses Buches, wie Hey seine Freude darin fand, die Jugend in die Schätze der Wissenschaft einzuführen und zugleich mit seinem reichen Geiste ein so tiefes kindliches Gemüt verband, daß er auch zu den Kindern

der einfachen Dorfschule sich herabneigen konnte, so daß ihnen stets die Augen glänzten, wenn er in ihre Mitte trat. Heydenreich war erst 17jährig in Heys Unterricht eingetreten, den er zwei Jahre, 1842—1844, genossen, bevor er das Gymnasium bezog. Daß er auf der Universität nicht der „Jenenser Theologie" jener Zeit verfallen, das sei, schreibt er, neben L. Imm. Rückert dem teuren Hey zu verdanken. Dieser sei ihm das Werkzeug der göttlichen Gnade gewesen, das gottselige Geheimnis von Christo dem Sohne Gottes aufzuschließen und ihn in seine Tiefen einzuführen. Nach bestandenem Examen habe er ein Institut in Ichtershausen geleitet und sei ihm das Glück beschieden gewesen, täglich in Heys Hause weilend unter seiner Anleitung auf das Amt sich zu rüsten. Er nennt Hey seinen geistlichen Vater, „die liebenswürdige Luise" seine Pflegemutter, die mit ihrer mütterlichen Treue und feinen Art einen gesegneten Einfluß auf seinen inneren und äußeren Menschen geübt habe.

Am 1. März des Jahres 1853 trat Heydenreich als Hauslehrer in die Familie des Grafen Fritz Reventlou (so nannte und schrieb er sich selbst), vormaligen Mitgliedes der provisorischen Regierung und dann der Statthalterschaft der Herzogtümer Schleswigholstein, welcher durch die dänischen Gewalthaber von der Amnestie ausgeschlossen außerhalb seines Heimatlandes mit vielen in der Verbannung lebte. Darum sagte der Verfasser oben, daß er in diese Partie seines Buches mit besonders lebhafter Sympathie eintrete; zumal schon deshalb, weil er im Juni des Jahres 1848 freiwillig in die schleswigholsteinische Armee eingetreten jenen Kampf miterlebt, der doch der eigentliche Ausgangspunkt der späteren Kämpfe, denen die Wiedergeburt des deutschen Reichs entsprang, gewesen ist; aber auch aus dem Grunde, weil im Winter 1851/52 durch N. N. in E. die lockende Mitteilung an ihn erging, daß der Graf

einen Hauslehrer wünsche, und nur besondere momentane Umstände ihn hinderten sofort diese Stellung zu suchen, und weil er jetzt nach einem Menschenalter noch die Freude erlebt zu erfahren, daß der edle Graf so glücklich war einen Schüler unseres Hey für seine drei jüngsten Kinder zu gewinnen. Die Familie Reventlou wohnte zu Anfang 1853 zu Staden bei Friedberg in der Wetterau und siedelte im Sommer desselben Jahres über nach Starzeddel bei Jeßnitz in der Niederlausitz.

Am 9. März 1853 schreibt Hey:

„Lieber Hugo! Mit Freuden ersehe ich aus Deinem Briefe, daß Du glücklich angekommen und hauptsächlich, daß Du in so erwünschte Verhältnisse gekommen bist. Wie erfreulich für Dich, gerade bei Deiner trüberen Gemütsart, daß Du in einer wirklichen Familie lebst, die Dich mit so viel Wohlwollen aufgenommen! Und wenn der Hausherr Dir kälter erschienen, so hast Du das zunächst aus der norddeutschen Natur, die überhaupt nicht so leicht beweglich, dafür aber desto tiefer ist, sodann aus dem Gegensatze des männlichen Ernstes gegenüber der weiblichen Gemütlichkeit zu verstehen, endlich zumal daraus, daß ein Geist, der Jahre lang das Geschick eines Landes und Volkes zu leiten hatte, jetzt daran so schmerzlich schwer zu tragen hat, sich leicht gewöhnen mochte, der nächsten geselligen Unterhaltung und Aufmerksamkeit mehr fremd zu werden.

„Zweierlei ist es, was mich besonders erfreut: zuerst, daß Du überhaupt so viel in der Familie bist, schon halb acht Uhr morgens, — was würde unser Sandford zu solcher Frühe sagen! — dann Mittag, dann zu Tische, dann zu Abend, sodann, daß Du fast allen Unterricht in Gegenwart der Frauen giebst. Das wird Dich vorzüglich vor der alten Feindin Heftigkeit bewahren und seinen Einfluß hoffentlich auch

auf die Stunden erstrecken, die Du dem Knaben allein zu geben hast. Aber überhaupt dieses Zusammensein mit einer edlen, gebildeten weltkundigen Familie wird Dir für Haltung und Bildung, wie für Geist und Gemüt reiche Frucht bringen.

„Das Französische scheint nicht die herrschende Sprache zu sein. Doch unfehlbar wird es viel gesprochen [?], und es würde lächerlich sein, wenn Du Dich beharrlich davon ausschließen wolltest. Das giebt sich von selbst. Wenn Du zu französischer Unterhaltung etwas beizutragen hast, so giebst Du es in derselben Sprache, namentlich denen gegenüber, die keine andere wissen. Ce n' est que le premier pas qui coute. Auf die Aussprache wirst Du von selbst merken, und wenn Du berichtigt würdest, selbst von Deinen Schülern, so schadet das Deiner Autorität so wenig, wie, wenn einmal künftig dein Schüler der Gouvernante ein lateinisches Wort berichtigte, dies ihrer Autorität schaden würde.

„Mit dem dritten Hauptstück hat es wohl noch etwas Zeit; indes bald gethan ist halb gethan. Beiliegenden Zettel habe ich gestern Abend niedergeschrieben; nimm ihn, wie er ist, da es sich ohnehin versteht, daß Du nicht in verba magistri schwören, sondern Dir Deinen Gang ausarbeiten mußt. Die Vorbemerkungen haben nichts zu bedeuten; viel Vollständigeres habe ich Dir längst darüber gesagt. Aber das zum dritten Hauptstück Gesagte magst Du recht durchdenken, ordnen, benutzen und das Deinige zufügen, und zwar nicht einmal als für immer, sondern stets vervollkommnend.

„Deine Frage über das ‚Du‘ wird ohne Zweifel schon erledigt sein; die Körpergröße, die geistige Reife, wie die Luft des Hauses geben da die Entscheidung; und diese wird wohl, was ich auch für das Beste halte, auf das ‚Sie‘ gefallen sein.“

Verfasser gestattet sich hierzu die Randglosse, daß er sich,

soweit als es sich um noch nicht Konfirmierte handelte, zweifellos des „Du" bedient hätte, vollends als Hauslehrer; die von unserem Hey angegebenen Momente dürfen für die Entscheidung dieser Frage nicht maßgebend sein. Nicht gern zwar redete der Verfasser einst im Rheinlande vor etwa zwei Decennien nach damaligem dortigen Brauch Sekundaner und gar Primaner des Gymnasiums zu W. und der Realschule zu M. mit „Du" an, weil eben die meisten derselben erwachsen waren.

Am Palmsonntag den 20. März 1853, da gerade tiefer Schnee die Wege bedeckte, feierte der Pfarrer K. W. G. Winzer in Ingersleben, wo er 50 Jahre gestanden, sein Jubiläum, kurz zuvor mit dem Titel „Kirchenrat" geschmückt; er stand noch fast 4 Jahre im Amte, starb erst am 2. Februar 1857. Hey schreibt am 20.: „— — — Ich komme eben von Ingersleben, wo die Feier in jeder Hinsicht eine wahrhaft erhebende war. Generalsuperintendent Petersen, der nicht mehr kommen zu können glaubte, war dennoch da und hat sehr schön gesprochen, auch der Jubilar recht kräftig und gut. Es waren sämtliche Pfarrer unterhalb des Berges da, außer R. in E. und B. in H.; auch die beiden Neudietendorfer fehlten nicht."

Wie sehr unser alter Freund zur Feier wird mitgewirkt haben, läßt sich ermessen, obschon er damals schon oft recht leidend war und der Weg ihm sauer ward. Am Tage vor Ostern den 26. März vollendete er sein 64. Jahr. Am 5. April schreibt er:

„Vielen Dank für Deine freundlichen Wünsche! Es gehört zu den besten Gaben, die mir der liebe Gott so reichlich zugeteilt hat, daß viele sind, die herzlich an mir teilnehmen; und unter diesen — das weiß ich — stehst Du weit voran. Es war schön, daß am 26. zu derselben Zeit, wo Ihr beide sonst einzutreten pflegtet, Eure Briefe eintraten. Denn auch Louis Zschetzsche hatte die Zeit glücklich getroffen. Leider kam mit

den Eurigen auch einer von Schnepfenthal: daß W. erkältet und fieberhaft sei. Damit wurde denn unsere Freude etwas niedergeschlagen, und besonders meine Frau hatte Mühe, sich vor ihren vielen Gästen, auch aus Gotha, hinlänglich zusammenzunehmen. Auch nachher, wo Gustav und Richard und Max Kn. und Bruno H. dasaßen, trat es uns sehr vor die Seele, daß doch der nächste und eigenste fehle. Ich will aber nur bald beifügen, daß, als wir am Mittagtisch saßen, der Junge hereintrat, begleitet von Frau Direktor Ausfeld, die am Morgen seine Erkältung geringer gefunden, das Fieberhafte richtig auf die spannende Erwartung geschrieben und freundlich ihn selbst hierher gebracht hatte. Sie selbst konnte nur etliche Stunden bleiben, hat aber die Genugthuung gehabt, daß dem W. der Besuch sehr gut bekommen ist. Wir haben uns 3—4 Tage sehr an seiner zunehmenden Heiterkeit und Kraft erfreut; Mittwoch ist er von mir begleitet wieder dort angelangt, hat uns auch schon einen recht vergnügten Brief geschrieben. Der Geburtstag war also ein recht schöner, zumal er drei in sich vereinigte, den 5. März, den 8. April, der da zu Clementinens Bestem mitgefeiert wurde, und den 26. März. Artig genug ist unser gemeinsames Alter (15 + 21 + 64) gerade 100 Jahre gewesen!

„Die Festzeit habe ich, diesmal ohne Deine Hilfe, mit frischem, heitrem Mute zurückgelegt. Nur die Konfirmation ehegestern (Quasimodogeniti) wurde mir etwas schwer, weil mich allerlei Gedanken dabei bewegten. Auch dauerte der Gottesdienst, der zahlreichen Kommunion wegen, 2½ Stunden. Gestern war Examen in der Dorfschule, und ich habe mich sehr an B.s Schülern erfreut. Fast kein Kind ist zurück; das Erforderliche wird überall geleistet. Auch Kl.s Schule ist nicht übel. Ich freue mich, daß beide Lehrer ihre Schüler so ruhig und freundlich behandeln."

Am folgenden Tage, den 6. April, war unser Hey zu Fuße nach Neudietendorf und von dort per Bahn nach Gotha gereist, weil er vernommen, daß sein Bruder Karl, der Kirchenrat, seit dem 18. März 69jährig, und dessen Frau beide krank seien; er meinte auch, eine solche Reise sei für ihn selbst wohlthuend. Er hatte beide mehr wohlauf gefunden, als er erwarten durfte, spricht aber doch in der Fortsetzung des obigen Briefes seine Besorgnis aus, da auch sein Bruder verschiedene schwierige Amtsgeschäfte, worunter die Konfirmation am Sonntag Mis. Dom. den 10. April, ohne Hilfe selbst besorgen wolle; bringt seinem Hugo aber frische Grüße von der Familie Perthes und L. Tümpel mit und erzählt, daß er seinen Sandford in Gotha von der Reise zurückgekehrt getroffen und in einigen Tagen erwarten dürfe. Dann fährt er fort am 7. April:

„Deines Wohlseins in Deiner behaglichen Stube und vielmehr in der trefflichen Familie freuen wir uns von ganzem Herzen. Gott stehe Dir bei, das Wohlwollen derselben immer mehr zu verdienen, daß der Atem — wie Du es richtig bezeichnest — wahren Christensinnes und echter Bildung, die eben von selbst auch eine sanfte Heiterkeit mitbringen, dich immer mehr durchdringe, läutere, zufrieden und glücklich mache. Gerade von älteren durchgebildeten in den Erfahrungen des Lebens erprobten Frauen lernt ein junger Mann am leichtesten und besten.

„Dein Whistspiel wird Dir so wenig wie der gute Tisch gefährlich werden. Ich freue mich Deines richtigen Gefühls hinsichtlich des Weintrinkens und hoffe auch, daß Du in dem Bier, welches wohl ziemlich stark ist, gehöriges Maß halten wirst. Ganz vorzüglich aber hoffe ich das hinsichtlich der Heftigkeit und wünsche noch recht oft in Deinen Briefen das Zeugnis zu lesen, daß Du bis jetzt noch keine Anfechtung derselben erfahren oder doch sie kräftig überwunden habest. Es wird nur

die Flüchtigkeit des Knaben sein, die Dich dort aufregen könnte; aber Du fühlst auch, daß ein solcher Ausbruch Dir dort viel nachteiliger sein müßte als anderswo, wo nicht solcher Sinn und solche Bildung walten.

„Das Langweilige der französischen Vorlesungen wird auch seinen Nutzen für Dich haben, je besser Du sie verstehst. Sehr lieb aber sind mir die deutschen Vorlesungen, mit denen Du Dich der alten würdigen Großmutter dienstlich erweisest und die sich später vielleicht noch weiter ausdehnen. Was Du jetzt liesest, ist doch wohl die Geschichte der trefflichen Luise Henriette von Oranien. Möchtest Du nicht im Tagebuche kurz anmerken auch was Du gelesen hast? Später, wann Du es durchgehst, freust Du Dich daran.

„Für den Religions-Unterricht halte ich zwei Stunden für ausreichend, vorausgesetzt daß die Kinder täglich entweder an der Hausandacht teilnehmen oder zu Anfang der Stunden etwas Angemessenes lesen.

„Auch Deine Verbindungen in Friedberg sind ja sehr erwünscht. Sie werden Dir zur Haltung und Förderung dienen."

Am 4. Mai:

„Lieber Hugo! Dein letzter Brief ist, wie seine Vorgänger, mir zur Freude gewesen. Ich danke Gott, daß Er Dich unter so wohlwollende Menschen geführt hat und daß Dein Wollen und Streben ihren Wünschen zu entsprechen scheint. Wolle Er ferner Seinen Segen dazu geben! Daß Du mehr Arbeit hast, als es am Anfang zu erwarten war, ist, wie Du es auch nimmst, nur erwünscht. Es spricht eben für das Zutrauen, das Dir entgegenkommt; und die Vorbereitung, welche solche Vorträge über Geschichte und deutsche Literatur erfordern, ist für Dich selbst von bleibendem Nutzen.

„Eure beabsichtigte Reise zu Pfingsten wird, fürchte ich, im

Gebirge noch etwas früh sein. [Pfingsten fiel auf den 15. Mai.] Ihr werdet an manchen Stellen noch Schnee finden. Doch hat ja der Mai so schön begonnen; und wenn er diese 10—12 Tage so fortfährt, besonders wenn er etwa einen warmen Regen bringt, kann vieles sich entwickeln. Daß Du mit Deinem Zögling in unserem Hause willkommen bist, setzest Du mit Recht voraus. Es wird auch Raum genug sein, da zwar Purgolds kommen, aber Sandford nach Weimar geht. — —

„Ein- für allemal laß mich die Bitte aussprechen, daß Du Deine Briefe nicht mit der alten statarischen Doppelüberschrift beginnest! Irgendeine andere abwechselnd oder auch gar keine, und dafür ein freundliches Wort, in den ersten Satz geschoben, thut's auch. Wir wissen, daß Du uns lieb hast, und sind nicht eifersüchtig.

„Mir geht's im Magen besser; kleine Beschäftigungen im Garten und große Wanderungen mit Sandford bringen ihn wieder zurecht. Gestern waren Frau Oberkonsistorialrat Agricola und Mathilde hier. Sie freuten sich mit uns Deines Wohlseins, auch Pfarrer Bonsack. — Es ist sogleich 9 Uhr; ich muß hinauf zu meinem Faulpelz S.; denn wenn ich nicht pünktlich bin, so ist er's vollends nicht. Herzlich Gott befohlen!"

Die Reise Heydenreichs mit seinem Zögling Karl Reventlou war nach dem Plane unternommen worden. Hey schreibt darauf am 21. Mai, bald nach ihrer Abreise:

„Lieber Hugo! — — — Dein Besuch, obgleich er mir bei seiner Anmeldung um Deinetwillen etwas zu früh schien, hat uns herzlich erfreut und nach manchen Äußerungen, die ich gehört, auf recht viele einen sehr guten Eindruck gemacht. Der kleine Karl, mit seinem offenen fröhlichen Wesen, hat allen gar wohl gefallen, ganz besonders meiner Frau.

„Am Mittwoch ging ich nach Gotha. In der Pastoralkonferenz führte D. Petersen seine Thesen über die Predigt

— vom vorigen Jahre her — warm und sehr anregend zu Ende. Dann kamen die Gewerbeschulen zur Sprache und: daß wirklich in Gotha, Waltershausen, Ohrdruf — wer weiß wo sonst noch — am Sonntag Vormittag bis zum Gottesdienst und während desselben Schulen gehalten werden, welche die Lehrlinge besuchen müssen. Es ist beschlossen, daß die Ephoren gemeinsam sich an das Oberkonsistorium dagegen wenden sollen. Ich aber habe eine leise Furcht, daß der gute N. N., obgleich er auf meine Frage zugesagt hat, die Eingabe mitunterzeichnen zu wollen, die Spitzen der Wahrheit und des Ernstes möglichst abzubrechen versuchen wird, was dann ein unerfreuliches Zusammentreffen mit mir veranlassen möchte.

„Über Guben und Umgegend las ich in einem Bericht der Brüdergemeinde, daß ihre Sozietät dort im Abnehmen, daß die Angehörigen derselben durch das Fabrikwesen zu sehr abgezogen sind, daß die Altlutheraner sehr eifrig Proselyten machen, während zugleich ihrem christlichen Ernste volle Anerkennung geschenkt wird. Möglich, daß auch Irvingianer und andere Parteien dort ihr Wesen treiben. Aber alles dieses kann nicht ohne weckenden Einfluß auf die Landeskirche geblieben sein, so daß Du also dort leicht mehr Leben finden wirst als in der Wetterau oder Thüringen.

„Du hast ohnehin Anlaß bald zu schreiben. Aber wir wollten auch gern wissen, wie und wohin Eure Reise gegangen ist und ob Dein lieber Pflegebefohlener ohne Erkältung oder sonstigen Unfall diese erste größere Wanderung zurückgelegt hat. — —

„Ich erinnere noch daran, daß der formelle Doppeltitel von Überfluß ist. Grüße von uns allen den kleinen Karl und empfiehl uns seinen verehrten Verwandten, die uns durch ihn und durch Deine Erzählungen so wert geworden sind! — Von Herzen Gott befohlen!“

Am 4. Januar 1854 schreibt unser H e y wieder — wir hören die Feierabendglocke schon vernehmlicher aus dem Hintergrunde —:

„Lieber Hugo! Meine besten Wünsche für Dich, Dein Leben und Wirken, auch für das treffliche Haus, darin Du lebst, zuvor!

„Es thut mir leid, daß ich Deinen Brief mit dem der Frau Gräfin von B. nicht sofort wenigstens vorläufig beantwortet habe. Aber ich hoffte, Louis Zschetzsche sollte kommen, um bald eine entscheidende Antwort zu geben. Gestern empfange ich nun einen Brief von ihm, der seine Ankunft bis zum 15. dieses Monats oder weiter hinausschiebt. Da bin ich in Sorge, daß ihm die erwünschte Stelle verloren gehe, wenn gar nichts darüber geschrieben wird. Daher bitte ich Dich, entweder selbst oder durch die gütige Vermittelung der Frau Gräfin von Reventlou sein Schweigen bei Frau Gräfin von B. zu erklären und darauf hinzuweisen, daß er heimgekehrt sofort schreiben wird. Einstweilen will ich bemerken, daß er keinenfalls früher als Ostern eintreten wird, da mein Befinden mich i m m e r m e h r darauf hinweist, daß ich seiner Hilfe ganz besonders in der Fastenzeit bedarf, so daß es eine gütige Schickung Gottes war, die ihn mir gerade jetzt zuführt. N o ch erlauben mir die Ärzte, e i n e n Gottesdienst des S o n n t a g s zu halten.

„Jetzt ist auch mein W. wieder hier, in vielem recht tüchtig. Die Beschäftigung mit ihm, auch vom Arzt aufs strengste Maß gesetzt, ist mir eine wohlthätige Unterhaltung.

„Den Brief der Frau Gräfin von B. muß ich natürlich hier behalten. Sei freundlich eingedenk Deines W. Hey."

Am 12. Februar 1854: „L. H.! Dein Bruder war hier, um uns Deine Sorge über mich mitzuteilen und Deine Ungewißheit, ob Du nicht kommen sollest. Dank für Deine Freundlichkeit! Allerdings ist mein Zustand recht ernst, und eine Zeit

lang war wohl nichts als ein ziemlich nahes Ende vorauszusehen. Doch hat es sich immer hingezögert, so daß ich jetzt wenig oder gar keine Schmerzen habe, dagegen die Schwäche immer größer geworden ist; wie ich denn fast nicht mehr gehen oder stehen kann und meine Vorträge in der Kirche sitzend halte. Aber nun sagen die Ärzte — noch gestern Dr. Richter aus Waltershausen —, daß mein Puls und Aussehen besser sei und daß ich wohl wieder aufkommen könne, wenn ich auch manche Beschwerden behalten würde. Das stelle ich dem treuen Gott anheim.

„Jetzt hat uns ein neues großes Unglück betroffen. Am letzten Donnerstag ist unser Arzt Dr. Hassenstein auf dem Wege von Holzhausen hierher mit dem Pferde gestürzt, und noch ist nicht zu sagen, ob er zu retten ist. Namentlich eine Lähmung der Seite macht Dr. Richter große Sorge. An ärztlichem Beistand von hier, Arnstadt, Gotha hat es nicht gefehlt. Denke Dir die Familie von 8 Kindern, denke die Hunderte, die auf ihn ihr Vertrauen zu setzen gewohnt sind! Was soll werden, wenn er nicht wieder aufkäme! Doch es steht in Gottes Hand, und was Er macht, ist gut.

„Du bist ungewiß, ob Du nicht hierher kommen solltest. Ich sage nein. Bloß um mich noch einmal zu sehen, mußt Du nicht so viel Zeit und Geld verwenden. Geistig werde ich Dir hoffentlich Dein lebenlang nahe bleiben, und schon ein Brief ist fast mehr, als wenn Du noch einmal mein vermagertes Gesicht, meine hinfällige Gestalt sähest. Jede Unterbrechung in Deinem Unterricht ist gerade jetzt nicht gut. Helfen kannst Du mir doch nicht, da Du doch Deine Stelle, die Dir für Herz und Gemüt so wohlthätig ist, nicht aufgeben kannst noch darfst. Auch fehlt es mir nicht an Hilfe; alle Nachmittagsgottesdienste hält Louis; heute hat er nach seinem Wunsche auch Vormittags gepredigt. Nächsten Sonntag, will's Gott, thue ich's

wieder. Und dazu haben besonders Kuntz und Göring so vielmal ihre Hilfe angeboten, daß ich fürchte, sie sind böse, weil ich sie noch nicht angenommen. Nach Ostern willst Du ohnehin kommen; ist's dann Gottes Wille, so sehen wir uns noch.

„Leider kann ich Dir nicht schreiben, was besonders beim 2. Examen vorgenommen wird. Auch ‚über Moralsysteme' weiß ich nichts; Sartorius in Königsberg, irre ich nicht, Schöberlein haben Bücher der Art geschrieben, die christlicher begründet sind als die Ammonschen.

„Ich komme nochmals auf mich. Die Konfirmanden wird Louis nach meinem Hefte vorbereiten. Mit meinem W. gehe ~~gehe~~ ich es selbst, natürlich ausführlicher, durch. Sollte sich Ostern zeigen, daß ich noch da bin und doch das Amt nicht vollständig verwalten kann, so müßte ich einen Kollaborator (Adjunktus) nehmen. Das würde aber keiner von Euch beiden Hiesigen sein, selbst wenn Ihr das 2. Examen schon gemacht hättet. In den hiesigen Verhältnissen ist es für Euch zu schwierig. Dann würde ich an Gebhardt denken, der dann nach der Heimat zurückkehrt. Doch, wie gesagt, ich rechne nicht so weit hinaus. Meine Frau wird noch schreiben; ich schließe mit den besten Wünschen, daß Gottes Segen mit Dir sei in Zeit und Ewigkeit!"

Wer merkt nicht, daß unser Hey die Zeit seines Abscheidens, mit Paulus zu reden, schon vorhanden weiß! — Und wie sehr tritt trotzdem sein eigenes Interesse stets zurück! —

Seine getreue Luise fährt fort: „Du wirst Dich, l. H., gewiß herzlich freuen, wenn Du Heys Handschrift siehst und seine freundlichen Worte liesest. Seine Liebe und Freundlichkeit bleiben sich immer gleich; er ist voll Geduld und Ergebung und nimmt alles aus der Hand seines himmlischen Vaters mit Ruhe und Freundlichkeit; er beweist, was er geglaubt und gelehrt hat. Gott wolle ihm sein Vertrauen, seine

Zuversicht erhalten und ihm sein Leiden leicht und, ist es sein Wille, sein Ende sanft machen! — — Will's Gott, sehen wir uns Ostern, wenn auch mit betrübten schweren Herzen, aber als Christen, die alles, Leid und Freude, aus der Hand ihres himmlischen Vaters empfangen."

Am 28. Februar schreibt Hey: „L. H.! Es sind schon wieder mehrere Tage seit Empfang Deines Briefes hingegangen, ehe wir zu dessen Beantwortung kommen. Auch weiß ich nicht, wie bald diese Zeilen beendet und abgeschickt werden. Doch fange ich sie einstweilen an, da ich noch Mut und Kräfte dazu zu haben meine. Aber um Dich damit nicht einer Täuschung hinzugeben, füge ich hinzu, daß mein Zustand immer wesentlich derselbe ist: einige Beschwerden, besonders wenn ich das strengste Maß im Essen überschreite; doch wenig oder keine Schmerzen, aber auch immer so gut wie gar keine Kräfte. Mein heutiger Spaziergang, größer als in voriger Woche, ging durch das Pförtchen, an Buflebs und Vielmuths Hause vorbei und bis an das Brauhaus; dann nachhause mit dem Bewußtsein, etwas Großes vollbracht zu haben! Jetzt bin ich eigentlich ohne Arzt, da unser lieber Hassenstein noch lange nicht ausgehen, kaum Bericht annehmen kann.

„Ich predige sitzend und werde erst dazu in die Kirche gerufen, während Louis das Verlesen besorgt. Morgen wird er mit den Konfirmanden nach meinem Leitfaden anfangen. Mit meinem W. bin ich bald fertig; er wird in einer der nächsten Wochen im Hause konfirmiert werden. Gott wolle es ihm zum Segen wenden!

„Ich danke Dir für die Aufrichtigkeit, mit der Du mir erzählst, wie Dich Heftigkeit wieder zu Unschönem fortgerissen; ich freue mich sehr, daß der Herr Graf selbst Dich erinnert hat. Du siehst, wie schwer es ist, sich selbst zu beherrschen, wie die Sünde immer wieder einzubrechen sucht. Ich bitte mit Dir

den treuen Gott, daß er Dich in der heilsamen Selbstbeherrschung kräftigen wolle. — —"

Luise fügt hinzu: „— — Ich freue mich auf Dein Kommen, und wollte, Du könntest noch mit Louis hier zusammentreffen, damit wir alle noch einmal vereinigt sind! —"

Nach diesem Briefwechsel mit H. Heydenreich fügen wir noch einen — wohl den letzten — Brief unseres Hey an seinen alten Bunsen ein vom 25. Juni 1853, der, obwohl etwas früher geschrieben, am Schlusse seine Mitteilung an dieser Stelle rechtfertigt. Hey schreibt nach London:

„Teurer Freund! Ich danke es dem günstigen Geschick, welches Graham Sandford zu uns führte, daß auch ich einmal wieder die altvertrauten Züge Deiner Hand zu sehen bekommen; und ich bin selbst verwundert, daß schon vier Monate vergangen, ehe ich Deinen lieben Brief beantwortete. Aber ich wollte es doch nicht thun, ehe ich bezeugen könnte, wirklich in den Besitz Deines Geschenks gekommen zu sein." — —

Gemeint ist unzweifelhaft Bunsens im Jahre 1852 erschienenes Werk: Hippolytus and his age, übersetzt von Rauh und deutsch bei Brockhaus erschienen 1852 und 1853 unter dem Titel: Hippolytus und seine Zeit; Anfänge und Aussichten des Christentums und der Menschheit.

Hey fährt fort: „Wie schön, daß Du noch in solcher Geistesfrische stehst, die trotz dem kommenden Alter Werke solches Umfangs und solcher Bedeutung sich vorsetzen und mit kräftiger Hand ausführen kann. Sie müssen ja desto trefflicher werden, weil zu jener bewahrten Jugendkraft nun die Reife und Besonnenheit des höheren Alters kommt. Dazu geht doch alles aus derselben Wurzel hervor, jene Aufgaben, die Dich schon in der Jugend beschäftigten, nur in naturgemäßem Wachstum jetzt in ihre einzelnen Zweige geschieden und von dem Lebenssaft

des Christentums ganz durchdrungen. Auch das letzte wesentliche Erfordernis für jeden, der Bahn brechen will, ist Dir unversehrt geblieben: die frische Kampflust, auf Widerspruch gefaßt und ihm zu begegnen bereit. Wolle denn der treue Gott Dich lange so erhalten und Kirche und Wissenschaft Deine Spenden genießen lassen!

„Daß Dein Sohn Georg an den Augen leidet, vernehme ich mit Bedauern. Ich hatte lange nichts von ihm gehört, als mich voriges Jahr die Zusendung seiner Dissertation erinnerte, daß er auch mein noch freundlich gedenke, wie seine kurzen Besuche in unserem stillen Hause uns noch in Erinnerung sind. Theodor ist nur eine Stunde bei uns gewesen und mahnte mich durch sein sanftes, freundliches Wesen recht an seinen ältesten Bruder Heinrich, der vor nun wohl 18 Jahren hier war und den ich öfter wiederzusehen hoffte, als er mir bald darauf schreiben mußte, daß er nach England gehe, um sich den Weg zu dem Beruf zu bahnen, in dem er jetzt schon lange mit Segen und gewiß seinem reinen, milden Gemüte entsprechend wirkt. Von ihm hat mir Sandford öfter erzählt, der als Knabe im Hause seines Oheims zusammen mit ihm gelebt hat, als er Curate [Hülfsgeistlicher] war.

„Von unserem jungen Schotten Graham Sandford kann ich recht viel Gutes berichten. Seiner anmutigen äußeren Erscheinung entspricht das reine, jugendlich frohe, auch wohl über die Schnur springende, aber alles Unschöne fern haltende Gemüt. Wer ihn irgend näher kennt, muß ihn lieb haben, und der neckende Mutwille, der doch nie wehe thun will, zieht nur noch mehr an. Den Februar hindurch, wo er bei uns gewesen, war er sehr fleißig; und das half ihm über die ungewöhnlich rauhe Witterung hin, die außerdem dem Fremden, dem Großstädter aus den glänzendsten Verhältnissen, ein Landpfarrhaus sehr unerfreulich machen mußte. Seit er nach Ostern von Gotha

uud Frankfurt wiedergekehrt ist, hat er es mit dem Arbeiten nicht so strenge genommen. Es bot sich mehr Unterhaltung dar und der Weimarsche Hof, der mehr Feste hat als unsere ganz still lebende herzogliche Familie, zog ihn sehr an, so daß er öfter dort gewesen ist, sich auch um so mehr an eine hier lebende, dort heimische französische Familie anschloß, durch die er dort um so mehr Anhalt gefunden. Da sind denn die eigentlichen Arbeiten etwas mehr in den Hintergrund getreten, und wir haben uns auf die Morgenstunden beschränken müssen, *die ich seinem jugendlichen Schlafe abgewann* (!), um in ihnen, wenigstens mündlich, viel ins Deutsche zu übersetzen, was er zu meiner Freude mit großer Geläufigkeit und ziemlicher Richtigkeit thut. Außerdem habe ich jede Unterhaltung, zumal auch seine immer rege Disputiersucht benutzt, um die lapsus linguae berichtigen zu lassen, wobei er seine Ungeduld immer mit liebenswürdiger Freundlichkeit zu zügeln wußte. Seine nationalen Eigentümlichkeiten, sein Stolz auf die lange, lange Reihe der Vorfahren bis Karl Martell und die alten schottischen Könige, alles in Offenheit dargelegt, haben uns mehr angezogen als befremdet, und sein Aufenthalt hier wird uns immer in warmer Erinnerung bleiben. — —

„Für Deine freundliche Einladung besten Dank! Aber Du weißt schon von Rom her, daß ich mich solcher Rufe aus Freundesmund zwar herzlich freue, aber einmal zu den Daheimbleibenden zu gehören bestimmt bin, *deren heutzutage ohnehin immer weniger werden*. Also will's Gott, hoffe ich Dich dieses oder kommendes Jahr bei uns zu sehen; außerdem hoffentlich *in dem rechten unvergänglichen Engellande*, wo ich denn auch Deiner verehrten Gemahlin Bekanntschaft von Angesicht zu machen gedenke, während ich hier nur ein Brieflein und ein common prayer book von ihr besitze. — Seid allesamt Gott befohlen! —“

Schließlich wenden wir uns dem Briefwechsel unseres Hey und seiner Luise mit der Nichte der Letzteren, Thekla v. Axen, zu und den Mitteilungen, die diese in Briefen an den Verfasser dieses Buches über Hey und sein Haus gemacht hat. Daß wir um des inneren Zusammenhangs willen chronologisch zurückgreifen, wird nicht schaden.

Der jüngste Bruder der Luise, nur zwei Jahre älter, Clas Ferdinand v. Axen, verehelicht mit der jüngsten Tochter des im Jahre 1826 verstorbenen hamburgischen Theaterdirektors Jakob Herzfeld, Helene, deren ältere Schwester Thekla wir bereits kennen, war Landwirt, nacheinander in Steinbek, Wandsbek, im Gutsbezirk Haverau, in Itzehoe, Lurup, Schenefeld (beide letztere im Kirchspiel Nienstedten), also stets im Holsteinischen, in seinen äußerlichen Verhältnissen nicht sehr glücklich. Außer einem früh verstorbenen Sohne Otto wurden dem Ehepaar drei Kinder geboren: Julie, Thekla und Cäsar, deren erster Unterricht von der, wie Thekla schreibt, überall gern gesehenen Tante Ida, der zweiten, auf Karoline Beneke folgenden, ledigen Tochter des Oberalten Otto v. Axen, welche bei dem Ehepaar lebte, besorgt ward, bis die Kinder zur weiteren Ausbildung nach einander das Elternhaus verließen.

So brachte denn auf Wunsch der Schwester Luise die Tante Ida ihre Nichte Thekla im Jahre 1846 nach Ichtershausen, wo sie gerade an dem Tage eintrafen, als letztere das elfte Lebensjahr vollendete, am 22. September. Diese, die jetzt in Sch. in Holstein, verheiratet mit G. J., lebt, schreibt dem Verfasser dieses Buches, der ihr in Tagen ernster Lebensführung persönlich bekannt geworden: „Onkel Hey, wie Tante Luise, waren mir noch fremd, gewannen aber durch ihre große Freundlichkeit sehr bald mein Herz, der Onkel wohl am meisten, der kleine Mängel eher mit Nachsicht deckte.“ Das anfangs kinderlose Haus barg also nunmehr drei Kinder, die seit dem 8. April

14jährige Clementine, den seit dem 5. März 8jährigen eigenen Sohn Wilhelm und die etwa zwischen beiden stehende Thekla. Diese schreibt dem Verfasser dieses Buches:

„Mein Onkel unterrichtete uns selbst, und seine ganz eigene Methode machte den Schülern so außerordentliche Lust zum Lernen, daß es immer mit größter Freude und Eifer betrieben wurde, obgleich es recht viele Stunden und Ausarbeitungen gab, für meine Tante immer zu viel, die uns Mädchen lieber mehr Handarbeit gelehrt hätte.“

Die Tante hatte nicht so ganz Unrecht. Zwar wir haben es mit einer für den Verkehr mit Kindern ganz und gar geschaffenen Individualität zu thun und müssen ja annehmen, daß ein solcher Meister Mädchen vor der Ermüdung durch Übermaß schriftlicher Arbeiten zu bewahren wußte.

Thekla fährt fort: „Da wir mit einigen Kindern von Beamten im Orte, meistens sechs an der Zahl, unsere Stunden in Onkels Studierstube hatten, so wurden wir mitunter Zeugen kleiner Scenen, welche ein deutliches Licht auf Onkels liebevollen Charakter warfen. Oft habe ich erlebt, daß ärmere Leute, welche sich zum heiligen Abendmahl anmeldeten, nicht recht den Rückzug antreten mochten. Dann griff mein Onkel in die Tasche und drückte ihnen eine Gabe in die Hand mit den Worten: „Nun, hier habt Ihr den Beichtgroschen!“ Ob es nun wirklich immer nur der Beichtgroschen gewesen (den sie am Sonnabend wieder auf den Altar legten), das blieb mir natürlich verborgen. Sehr drollig war einstmals die Erwiderung einer geplagten Ehefrau, die sich über ihren Ehemann beklagte, der sie in Trunkenheit sogar geschlagen hätte. Onkel Hey erwiderte ihr, er mische sich nur im äußersten Notfall in eheliche Zwistigkeiten; aber sie möge ihrem Manne damit drohen, daß sie den Onkel holen werde. Die Frau erwiderte hierauf sehr lebhaft: ‚Ach Herr Subberdend, das nutzt mir nischt, das

hab' ich schon oft gethan; dann sagt er immer: Na, was soll mir denn der kleine dirre Schnieder!' Onkel Hey unterdrückte bei dieser Schmeichelei das Lachen nur mit Mühe und pflegte diese kleine Geschichte später oft mit großer Heiterkeit zu erzählen."

Ein Seitenstück zu dieser bezeichnenden Anekdote können wir dem jetzigen Pfarrer Kr. in Ichtershausen verdanken. Noch bis heute bewahrt die Tradition schon über 50 Jahre dort folgenden Vorfall: Bei dem Brande am 7. Dezember 1833 hatte sich Hey in ein unversehrtes Häuslein begeben, um, vom Retten und Helfen aller Art ermüdet, einen Augenblick auszuruhen. Wie er so die erstarrenden Finger belebend dem Ofen zugewandt steht, ruft ihm ein derber Bauer aus einem Nachbarorte, der ihn nicht kennt oder nicht sofort erkennt, hastig zu: „Nun, kleiner Faulpelz, mach du, daß du 'nauskommst!" worauf denn auch Hochwürden mit Lächeln schleunigst hinausspringen.

Thekla fährt über ihren Onkel fort, ihn als bald 50jährigen schildernd: „Der Wahrheit die Ehre — sein Äußeres war ganz besonders unansehnlich; klein, schmal, wie er war, mit sehr wenigem Haar, tiefen Runzeln, buschigen Augenbrauen, erschien er mir schon damals als Greis; und sehe ich mit Erstaunen aus seinen Briefen, daß er nur 65 Jahre alt geworden; ich habe ihn immer für 10 Jahre älter gehalten. Seine gewinnende Freundlichkeit, wie seine stets saubere schwarze Kleidung mit schwarzer etwas hoher Mütze (ein Hut stand ihm sehr schlecht) und das blendend weiße Halstuch ließen alles etwa Unschöne übersehen.

„Gewiß war der liebe Onkel ein reichbegabter Mann und Prediger. Jahrelang hat er niemals eine Predigt, Tauf-, Trau- oder Grabrede aufgeschrieben; und doch waren alle Reden ausgezeichnet, und so lebendig und ergreifend, wie er aus dem Herzen sprach, so drang's auch zu Herzen. Das ganze Jahr

hindurch hielt er meist wöchentlich drei Predigten. Zum Hauptgottesdienst am Sonntag wurde dreimal, mit Zwischenräumen von je einer halben Stunde, geläutet; beim zweiten Läuten holte mein Onkel seine Stiefel herbei, stellte sie neben sich auf den Boden und sich mit den Rücken gegen den Ofen, die Bibel vor sich aufgeschlagen auf dem Tische, darin ein Zettel, auf dem die Fürbitten ꝛc. bemerkt waren; dann überlas er nochmals den Text, schloß die Augen und wollte dann nicht mehr gestört sein; so überdachte er schließlich nochmals seine Predigt, indem er ein Butterbrot aß. Ähnlich war es vor der Nachmittags- und der Freitags-Vormittags-Predigt, zu denen aber mit Zwischenräumen von je einer Viertelstunde geläutet wurde, ihm also vom zweitenmale an nur 15 Minuten blieben. Wir Größeren besuchten jede Predigt; W. durfte am Sonntag einmal zuhause bleiben.

„Wir durften immer in Onkels Stube spielen, auch recht tüchtig toben, selbst wann er schlief; es störte ihn nicht; nur durften wir nie zanken. Auch Kartenspiele durften wir mit unseren jeweiligen Sonntagsgästen vornehmen; aber er pflegte zu sagen: Laßt mir die Karten nicht dort liegen; sonst glauben etwa die Leute am Montag, ich hätte nach dem Gottesdienst ein Spielchen gemacht! Gingen wir Mädchen, als wir schon erwachsen waren, auf einen Ball, so wurden wir einer Anstandsmutter anvertraut, und mein lieber Onkel saß bei seiner Arbeit, bis wir gegen Morgen nachhause kamen und er uns mit großer Freundlichkeit die Hausthür öffnete.

„Täglich gegen Abend ging er mit uns eine Weile ins Freie; an jedem Vorabend der hohen Feste (an deren jedem Tage zwei Gottesdienste waren) wurde am Nachmittag des Onkels Stube gründlich gereinigt; dann unternahm er mit uns Kindern je nach der Zeit und Witterung einen größeren oder kleineren Spaziergang; meistens wurde dann in einem Nach-

bardorfe der Kaffee in einem Gasthause eingenommen; denn in den Pfarrhäusern paßte ja an solchen Tagen unser Besuch nicht. Wir kehrten dann gewöhnlich unter dem Festeinläuten nachhause zurück in fröhlichster Stimmung, umjubelt und begrüßt von unzähligen Dorfkindern, vor deren jedem mein Onkel die Mütze zog, so daß die Tante oft sagte, er möge sie nur gar nicht wieder aufsetzen! Auf solchen Spaziergängen sammelten wir dann Pflanzen für das Herbarium oder Onkel repetierte mit uns; denn immer wußte er spielend das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden.

„Im Hey'schen Hause verlebte ich meine glücklichsten Kinderjahre. Am 7. April 1850, am Sonntag nach Ostern, von dem Onkel konfirmiert, kam ich ein Jahr nach Gotha in eine französische Schule; von dort aus korrespondierte ich wöchentlich mit dem Onkel in französischer Sprache. Im Mai 1851 kam ich zu meinen Eltern zurück, wo ich anfangs wohl recht an Sehnsucht nach Thüringen litt. Schon am 29. November desselben Jahres, gerade an des Vaters Geburtstage, starb mir meine liebe Mutter. Im Sommer 1853 verlebte ich mit Vater und Schwester zusammen vier Monate in Ichtershausen."

So weit berichtet uns Frau Thekla J. geb. v. Axen. Hören wir nun, was Hey an diese, nachdem sie 15jährig sein Haus wieder verlassen, zunächst am 14. Mai 1852 schreibt:

„Liebe Thekla! Wenn Du an Deinem Onkel irre geworden bist, so soll es mich nicht wundern. Gewohnt von Gotha her, Deine Briefe an mich immer recht bald beantwortet zu sehen, hast Du jetzt seit bald zwei Monaten umsonst auf die Erwiderung gewartet, die Dein freundlicher und ausführlicher Brief vom 24. März so warm erbeten und so sehr verdient hat! Warum ich so gezögert, weiß ich selbst kaum. Willst Du indeß als Entschuldigung gelten lassen, daß ich vor Ostern viel zu thun hatte und nach der Konfirmation drei Wochen in Gotha

zum Landtag war, so erinnere ich noch weiter, daß in der Fastenzeit, beinahe seit W.'s Weggang, Otto Agricola hier war und sich durch Wiederholung im Griechischen und Lateinischen auf ein Examen vorbereitete, welches er nun, nachdem er ausstudiert und in Gotha die höheren Prüfungen rühmlich bestanden hatte, noch in Erfurt nachholen wollte, um in preußische Staatsdienste zu treten. Das beschäftigte mich denn viel und willkommen, hat auch einen ganz guten Erfolg gehabt. Die Konfirmanden nahmen natürlich auch meine Zeit in Anspruch, bewegten auch sehr mein Herz, da es alle die Altersgenossen W.s waren, Richard Kn. u. s. w.

„Daß wir wöchentlich an W. schreiben, wirst Du voraussetzen. Sein Weggang ist uns natürlich schwer geworden; doch müssen wir sagen, daß er in Schnepfenthal, menschlicherweise gesagt, in den besten Händen ist. Die größte Liebe, Aufmerksamkeit, Schonung und Geduld wird ihm zuteil, wie er fast in jedem Briefe ausdrücklich anerkennt. Einmal habe ich mit Clementine ihn nach Gotha geholt; einmal früher, den 25. März, waren seine Mutter und ich dort, einmal noch vor 14 Tagen mit meinem Bruder und seiner Frau.

„Ich habe nun keine Schüler mehr, außer den Religionstunden, die ich mit den Kindern der beiden Privatschulen nun wieder anfange wie sonst. So bin ich denn darauf angewiesen, meine Griechen und Lateiner nun für mich allein zu lesen. In der Schule bei Hugo Heydenreich, der jetzt 17 Schüler vom Abc bis Luise B. und Bruno H. hat, hielt ich diese Woche zu meiner großen Zufriedenheit Examen. — — —

„Daß Dein Vater wenig aus Bretschneiders Buch gehabt hat, glaube ich wohl. Was Bretschneider selbst fehlte, konnte er nicht geben. Gewohnt, alles bloß mit dem Verstande zu bemessen, hat er wohl auch die Ideen von Unsterblichkeit u. s. w. zum Gegenstande seiner Betrachtung genommen, aber

auch nur zur Betrachtung, während sie ihm nicht ein Bedürfnis des Herzens, eine lebendige Sehnsucht und damit ein Ziel des Glaubens geworden sind. Doch Ruhe dem guten alten Mann, der hoffentlich jetzt anders fühlt und schaut! —"

Unzweifelhaft ist das im Jahre 1813 in Leipzig erschienene Buch gemeint: „Über Tod, Unsterblichkeit und Auferstehung, für Zweifelnde und Trauernde," in welchem Theklas Vater Trost im Trauerjahre suchte, da er ja seit einem halben Jahre Witwer war.

Hey fährt fort: „Gewiß hast Du Recht, daß eine Fortdauer nach dem Tode auch das Bewußtsein des früheren hiesigen Lebens in sich schließen muß. Sonst wäre es keine Fortdauer, sondern eben nur ein neues Leben, etwa wie die verwesenden Stoffe eines Baumes wieder aus der Erde in andere Gewächse, als Nahrung in Tiere oder Menschen übergehen. Ob nun jenes Bewußtsein mehr allgemein sein oder in das Besonderste eingehen wird, wer will darüber bestimmen? Ich glaube, daß alles Edle, alles, was den Menschen im Guten fördert, zu einem rechten Kinde Gottes macht, also namentlich alle die schönen Bande, Thaten, Erfahrungen reiner Liebe uns in lebendiger Erinnerung begleiten werden; ich glaube darum fest an ein Wiedersehen derer, die wir liebten, bin auch nicht in Sorgen, wie sich alles möglich machen wird. Überhaupt hüte ich mich wohl, die Beschränkungen dieser Erde in jene Zukunft zu übertragen, möchte darum auch keineswegs für ausgemacht halten, daß wir einmal wieder so auf einen besonderen Weltkörper hingewiesen würden. Mit dieser Ansicht ist denn auch meine Meinung ausgesprochen, daß wir ein früheres persönliches Dasein noch nicht gehabt haben, eben weil uns keine Erinnerung daran übrig ist, sondern daß wir eben erst hier unsere Laufbahn beginnen. Und schwach genug, kindisch

hilflos sind wir ja. Freilich fragte mich einmal eine Bauerfrau, ob auch der liebe Gott Platz genug für alle die Abgeschiedenen haben werde. Aber sie gab auch selbst die Antwort, daß er wohl nicht darum in Verlegenheit sei!

„Doch darüber können wir ja mündlich weiter verhandeln. Denn wir hoffen sehr, daß Dein lieber Vater sich wird erbitten lassen, wie Du denn ihm diese unsere Bitte vorlegen und recht ans Herz legen wirst, mit Euch beiden Töchtern diesen Sommer und zwar je eher je lieber hierherzukommen. Ist doch Cäsar in Neudietendorf; und so kann der Vater alles, was ihm lieb ist, hier beisammen haben. Es steht ja immer in seiner Macht, Euren Aufenthalt hier so lang oder kurz zu machen, wie er will. Stelle ihm und Deiner lieben Julia dies in unserem Namen vor; und wenn sie sich auf Deine Seite schlägt, so werdet Ihr den Vater schon fortziehen. Von Cäsar kann ich, wie früher, im ganzen Gutes melden. — —"

Es wäre dem Vielgeprüften wohl zu gönnen gewesen, bei dem trefflichen Schwager in Ichtershausen gründlich sich zu erholen und wieder aufzuleben. Doch neue Prüfungstunden traten statt dessen ein. Julia erkrankte ernstlich, und die Krankheit ließ empfindliche Nachwehen zurück. Hey schreibt am 12. Januar 1853:

— — „So habt Ihr denn mit Eurem Vater ein recht ernstes Jahr gehabt; um so inniger wollen wir Gott danken, daß es doch Eure liebe Kranke dem neubegonnenen in so entschiedener Besserung übergeben hat, um so zuversichtlicher hoffen, daß dasselbe Euch durch Gottes Gnade ein recht freudiges, gesegnetes sein werde. Und dazu habt Ihr einen schönen Anfang; denn Eure Julia muß ja nun nach so langem Leide alles wie mit verklärtem Auge sehen, von allem einen doppelten Genuß haben, und ihre Frische und Freude wird auf Euch übergehen. Möchte zu dem Guten, was Euch dieses Jahr bringen

soll, auch die Reise nach Thüringen gehören. Ich brauche nicht erst zu sagen, wie willkommen Ihr uns sein würdet, wie froh Euch mein Auge begleiten würde, wenn Du Deine Schwester auf alle die Plätze und Wege führtest, wo Du gegangen, gesprungen, gespielt und gelernt hast. Nun — sei denn auch das dem lieben Gott befohlen!

„Jetzt will ich meine Erzählung von uns und allem, was etwa zu berichten ist, von hinten anfangen, d. h. von dem gegenwärtigen Augenblick. Es ist abends halb acht Uhr; wir haben bald Thee getrunken, weil Pf. Kuntz von Molsdorf da war; ich stehe in der Wohnstube am Auszuge des Schreibtisches; hinter mir hat soeben Clementine lange Klavier gespielt und schließlich auch gesungen. Wir sind nämlich ohne Tante Luise; sie ist gestern nach Gotha gereist, was mir viele Mühe gekostet hat, wird dort etliche Tage bleiben und hoffentlich durch das Beisammensein mit ihren Herzensfreundinnen recht erfrischt wiederkommen. Überhaupt ist unser Leben in altgewohnter Weise, nur viel stiller als Du es kanntest, wird es auch noch mehr werden, da mit dem 1. März noch Hugo Heydenreich weggeht. Dafür ist er bis jetzt desto öfter abends da, trägt mir theologische Dinge vor, die er studiert, oder liest vor. Zschetzsche ist, wie Du weißt, in der Schweiz und der Brief, welchen wir dieser Tage erwarten, wird hoffentlich gleich den früheren berichten, daß es ihm wohl geht. Besuch kommt jetzt nur wenig; so kannst Du Dir ein Bild der Stille machen, die uns umgiebt, vollends uns bevorsteht. Mir ist sie sehr willkommen, seit ich es überwunden habe, daß ich nicht mehr unterrichte, einzelne Religionstunden abgerechnet, und nur für mich studiere, wozu immer viel mehr Stoff als Zeit sich darbietet."

Welch ein lebendiger, rastloser Geist wohnte in der schon im stillen zum Abbruch rüstenden Leibeshülle!

Am 12. April 1853: „Liebe Thekla! Es war ein guter

freundlicher Gedanke von Dir, daß Du meinen Geburtstag durch einen Brief hast feiern helfen. Ist es doch gerade im höheren Alter das, worauf man noch am meisten rechnen darf: die Freundlichkeit und Anhänglichkeit derer, die uns in früheren kräftigeren Jahren nahe gewesen sind und nun doch schriftlich aussprechen, daß ihnen jene Zeit noch unvergessen ist. Dies gerade hat mir auch den 26. März recht schön gemacht. — — — An W. haben wir uns recht erfreut. Er war so frisch, heiter und geistig rege, daß ich die beste Hoffnung für seine Zukunft habe. Er schreibt regelmäßig jede Woche, und seine Briefe sind ihrem Inhalt nach eher seinem Alter voraus. — — Schließlich sage ich von mir, daß ich das angetretene 65. Jahr bedeutend fühle, daß mein Magen, immer bei den Fasten- und Oster-Arbeiten etwas widerspenstig, sich diesmal leidlich genug gehalten und nur etwas knurrig daran erinnert, daß der Schotte Graham Sandford, der hier war und wohl wiederkommt, um bei mir Deutsch zu lernen, etwas viel Arbeit macht.

„Deinen Wunsch, im Sommer einmal hierherzukommen, teile ich ganz und gar. Ich denke, daß es gewiß auch Deiner Julia hier gefallen wird und daß es Deinem Papa eine wohlthätige Zerstreuung, damit zugleich aber eine Stärkung seiner Gesundheit werde."

Ein Brieflein an Theklas Vater liegt an, in welchem Hey seinem lieben Schwager die Reise nach Ichtershausen sehr empfiehlt: „Wer kann sagen, wie es im nächsten Jahre hier aussieht, ob dann alles so zusammen paßt!" Und wie ganz anders ward es im Jahre 1854!

Ja, wie ganz anders lautet schon der nächste Brief, der letzte, den Thekla von ihrem Onkel empfangen hat, wohl der letzten einer, die überhaupt unser Hey eigenhändig geschrieben hat, vom 28. Dezember 1853:

„Liebe Thekla! Ich führe Dich in unsere Wohnstube. Auf

dem Sofa neben dem warmen Ofen sitze ich in meinem alten Pelz, der durch neuen Überzug ein anständiger Schlafrock geworden ist, mit Filzstiefeln, weil ich so leicht kalte Füße habe, ein Kissen auf dem allzu empfindlichen Magen. Mir gegenüber sitzt W., der seit dem 1. Feiertage ganz heimgekehrt ist, und arbeitet frisch an einem Aufsatz; denn wir haben heute angefangen, die christliche Lehre als Vorbereitung zu seiner Konfirmation durchzugehen."

Man würde bei Heys pädagogischer Weisheit kaum verstehen, wie bei der Vorbereitung zumal des eigenen Kindes zur Konfirmation, und vollends beim Beginn derselben, schriftliche Ausarbeitung eine Stelle finden könne; wenn es nicht wohl eben daran lag, daß Heys Kräfte zu einem irgendwie anhaltenden Dialog nicht mehr ausreichen mochten. Er fährt fort:

„Dr. Hassenstein unterläuft jeden Pfarrer und Schullehrer, der zu mir kommen will, hat auch den hiesigen begreiflich gemacht, daß nur die kürzesten Besuche verstattet sind. Daraus siehst Du, daß es mit mir noch nicht gut, vielmehr wesentlich übler steht als bei Eurer Abreise. Allerdings scheint es jetzt eher wieder zum Besseren zu gehen; wenigstens haben die Kolikschmerzen ziemlich aufgehört, wenn auch noch mancherlei Beschwerde da ist. Nur die Schwäche ist sehr groß, und im besten Falle wird es lange dauern, ehe sie gehoben wird. Darum bin ich auch im Arbeiten sehr beschränkt worden; doch haben sie mir das Predigen nicht ganz genommen, weil sie einsehen, daß es zu meiner geistigen Erfrischung dient. So hat denn am Sonntag vor Weihnachten H. K., im Feste selbst B. B. den ersten Nachmittag, den zweiten Vormittag G. K. gepredigt, der sich von Jena aus dazu meldete. Alle drei haben nach den verschiedensten Zeugnissen es sehr gut gemacht. — — Heute, wie mir W. so gegenüber saß, wie vor alters, dachte ich an Dich und habe den Brief an Dich wenigstens angefangen."

Hey fährt am 2. Januar 1854 fort: „So sind wieder mehrere Tage vorübergegangen, und heute komm ich dazu, Dir herzlich Glück zu wünschen. Gott segne Dich reich an Deinem äußeren und inneren Leben; Er gebe Dir viel Freude, und wenn Er auch nach Seiner Weisheit ein Maß der Entsagung oder Trübsal zusetzen muß, so gebe Er Dir doch immer Glauben und Vertrauen! Aber was sage ich von Trübsal! Du bist jung und kräftig, hast das Leben vor Dir, hast tausend Quellen der Freude. Wir hoffen getrost ein frohes Jahr für Dich. Deine liebe Julia sieht vollends mit hellem Blick in seinen Verlauf, der ihr das schönste Lebensglück in ihrem treuen braven N. bringen soll. Und so dürfen wir erwarten, daß auch Dein guter Vater in und mit seinen Kindern glücklich sein wird.

„Daß Ihr in Hamburg ein schönes Christfest gefeiert habt, lesen wir aus Julias Brief. Ist sie besonders reich beschenkt worden, wie es die Verhältnisse mit sich brachten, so wirst auch Du nicht leer ausgegangen sein und hast ja die schöne schwesterliche Eigenschaft Dich mit ihr zu freuen. Jetzt ist Tante Ida mit Euch gezogen, und nun wirst Du Gelegenheit finden, die Liebe und Dienstfreudigkeit, die Dein Herz erfüllt, zu erweisen. Gott hat es doch recht gut gelenkt, daß es mit jener Stelle für Dich nichts wurde. Füge nur zu jener Liebe und Bereitwilligkeit rechte Ordnung und Pünktlichkeit, so wirst Du Gott und Menschen wohlgefallen.

„An Deinem langen schönen Briefe habe ich mich recht erfreut. Fast war er zu lang, nur in der Hinsicht nämlich, daß Du solche Briefe nur selten schreiben kannst und wir doch gern öfter ein paar Zeilen von Dir haben möchten. Von uns leider im Augenblick nicht viel Erfreuliches: Alle waren krank; das Dienstmädchen ist jetzt wieder auf, aber die anderen erkältet; meine Frau hat dazu heute ihr Kopfweh. Doch das sind kleine vorübergehende Übel. Ernster ist es mit mir. Schmerzen habe

ich selten; aber die Kräfte nehmen mehr und mehr ab. Noch gehe ich aus, soweit es der Schnee gestattet, aber nur sehr kurze Wege. Vormittags darf ich noch Gottesdienst halten. Gott behüte Euch alle! Dein treumeinender Onkel W. Hey."

Immer und immer wieder finden wir, daß Hey ganz in anderen lebt; darin wächst er bis ans Ende, nachdem er von Jugend auf das Zeugnis Johannes des Täufers bewährt hat zum Segen vieler im Thüringer Land und weit über seine Grenzen hinaus: Joh. 3, 27—30.

Am 1. Februar schreibt seine treue Luise an Julia und Thekla von dem, was sie zu erwarten hat, ohne es ganz und voll auszusprechen, daß es wohl der unheilbare Magenkrebs ist, der das Ende herbeiführt:

„— — Der Onkel hat jetzt weniger Schmerzen; aber er ist von vielen lästigen Empfindungen geplagt und fühlt vor allen Dingen die Abnahme der Kräfte sehr drückend; seine Nächte sind leidlich. Dabei beschäftigt er sich fortwährend mit Lesen, Schreiben und Unterrichten unseres W., hat auch am letzten Freitag und Sonntag Gottesdienst gehalten. Er sitzt auf der Kanzel und spricht vor dem Altar, statt zu singen. Der Inhalt seiner Predigten ist noch schöner als sonst, seine Sprache kräftig und laut; er sieht aber so aus, daß einem das Herz dabei blutet!

„Seit Wochen haben wir täglich Besuche, teils aus Gotha, teils aus der Umgegend. Diese große Teilnahme rührt ihn und thut ihm sehr wohl; da es aus Rücksicht für ihn immer nur kurze Besuche sind, so greifen sie ihn auch nicht an, sondern wirken recht wohlthätig. Was ihm zur Annehmlichkeit oder Freude zu schaffen ist, geschieht; denn jeder, der ihn kennt und lieb hat, möchte ihn erfreuen.

„Leider muß ich hinzufügen: Dr. Richter wie Dr. Hassenstein sagten mir, das eigentliche Übel habe wieder zugenommen;

er könne aber, falls seine Kräfte wieder zunehmen, noch lange mit demselben leben. Aber, setze ich hinzu, es kann auch sehr schlimm werden. Ist der Onkel wieder schwächer und angegriffener, so bin ich gleich ganz mutlos und verzagt und sehe die nahe Trennung vor Augen. Ich darf dem Onkel nicht mein betrübtes Gesicht, meine verweinten Augen zeigen. Wie schwer mir das oft wird, begreift Ihr lieben Mädchen wohl; Ihr wißt ja, wie er meine Stütze, mein Stab, mein Trost, meine Freude war! Unter den Verwandten und Freundinnen in meiner Nähe ist es besonders Agnes, die ja Hey so lieb hat, welche ganz mit mir fühlt und mit ihrer inneren Kraft mich oft wieder aufrichtet, wenn ich gar zu kummervoll bin.

„L. Zschetzsche ist jetzt hier, hält die Nachmittagsgottesdienste und soll die Vorbereitung der Konfirmanden übernehmen. Ostern geht er ins Hannoversche nach Bodenteich bei Ülzen in eine neue Stellung."

Der Schluß des vorstehenden hier sehr verkürzt wiedergegebenen Briefes ist nicht vorhanden. Das Mitgeteilte genügt, um dem schmerzlichen Eindruck des nahenden Endes Worte zu leihen.

Schon am 5. Januar hat Clementine an Thekla geschrieben: „— — Den Weihnachtabend hätte ich am liebsten in meiner dunklen Kammer mit Weinen zugebracht. Lieber möchte ich gar keinen Weihnachtabend wieder feiern als solch einen! — — —"

Inzwischen bewährte sich reichlich an dem Kranken als einem begnadigten Gotteskinde, was der 92. Psalm, besonders am Schlusse, triumphierend verheißt.

Wir müssen noch eines Reigens von zehn Gedichten erwähnen, die der Onkel am Lebensabend seiner Nichte Thekla, welche seine Liebe so reichlich gekostet, widmete. Nur zwei

teilen wir vollständig mit, da Bruchstücke wenig befriedigen können. Hören wir zuerst den Sonntagsgruß:

Zum Sonntagsgruß, zum Sonntagsgruß
Kehrt sich mein Geist zu allen Lieben,
Die in der fernen Heimat drüben
Und hie und da ich missen muß,
Und kehrt sich auch zu dir.
Du schrittest ja so lange
Beim lieben Glockenklange
Zu jedem Kirchengange
So still und fröhlich her vor mir!

Nun wünsch' ich dir aus warmer Brust,
Daß heute dich auf allen Wegen
Begleite deines Gottes Segen
Mit reicher, reiner Sonntagslust;
O daß all deine Zeit
Dich Seine heil'ge Nähe
Mit mildem Hauch umwehe,
Und stets dein Herz verstehe
Die volle Sonntagsherrlichkeit.

Wohl ist Er allezeit dir nah,
Und wo du kindlich je nach oben
Die Seele sehnend hast erhoben,
Wie fühlst du Ihn wahrhaftig da!
Doch wählt' Er diesen Tag,
An dem in allen Zungen
Sein Loblied sei gesungen,
Von Seinem Geist durchdrungen
Sich jede Seele freuen mag.

O schließe du dich ja nicht aus!
O eile hin mit frohem Schritte,
Bis daß in Seiner Treuen Mitte
Du stehst in Seinem heil'gen Haus.
Dann wird Sein teures Wort
Dein dürstend Herz erquicken;
Du schaust mit frohen Blicken
In seligem Entzücken
Empor zu Deinem Heil und Hort.

Wär' etwa dir der Weg zu fern?
O kannst Du denn die Länge messen
Und einen Augenblick vergessen:
Er führt zum Hause deines Herrn? —
Eilt freudig doch ein Kind,
Wenn es den Ruf vernommen:
Du sollst zum Vater kommen!
Vergißt du, daß die Frommen
Des Herrn geliebte Kinder sind? —

So sollst auch du Ihm immer sein.
War je denn eine Zeit und Stunde,
Da losgetrennt von Seinem Bunde
Du gingest unbewußt allein? —
Heut' ist Sein Gnadentag,
Da den Verirrten allen
Er läßt den Ruf erschallen,
Daß Seinen Friedenshallen
Sich jedes freudig nahen mag.

Freuen wir uns weiter daran, wie unser alter Freund die selbstverleugnende Treue im Kleinen lobpreisend empfiehlt:

Wie schön doch, wer mit treuem Fleiß
Der Stunden träge Weile
Sich selbst zu Lust und Heile
So sicher zu verkürzen weiß!
Wie schön, wenn täglich neu du sinnst,
Was stets du Nützliches beginnst!

Wie regen sich in Frauenhand
Der Nadeln glatte Waffen!
Wie weiß sie doch zu schaffen
Damit so rastlos, so gewandt!
Es dünket uns ein leichtes Spiel,
Und bringt des Guten doch so viel.

Wie zierlich reiht die Künstlerin
Die Fäden Stich zu Stiche,
Als ob sich alles gliche,
Auf farbelosen Teppich hin!
Und bald, durch ihre Hand enthüllt,
Erfreut uns dann ein reizend Bild.

Noch schöner, wenn mit Blicken hell
Die Hausfrau prüft an jedem Kleide,
Daß es nicht größren Schaden leide,
Dem kleinsten abhilft sorglich schnell;
Und nichts dünkt ihr gering und klein,
Sie hält es wert und paßt es ein.

Das ist so recht der Frauen Art,
Das Schönste zu gestalten,
Geringstes zu erhalten,
Daß eitler Aufwand sei gespart;
Und alles — nie für sich allein;
Den Andren soll's zum Segen sein.

Denn also schuf Gott ihren Sinn,
Sie tragen jede Mühe,
Sie sinnen spät und frühe
Und gönnen Andren den Gewinn.
Wenn ihre Hand nur geben kann,
So freuen sie sich zwiefach dran.

O Jungfrau, also lerne du
Von früh den Deinen dienen
Und wisse, daß in ihnen
Dir alle Freude strömt herzu.
Wie deiner Hände Fleiß sie schmückt,
Du hast dich selbst dadurch beglückt.

So halte heilig deine Zeit,
So brauche deine Hände
Zu gutem Werk ohn' Ende
Mit nimmer müder Emsigkeit!
Dann machst du stets zu Lust und Zier
Die stillste Lebensstunde dir.

So hat uns der Doktor der heiligen Schrift manches Stück christlicher Ethik ins Herz und Gewissen hineingesungen und uns selbst fort und fort auf den Feierabend vorbereitet, der in lichten Morgenglanz der Ewigkeit sich vor den staunenden Blicken verwandelt.

V.

Feierabend.

Sach. 14, 7; Ebr. 13, 14.

Hey hatte gegen den Schluß des Jahres 1853 zu seinem treuen Arzte Dr. Hassenstein noch einen zweiten Arzt, der jenem bei seinem Unfall, von dem oben die Rede war, beigestanden und ihn vertreten hatte, den Dr. Richter in Waltershausen, hinzugezogen und alsbald (wahrscheinlich hatte er seine betrübte Frau zu einem Ausgange veranlaßt) in aller Stille eine genaue Untersuchung seines Zustandes von beiden Ärzten gemeinsam verlangt, mit der ausdrücklichen Forderung: ihm volle Klarheit über seinen Zustand zu geben. So durften die Ärzte ihm nicht verschweigen, daß das Leiden ein, und zwar äußerst gefahrdrohendes, Magenleiden sei, das der ärztlichen Kunst spottet.

Obwohl nun diese Eröffnung an Klarheit nichts zu wünschen übrig ließ, so vermochte dieselbe ein von jeher so gesammeltes Gemüt durchaus nicht zu erschüttern. Dem, der die Worte des Apostels Röm. 14, 7—9 von Jugend auf im Herzen getragen und bewegt, ja in schwerer Trübsal nur fester ins Herz geschlossen hatte, ward vielmehr nun erst recht das mehr und mehr seines hinsterbenden Lebens Grundton, was der

alte Christian Fürchtegott Gellert in seinem Liede „Jesus lebt, mit ihm leb' ich ꝛc." aus dem lebendigen Glauben an Den, der die Auferstehung und das Leben ist, lebenskräftig bezeugt.

Wenn der Herr und Meister eben in Seinem Leiden, das von der Krippe bis zum Kreuze ein Todesleiden ist, ein Dahingegebensein in den Tod, eine Selbsthingabe zum vollgültigen Opfer für die Sünder, dennoch die Seinen bis ans Ende liebt, bis ans Ende für sie sorgt, wenn Ihn herzlich verlangt, am Vorabend der großen Passion das Osterlamm mit Seinen Jüngern zu essen, damit sie in Seiner Gemeinschaft einen ewigen Trost hätten, so hat Er uns ja in dem, was Er so für uns leidend gethan hat, ein Vorbild gelassen in Wort und Werk. Wie da jedes Seiner Werke ein laut zeugendes Wort, so ist jedes Seiner Worte ein tief bedeutsames Werk und Zeichen, daß wir Seinen Fußstapfen nachfolgen sollen.

Seiner Ärzte ernste Botschaft versteht unser Freund als ein Anklopfen seines Herrn; und er gedenkt alsbald ohne Murren der Verheißung Luk. 12, 37: „Selig sind die Knechte, die der Herr, so er kommt, wachend findet. Wahrlich ich sage euch: Er wird sich aufschürzen und wird sie zu Tische setzen und vor ihnen gehen und ihnen dienen." Durch eigenes und mehr noch durch anderer Leiden, das er recht eigentlich mitleidend getragen, von Jugend auf geschult, weiß Hey aus Erfahrung, was zu fürchten ist und was nicht, und weiß sich durch das Gespräch seines Herzens mit Gott, seinem Herrn und Erlöser, zu stärken, und zwar nicht allein zur Ergebung in den gnädigen und guten Willen des Vaters, sondern zugleich auch zur Bewährung der Liebe und Treue gegen alle, die ihm Gott gegeben, bis zum letzten Stündlein. So wird er, der Dichter von Gottes Gnaden, ein Prediger der Gerechtigkeit auch als ein Sterbender, nicht bloß in den engen Schranken des

Kämmerleins daheim sondern auch für seine Gemeinde draußen und für — unser Volk.

Ein ganzes Vierteljahr noch hielt unser Hey im Jahre 1854 seine Predigten, zu wirken geschäftig, so lange es denn noch eben Tag wäre vor der ihm handgreiflich nahenden Nacht, zugleich so die Glieder seines Hauses gewöhnend vor dem Herrn stille zu sein und ihre Zuversicht auf Ihn zu setzen. Da ihm das Gehen, wie das Stehen, wegen der stetig zunehmenden Schwäche schwer wurde, ging er geführt und am Stabe kurz vor dem Beginn der Predigt in die Kirche und setzte sich auf der Kanzel nieder. Wenn dann aber die Predigt begann, so vergaßen die Anwesenden, die in jenen für Ichtershausen denkwürdigen Monaten auch vielfach aus anderen Gemeinden kamen, daß sie einen Todeskranken vor sich hatten.

Am Epiphanienfeste den 6. Januar predigte er aus dem Texte: Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, wie du gesagt hast! (Luk. 2, 29.) Schon klang es seiner Gemeinde wie ein Abschiedswort, das mit tiefer Bewegung aufgenommen wurde. Am Sonntag Judika den 2. April aber predigte er aus Joh. 8, 51: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, so jemand mein Wort wird halten, der wird den Tod nicht sehen ewiglich, und nahm dann ausdrücklich Abschied von der zahlreich vertretenen sichtlich ergriffenen Gemeinde.

Als er nachhause kam, legte er seinen Talar ab und gab ihn seiner treuen Luise mit den Worten hin: „Hier, liebe Luise, den hebe zu meinem Andenken auf; ich brauche ihn nicht mehr; den zweiten gieb mir zur letzten Ruhestätte mit; den dritten lasse meinem Nachfolger!“ Damit ließ er sich nieder in seinen großen Lehnstuhl, der ihm lange gedient. Seinen Sohn hatte er im März, nach möglichster Vorbereitung, im Hause konfirmiert und wieder nach Schnepfenthal entlassen; so schwer ihm dies auch geworden, hatte er es für sein einziges

geliebtes Kind doch für besser gehalten. Er stand vorerst immer noch am Morgen auf, las und schrieb in seinem Sessel sitzend, aß ein wenig zu Mittag, ruhte ein paar Stunden und blieb dann bis etwa 7 Uhr bei den Seinigen im Wohnzimmer. Die Geschäfte für ihn in Parochie und Diöcese besorgte für ihn ein benachbarter Geistlicher.

Briefe hat er, außer an seinen Sohn, in den letzten sieben Wochen wohl kaum noch geschrieben. Doch ist noch ein etwas älterer vom 20. Februar an sein liebes Kind, wie er sie ja immer in seinen Gedanken nannte, an Clotilde vorhanden, die ihm eine Sendung zu seiner Erquickung hatte zukommen lassen. Die Zeilen sind mit so fester Hand und so schön, wie er's nur irgend je konnte, geschrieben:

„Wenigstens mit ein paar Worten muß ich für Deine Freundlichkeit, für Dein schönes überraschendes Geschenk danken. Wenn ich nur nicht die Sorge hätte, daß Du Dir selbst entziehest, wo Dir zu Deiner eigenen Erquickung gegeben war, da Du selbst noch krank bist! Aber ich bin es schon so gewohnt, daß Ihr guten Perthes-Kinder, gerade wie Eure Eltern, mich immer verzieht! Möge Dein Übel und auch Deines guten Mannes Unwohlsein sich bald ganz heben!

„Gott segne Euch liebe Kinder! Auch Marie Röse, die doch wohl noch bei Dir ist und treuen Beistand leistet, bitte ich herzlich zu grüßen. Seid alle Gott befohlen und denkt freundlich an den alten Freund!"

Unser Hey mochte um so inniger sich mit seiner Clotilde verbunden fühlen, da er mit ihr um den Heimgang ihres geliebten Vaters trauerte; Wilhelm Perthes war am 10. September 1853 im 61. Lebensjahre dahingeschieden. Nur an ihre Trübsal denkend, schweigt er von der eigenen.

Mochte dem Leidenden wohl einmal bangen — wie konnte es anders sein, da es sich ja auch mit dem Vorbilde des Hei-

landes (Luk. 12, 50) vertrug! — Dennoch war er stets freundlich und milde und freute sich auf das Ende. Nur einmal klagte er, aber wie? „Wieviel“, seufzte er, „giebt es noch zu thun, wie viel noch abzulegen, und wie gern wäre ich noch mit Euch zusammen! Doch ich muß auf meines Herrn Ruf harren!“ Als ihm ein besuchender Freund sagte: er sei zu beneiden, da er am Ziele eines an Wirken so reichen Lebens so getrost vor Gott treten könne, antwortete er mit Zinzendorf:

„Christi Blut und Gerechtigkeit
Das sei mein Schmuck und Ehrenkleid;
Damit will ich vor Gott bestehn,
Wenn ich zum Himmel werd' eingehn!“

Bei alledem ordnete er bis ins kleinste Detail seine irdischen Angelegenheiten. Wie er nie von seinen Gütern gesagt und gedacht, daß sie sein wären (Apg. 4, 32), so verschenkte er von seinen zahlreichen mit großer Sorgfalt gesammelten Büchern viele an seine früheren Schüler und jungen Freunde. Er schrieb genau nieder, wie es bei der Bestattung seiner irdischen Hülle solle verhalten werden, welchen Redner, welchen Text, welches Lied er wünsche; Dr. Hassenstein, der, ihm nahe befreundet, die letzten Wochen hindurch seine Schlafstätte im Pfarrhause hatte, wurde gebeten alles zu besorgen und bekam das Blatt mit Heys Bestimmungen gleich nach dessen Hinscheiden. Leider ist dieses Blatt schwerlich noch vorhanden.

Das Merkwürdigste aber ist — und der Leser wird das Staunen des Verfassers dieses Buches teilen —, daß unser Freund in den 40 Tagen vom 9. April bis zum 18. Mai, dem Tage vor seinem Heimgang, nicht weniger als 57 Gedichte geschaffen und entweder selbst aufgeschrieben oder diktiert hat, die glücklicherweise alle erhalten und die alle lesenswert sind. Wir werden vorerst eine Auswahl derselben mitteilen, um so mehr dazu veranlaßt, als der teure Hey seiner Pflege-

tochter den Auftrag gegeben sie alle zu sammeln, und seiner Luise die Weisung sie drucken zu lassen, was unseres Wissens bisher nicht geschehen ist, mit Ausnahme von vieren, die der mit A. F. V. in H. unterzeichnete Nekrolog in Nr. 53 und 54 der „Evangel. Kirchenzeitung“ vom Jahre 1854 veröffentlicht hat. Es wird mit Recht erwartet werden können, daß endlich diese Schätze der allgemeineren Teilnahme zugänglich werden; anderseits rechnen wir auf Zustimmung, wenn wir aus der Gesamtzahl eine Auswahl treffen und vorerst dieser Biographie den dritten Teil, also 19, unverkürzt einverleiben. Die übrigen zu veröffentlichen bleibt vorbehalten.

Vorangestellt sei hier eins der letzten, vom 15. Mai, vier Tage vor dem Ende:

1) An die Fremden.

1. Fremde, die ihr diese Gaben
Etwa lest und richtend meßt,
Nicht der Billigkeit vergeßt,
Darauf wohl ein Recht sie haben.

2. Lieder sind es, nicht ergossen
In der Jugend kühnem Schwung,
Nicht der Kunst Begeisterung
Und gereiftem Sinn entsprossen.

3. Nein, es sind die letzten Klänge
Dessen, der so nah dem Grab
Harret, ob zur Rast hinab
Der ersehnte Ruf erklänge.

4. Doch sein Gott heißt ihn noch weilen,
Er, der Herr, weiß Seine Zeit;
Ob's dem Kranken lieb, ob leid,
Kann er Ihm voraus nicht eilen.

5. Soll denn mit den letzten Tönen
Er sich selbst es machen schwer
Und sein stilles Haus umher
Füllen mit fruchtlosem Stöhnen,

6. Beugen noch die teuren Seinen,
Die sein Kranksein schon betrübt,
Die er doch so herzlich liebt,
Die's so treulich mit ihm meinen? —

7. Drum in Herzensstille ziehet
Er am liebsten sich zurück,
Denkt an das vergangne Glück,
Wie so reich es ihm erblühet.

8. Ach, beschämt auch muß er denken,
Wie er dessen unwert war,
Daß er möchte immerdar
Seine Augen reuig senken.

9. Doch er glaubt — es war im Leben
Dies sein fester Führerstern —,
Glaubt der Liebe, die im Herrn
Schuld und Sünde will vergeben.

10. Und so wendet sich sein Flehen
Desto inniger zu ihr,
Daß sie seinen Lieben hier
Wolle treu zur Seite stehen,

11. Und, wann seine Prüfungstunde
— Wär' es morgen! — denn vorbei,
Ihm die Freudenbotschaft sei:
Nun tritt ein zum sel'gen Bunde!

12. Das ist's, was dem armen Kranken
Diese Zeit das Herz bewegt,
Was sich so von selbst gelegt
In des Lied's gewohnte Schranken.

13. Lieben, Glauben, Hoffen, Schweigen
— Worte, kalt für manches Ohr —
Wer sie kennt, dem froh empor
Helfen sie zum Himmel steigen.

14. Für die Meinen durft' ich's schreiben;
Sie erkennen mich darin,
Ihrer frommen Treue Sinn
Wird's ein Angedenken bleiben.

Dieses Lied steht voran als Beweis dafür, daß Hey die Veröffentlichung dieser seiner letzten Dichtungen im Sinne trug. Von nun an ist die Folge eine chronologische.

2) Frühlingslied eines Kranken. (10. April.)

1. Es ist ein Frühlingsleben
Durch alle Welt erwacht,
Der Erde Kräfte streben
Hervor aus ihrer Winternacht.

2. Die helle Sonne strahlet
Zum Krankenbett herein,
Auf dunkle Wände malet
So schön ihr goldner Freudenschein,

3. Malt Bilder zwar den Blicken
Des Auges wunderbar,
Doch nimmt sie mit Entzücken
Die tiefste Seele herrlich wahr,

4. Und sieht die Knospen sprengen
Das harte Kerkerband
Und frei heraus sich drängen,
Zu schaun ringsum ins Land;

5. Sieht Blütenschnee bedecken
Umsäumt von grünem Kranz
Die Bäume wie die Hecken
Zu festlich reichem Hochzeitglanz,

6. Und Saaten, die da schwellen
Empor so voll und reich,
Und in den Ährenwellen
Wiegt spielend Luft und Duft sich weich.

7. So malt es mir die Sonne
Durchs Fenster an die Wand,
Des Sommers Pracht und Wonne,
Wie ich sie sonst so schön gekannt!

8. Und tausend Vögelstimmen
Die rufen hell herein,
Und alle Lüfte schwimmen
Voll ihrer Jubelmelodei'n,

9. Und alle rufen: Höre
Da drinnen, kranker Mann,
Es führen unsre Chöre
Die sel'ge Maienzeit heran!

10. Jawohl, ich seh' und höre
Und fühle freudiglich,
Und um so lieber gehe
Ich meinen stillen Weg für mich,

11. Den Weg, der heimwärts führet
Zu alles Lebens Herrn,
Der schön die Erde zieret
Mit holder Anmut Reiz so gern!

12. Wie schön muß erst es droben
In seinem Himmel sein,
Wo ihn die Engel loben!
Da stimm' ich fortan auch mit ein!

3) Der Reichtum meines Lebens. (15. April.)

1. Wenn ich sagen soll,
Was in meinem Leben
Herrlich, überreich und voll
Immer mich umgeben,

2. Was schon früh dem Kind,
Wie des Frühlings Lüfte,
Wie der Bäume Düfte
Spielt' um seine Wangen lind,

3. Was dem blöden Knaben,
Wie so arm er war,
Immer neu bot dar
Ungesuchte reiche Gaben,

4. Was des Jünglings Streben
Oft fast unerkannt
Hilfreich nahe stand,
Ihn mit frischem Mut zu heben,

5. Was mein Fehlen, Irren,
Ob auch arg genug,
Schonend, deckend trug,
Nicht sich ließ dadurch verwirren,

6. Zog mit leiser Hand,
Rief mit mildem Worte,
Daß am rechten Orte
Ich mich endlich wiederfand;

7. Was in ernsten Tagen
Harte Lebensmüh'
Treulich spät und früh
Redlich mir geholfen tragen,

8. Was in herbem Schmerz
Unter Schicksalsschlägen
Wußte mir zu legen
Heilend lindes Öl ins Herz,

9. Was dann in dem Kreise
Meiner spätren Zeit
Stets mir war bereit
Treu und schonungsvoll und leise,

10. Was mich dann noch jetzt,
Da's zum Ziele dränget,
Inniger umfänget
Immer trauter noch zuletzt,

11. Daß von allen Seiten
Es herüberreicht
Labung sanft und leicht,
Linderung mir zu bereiten? —

12. Soll ich es noch nennen,
Was mir so gethan? —
Ach ihr müßt daran
Selbst es freudig schon erkennen:

13. Liebe hat umfangen
Mich von Kindheit auf,
Ist in meinem Lauf
Stets zur Seite mir gegangen.

14. Und nun sieh: wer lenkte
All ihr Herz zu mir,
Daß sie für und für
Ihren Reichtum so mir schenkte?

15. Wer es that? Ihr wißt:
Einer hat's in Händen,
Alles recht zu wenden,
Wie's Sein heil'ger Wille ist.

16. Der ist selbst die Liebe,
Der ins Leben auch
Sendet ihren Hauch,
Daß von Ihm sie Zeugnis bliebe,

17. Zeugnis, wie Er's meinet,
Wie, uns vor die Stufen
Seines Throns zu rufen,
Er einst herrlich Selbst erscheinet.

18. Wird Er bald mir winken? —
Ach es treibt mich fort,
Ewig selig dort
In der Liebe Schoß zu sinken! —

4) Meinen beiden lieben Schülern Hugo Heydenreich und Louis Zschetzsche. (19. April.)

1. So ziehet denn mit frohem Mut
Zurück die Bahn, die Gottes Hut
Euch zugeteilt zu gehen,
Daß von der schnell entfloh'nen Zeit
Ihr mögt in frischer Thätigkeit
Erwünschte Früchte sehen.

2. Ich aber sag' Ihm freudig Dank,
Daß, wie ich hier so todeskrank,
Er solche Huld mir schenket
Und eurer Wanderwege Gang
Auf kurze schöne Wochen lang
Zu mir zurückgelenket;

3. Daß nun ich so recht freudig bin
Weil eures Herzens treuen Sinn
Ich unverfälscht erkenne
Und heute noch so froh bewußt,
Wie sonst, aus warmer voller Brust
Euch recht die Meinen nenne.

4. So gönnet das Bewußtsein mir,
Daß doch an meinen Händen ihr
Euch diese Bahn erschlossen,
Daß ich des Wissens edlen Trieb,
Wie er mir selbst so warm und lieb,
In eure Brust ergossen.

5. O nennt es eitles Rühmen nicht,
Wenn jetzt mein Mund so offen spricht,
Eh' ganz von euch ich scheide;
Ihr sollt nur selbst es lernen dran:
Was andren wir zu Nutz gethan,
Ist unsre beste Freude;

6. Daß ihr auch mit dem Maß der Kraft,
Wie's Gott der Herr verliehen, schafft
Zu eurer Brüder Heile,
Damit auch einst vor Seinem Thron
Euch werde treuer Knechte Lohn
Aus Seiner Hand zu teile.

7. Jetzt sind euch Kinder anvertraut,
Daß ihr in deren Herzen baut
Den Grund des ernsten Lebens,
Zu führen sie auf rechter Bahn,
Daß nicht sie bringe falscher Wahn
Um alle Frucht des Strebens.

8. Ihr wißt, wie wert der Herr sie hält,
Und daß Er strenges Urteil fällt:
Wenn einer sie verdürbe,
Dem wäre besser tausendmal,
Eh' ihn erreicht der Hölle Qual,
Daß heute schon er stürbe.

9. Und seht der Eltern Herz, wie legt
Sein Teuerstes es tief bewegt
In eurer Führung Hände!
O was sie segnend wünschen heut,
Daß nicht es einst zu bittrem Leid,
Zum Fluch für euch sich wende.

10. Noch höhres Ziel ist euch gesteckt,
Wenn euch der Ruf des Herrn erweckt,
Sein Heil einst zu verkünden,
Zeugend von der Erlösung Rat
Sein Christenvolk auf Lebenspfad
Zu führen von den Sünden.

11. Ein köstlich Amt, das ihr begehrt,
Und vor des Himmels Engeln wert,
Daß segnend sie drauf schauen:
Im Menschenherzen wunderbar
Lebend'gen Tempel und Altar
Zu Gottes Ehre bauen!

12. Drum denkt: wem viel vertrauet ist,
Von dem wird man zu seiner Frist
Auch Rechnung einst verlangen.
Und wer ist solch ein frommer Knecht,
Daß alles er gethan zu Recht
Und dürfte nicht ihm bangen? —

13. So sei forthin nur euer Flehn:
Gott wolle Selber bei euch stehn
Und Treu' und Kraft verleihen
Und zu dem ernsten Predigtamt,
Wie es von Seinem Geiste stammt,
Durch Seinen Geist euch weihen,

14. Und woll' euch beide mehr und mehr
Erleuchten in der Wahrheit Lehr'
Sie lauter zu erkennen,
Und lass' aus eurer Predigt Wort
In Seinem Christenvolke fort
Ein heilig Feuer brennen!

15. Und betet, betet auch für mich,
Daß Er mir möge gnädiglich,
Was ich gefehlt, vergeben,
Und schenke in der Gottesstadt,
Die Raum für all die Seinen hat,
Auch mir das ew'ge Leben!

5) An den lieben Dr. Hassenstein, seinen Arzt. (20. April.)

1. Du guter Mann,
Wie schön, daß ich noch sagen kann,
Wie sehr mein ganzes Herz sich freue
An deiner frommen Lieb und Treue,
Wie keine besser sorgen kann!

2. Dein Mund zwar spricht:
Ich thue nichts als meine Pflicht;
Doch Ehrenmann muß der wohl heißen,
Der stets so strebt sich zu erweisen,
Daß er im Kleinsten fehlet nicht.

3. Und das ist wahr,
Wenn tief vom Herzensgrunde her
Die Liebe so zu sorgen treibet,
Vor keinem Dienste scheuend bleibet,
Ob andren er auch noch so schwer.

4. So thuest du
Und lässest dir nicht Rast noch Ruh',
Mit treuen forschenden Gedanken
Zu sinnen für den armen Kranken,
Was deine Kunst noch für ihn thu'.

5. Gott gab Gedeih'n!
Du konntest lindern seine Pein,
Du konntest stärkend ihn erhalten,
Sein Amt noch freudig zu verwalten,
Zu Trost und Lehre noch zu sein.

6. Und Gott vergalt;
Als dich dann selbst des Tod's Gewalt
Ergriff mit seinen starren Händen,
Es mußte sich zur Rettung wenden,
Daß du genesen durftest bald;

7. Als jammervoll
Rings aller Herzen Weh erscholl,
Daß bald ein Jauchzen war ihr Bangen;
Ihr Flehn und Zagen war vergangen
In frommer Dankesthränen Zoll;

8. Daß freudig da
Auch ich dein Auge wiedersah
Mit warmem Blick mein Leid ermessen,
Dein eigenes darob vergessen,
Mit immer neuem Eifer nah!

9. Nun siehest du:
Es ruft mich Gott dem Ziele zu;
So soll dich nichts mehr von mir treiben,
Du willst mir treu zur Seite bleiben
Bis zu der letzten nahen Ruh',

10. Und bist so gut
Und stärkest meinen schwachen Mut,
Wenn mir die Zeit zu lange währet,
Daß Gottes Huld sich zu mir kehret
Und letzte Gnade an mir thut.

11. Drum trau ich Dir;
Du hältst zu Ende aus mit mir.
Wenn dann um mich die lieben Meinen
Im letzten Trennungsschmerze weinen,
Dann bist du liebreich tröstend hier;

12. Dann drückest du
Mir sanft die müden Augen zu
Und hast noch einen Freundessegen
Auf den Entschlummerten zu legen
Und frommen Wunsch für seine Ruh'.

13. Gott lohn' es dir!
Er segne reich dein Wirken hier,
Daß ferner du mit treuen Händen
Manch Leiden magst zur Rettung werden,
Der Kranken Helfer für und für,

14. Und lass' erfreun
Dich deine Lieben groß und klein,
Daß stets dein Blick auf ihnen allen
Mag ruhn mit heitrem Wohlgefallen
Und Vatersegen himmlisch rein!

6) An den Schlaf. (20. April.)

1. Du süßer trauer Schlummer,
Du teure Gottesgabe,
Wie stillst du jeden Kummer
Ach mit so milder Labe!
Wie hüllst du alle Pein,
Die sonst nicht weiß zu wanken,
Dem sonst erschöpften Kranken
In ein so schön Vergessen ein!

2. Kaum haben meine Glieder
In Unkraft fest gebunden
Zur Lagerstatt sich nieder
Mit Müh' und Not gefunden,
Da hat schon deine Hand
Das Auge, die Gedanken
Durch wunderbare Schranken
Von dem, was draußen, abgewandt.

3. Dann malst in deiner Milde
Mit farbenreichem Spiele
Du drinnen der Gebilde,
Der lieblichen, so viele.
Da kommt die Kinderzeit,
Der Jugend kühnes Streben,
Des Mannes ernst Erheben,
Für Recht und Wahrheit heilger Streit.

4. Dann heißest du mich eilen
Zu altgewohntem Schaffen,
Des Tages Arbeit teilen
Mit frisch geschärften Waffen;
Und fühl' ich denn mich krank,
Da hebst du mich behende,
Daß ich es flugs vollende
Mit frischen Kräften ohne Wank.

5. Hast du mich denn betrogen,
Wohl mit so süßen Worten
Von nahen Todespforten
Scheinbar zurückgezogen?
Und bin ich dann erwacht,
So hemmt mein armes Leben
Noch immer schmerzumgeben
Der Krankheit hoffnungslose Nacht!

6. Nein, nein, in dir ist Wahrheit,
Du kannst mir nicht so lügen,
Du malst in heil'ger Klarheit
Lebendig hellen Zügen,
Was recht mein Wesen ist,
Von Gottes Huld gegeben,
Und sich durch all mein Leben
Bewähren soll zu jeder Frist.

7. Jetzt muß ich zwar gebunden
In Krankheitfesseln liegen;
Doch werd' ich froh gesunden,
Dem Kerker frei entfliegen;
Dann ist des Wahnes Nacht
Von mir hinweggenommen,
Der Morgen ist gekommen,
Wahrhaftig Leben neu erwacht!

8. O Schlummer, Gottes Gabe,
Die Er dem Kranken schickt,
Daß er an dieser Labe
Sein zagend Herz erquickt,
Die ihm im holden Bild
Aus längst vergangnen Zeiten
Die Zukunft weiß zu deuten
So klar und herrlich, freundlich mild!

7) Hinauf! (21. April.)

Ihr wollt mich in den Garten tragen,
Ich soll am goldnen Sonnenschein,
Am Frühlingshauche lind und rein
Mit euch mich freun in diesen Tagen,
Soll atmen freie Himmelsluft
Erfüllt von süßem Veilchenduft,
Soll sehn der Blumen farbig Prangen,
Der Knospen drängendes Verlangen,
Der jungen Blätter erstes Grün
Herein so siegeskräftig zieh'n.

Habt Dank, habt Dank für eure Liebe!
Ich wußte ja, daß immer gleich
An Eifer und an Opfern reich
Sie innig zugewandt mir bliebe,
Wie euch erfreue kein Genuß,
Wenn ich ihn doch entbehren muß.
Doch zürnt nicht, daß für diese Gabe
Ich nicht den offnen Sinn mehr habe,
Der solcher Frühlingsherrlichkeit
Erst ihren rechten Wert verleiht!

Noch können meine Augen sehen
Und ist's doch auch als säh'n sie nicht;
Mir scheint ein trübes Dämmerlicht
Durch alles Irdische zu gehen.
Bringt mir der Blumen schönsten Kranz,
Es bleibt doch leblos matt ihr Glanz;
Ich weiß die Düfte wohl zu scheiden,
Doch kann mein Herz sich nicht dran weiden;
Es ist mir eine fremde Welt,
In die man mich hineingestellt.

Mich zieht's zu einem andren Garten
Hoch über diese Flur hinauf,
Da andre Knospen blühen auf,
Da andre Lüfte meiner warten.
Der ist's, darauf mit stiller Glut
Mein inn'res Auge sehnend ruht
Und harrt, bis ihm die Stunde schlage,
Die mir die Freudenbotschaft sage:
Aus ist die Erdenpilgerbahn;
Dein neuer Lebenslauf bricht an.

Wer wird dahin mich liebend tragen?
Froh streck' ich meine Hände aus.
Doch nein — zu meines Vaters Haus
Will selbst den kühnen Flug ich wagen.
Es drängt mich wunderbar empor;
Schon seh' ich Seiner Kinder Chor,
Wie sie mit ew'gen Blumenkränzen
Noch heller als die Sonne glänzen.
Dann tret' ich ein in ihren Kreis
Und sage jubelnd Dank und Preis.

8) An die Amtsbrüder. (22. April.)

1. Meinen treuen lieben Brüdern
Sei ein Abschiedsgruß gesandt.
Kann ja länger nicht erwidern
Freundesgruß mit Mund und Hand,
Kann für alle Treu' und Huld,
Alle schonende Geduld,
Mir erwiesen ohne Wanken,
Euch ja ferner nicht mehr danken.

2. Unser Herr zur guten Stunde —
Zwei und zwanzig Jahr sind's nun —
Einte uns zum heil'gen Bunde
Seines Dienstes Werk zu thun,
Zu verkündigen Sein Wort,
Hinzuführen zu dem Hort,
Der allein nur kann bestehen,
Ob die Welten selbst vergehen.

3. O bezeugt's: In eurer Mitte
Wie so herrlich wohl war mir,
Wie mit treu verbund'nem Schritte
Nach dem Ziele gingen wir,
Freilich, wie der Menschen Brauch,
Oftmals irrend, fehlend auch;
Doch die fromme Brudertreue
Spart' uns bald zu späte Reue.

4. War es mir denn aufgegeben,
Redlich euch zu gehn voran,
Hinzulenken aller Streben
Auf des Heiles rechte Bahn;
Manchmal wohl hab' ich's versehn,
Doch ihr mochtet's übergehn;
Saht ihr ja, daß nur die Liebe
Zu dem heil'gen Amt mich triebe.

5. Und wie vieles müßt' ich sagen,
Was es mir gewonnen hat,
Wie ihr freundlich mich getragen
Selbst mit treu bedachtem Rat,
Daß so recht ein Bruderband
Uns verknüpfte Hand in Hand,
Wechselnd Nehmen und Erwidern,
Reich zum Segen allen Gliedern.

6. Ob auch in dem trauten Bunde
Sich erhob ein Wissensstreit;
In dem tiefen Herzensgrunde
Waren nimmer wir entzweit.
Alle wollten immerdar
Doch nur das, was göttlich wahr,
Nur des Lebens heil'ge Lehre,
Nur des hohen Meisters Ehre.

7. Alle fühlen: Unser Wissen
Ist hier Stückwerk fort und fort,
Daß wir täglich wachsen müssen
An dem heil'gen Gotteswort.
Einst erst wird vollkommen klar,
Was uns hier wie Schatten war;
Dann zusammen stimmen alle
Hell in eines Jubels Schalle.

8. Wenn ich denn voran euch gehe,
Laßt's mein letztes Bitten sein,
Daß ein jeder treulich stehe
Auf dem rechten Grund allein:
Jesus Christus, gestern, heut',
Er in alle Ewigkeit!
Darauf laßt uns leben, sterben,
Das soll uns den Himmel erben.

9. Während der Bestattung des am 19. April nach langem Hinsiechen 46jährig verstorbenen Andreas Schöneweck. (23. April.)

1. Was schallt der Totenglocke Schlagen
So ernst mir in mein Kämmerlein?
Will sie mir von dem Wandrer sagen,
Der jetzt zu seiner Ruh' ging ein? —
So ist er mir zuvorgekommen
Noch an des Grabes offner Thür,
Und wähnt' ich schon, nun sei von mir
Die erste Stelle eingenommen.

2. Weil er noch hätte leben können
Nach Menschenrechnung, Jahreszahl,
Soll ich's dem jüngren Mann nicht gönnen,
Daß ihm der Vorzug ward einmal?
Ach allzulang schien uns sein Leben
Für solch Entbehren, solche Not;
Es durfte wohl der milde Tod
Ersatz und stille Rast ihm geben.

3. Du Schlummernder, o nein ich neide
Dir nicht die süße Grabesruh',
Die forthin allem Erdenleide
Zu dir die Pforten schließet zu.

O wenn du nur mit frohem Mute
Dem stillen Führer folgtest nach,
Nur fühltest, daß von Weh und Ach
Er dich einführt zum ew'gen Gute!

4. O wenn du nur mit frohem Hoffen
Die Deinen gabst in Gottes Hand!
Das Vaterauge treu und offen
Sieht auf die Armen unverwandt.
Jetzt wirst du freudig vor Ihm stehen,
Beschämt und dankbar als ein Kind;
Wie herrlich Seine Thaten sind,
Wirst jetzt du staunend ganz verstehen.

5. Und doch, du Schlummernder, ich neide
Nicht den erlangten Vorzug dir;
Hat doch die Erde Raum für beide,
Ein eignes Bettlein dir und mir;
Ist's doch des Vaters heil'ger Wille,
Der diesen ruft, den warten heißt
Und jedem seine Stelle weis't,
Da er, was ihm gebührt, erfülle.

6. Und soll ich heute noch und morgen
Ersehn, wie Er schon hier mich liebt,
Wie mit der Meinen treustem Sorgen
Er täglich, stündlich mich umgiebt;
Ist es nicht Bürgschaft: wie dort oben
Es wird so schön, so selig sein,
Wenn endlich ich darf gehen ein
In Seiner Liebe Kreis dort oben? —

7. Drum still, mein Herz, und laß das Fragen:
Wie bald herein die Stunde bricht!
Gott weiß die Zeit, da es muß tagen;
Er selber ist ja Tag und Licht
Er kommt wohl, eh' du dich's versiehest,
Er winkt dir dann mit Blick und Hand,
Daß du mit Jauchzen hingewandt
In Seine Vaterarme fliehest. —

8. Erschallen jetzt nicht Grabgesänge
Sich nähernd in mein Ohr herein?
Und ernste heil'ge Glockenklänge
Von oben her aus Lüften rein? —

Die Erde und der Himmel einen
Dem Scheidenden sich zum Geleit.
Getrost, mein Herz, bald kommt die Zeit,
Dann bin ich selbst es, den sie meinen.

10) An Agnes Perthes. (26. April.)

1. Einen Gruß wohl kann ich senden
Und der recht von Herzen geht,
Wenn auch nicht von meinen Händen
Er auf diesem Blatte steht,

2. Einen Gruß, um euch zu danken,
Daß ihr nimmer lasset nach,
Stets um euren armen Kranken
Seid mit treuem Sorgen wach,

3. Und der rechte Antwort gebe,
Wenn ihr fragt teilnehmend bang,
Daß ich wartend noch so lebe
All' die ernsten Tage lang,

4. Aber daß des Vaters Wille
Mir die Ungeduld verweist,
Mich in Kindeseinfalt stille
Seinen Ruf erwarten heißt,

5. Daß die fromme Treu' der Meinen
Mich erbaut und doch beschämt,
Wie sie stets so heiter scheinen,
Was ihr armes Herz auch grämt.

6. Und so müh' ich mich und lerne
Noch in dieser Schule zu,
Daß in Seinem Ratschluß gerne
Ich mit festem Glauben ruh'.

7. Doch mit heimlich frohen Sinnen
Merk' ich eine leise Glut,
Die in meinen Adern drinnen
Um sich greift und nimmer ruht,

8. Die der Herr schickt zu verzehren,
Was so schwer noch liegt auf mir,
Bis der Geist sich kann verklären
Aus des Leibes Trümmern hier.

9. Und so betet, daß das Ende
Nicht mehr allzuferne sei,
Bis die teuren Vaterhände
Mich emporziehn selig frei! —

11) An die lieben pflichttreuen Lehrer der Ephorie Ichtershausen.

(29. April.)

1. Ans Krankenbett gebunden
Hab' ich gar gute Zeit;
In ernsten stillen Stunden
Da denk' ich nah und weit:
Was Gutes ich erlebte,
Wer mir mit treuer Hand
Hilfreich zur Seite stand
In dem, wonach ich strebte.

2. Wie könnt' ich denn vergessen,
Welch schön Vertrauen ihr
So reich mir zugemessen,
Pflichttreue Männer, ihr?
Mich hatte Gott ersehen,
Zu Seines Namens Preis
In eures Wirkens Kreis
Mit euch ans Werk zu gehen.

3. Er hat uns anvertraut
Der lieben Kleinen Schar,
Daß frühe sei erbauet
Ihr Herz Ihm zum Altar,
Da selig reines Streben
Ihm werde dargebracht,
Der Anfang sei gemacht
Zu frommem Christenleben.

4. Mit Dank sag' ich es heute:
Ihr nahmt mich freundlich auf,
Und mannigfach erfreute
Mich unsres Wirkens Lauf.
Und wenn auch unvollkommen
Ist alle Menschenthat,
Wir hoffen doch: Es hat
Den Kleinen müssen frommen.

5. Und der ja die Geringen
Vor allem achtet wert
Und heißt zu Ihm sie bringen,
Weil Er ihr Heil begehrt,
Der wird uns Rechnung tragen
Gar mild und nachsichtsvoll,
Wenn unser Urteil soll
Ergehn zu ew'gen Tagen.

6. Muß ich denn jetzt verlassen
Die segensreiche Bahn,
Laßt mich die Hoffnung fassen:
Ihr schreitet froh voran,
Ihr denkt, welch teure Seelen
Er gab in eure Hand —
Ein heilig Unterpfand —,
Und laßt daran nichts fehlen!

7. Rief Er doch einst beim Scheiden
Dem Jünger Petrus zu:
Wenn du Mich liebst, mußt weiden
Treu' Meine Lämmer du!
So lässet noch euch allen
Sein heilig ernstes Wort
Vom Himmel fort und fort
Den Mahnruf oft erschallen.

8. Wohl euch, wenn unverdrossen
Des eingedenk ihr seid;
Dann ist euch aufgeschlossen
Das Thor zur Herrlichkeit!
Die Engel sehn euch schreiten
Den Scharen all voran;
Welch freudiges Empfahn
Sie euch dann dort bereiten!

9. Und Er, der Herr, erkennet
Dann einen jeden gleich,
Sieht mild ihn an und nennet
Ihn freundlich liebereich:
Du warst getreu im Kleinen,
Sollst fortan Größres thun;
Geh ein zum Leben nun,
Zu Mir und zu den Meinen!

12) Der Mai. (1. Mai.)

1. Du holder Himmelsknabe,
Du langersehnter Mai,
Mit deiner Lebensgabe
Kommst endlich du herbei?
Nicht soll der Frost mehr drücken
Gelähmt in dunkler Gruft,
Was uns die Flur will schmücken
Ringsum mit Glanz und Duft.

2. Sie sehn mit stillen Klagen
Entgegen dir so lang;
In rauhen Sturmestagen
War ihren Herzen bang.
Nun bist du doch gekommen
In deinem Lichtgewand,
Nun laß dem weiten Land
Es reich zugute kommen!

3. Die zarten Blumen ziere
Mit schönsten Farben aus,
Die muntren Vögel führe
In ihr umlaubtes Haus,
Daß drinnen froh erschalle
Ihr lieblicher Gesang,
Die milden Nächte lang
In Lüften wiederhalle!

4. Und that der Frost, der kalte,
Noch gestern ihnen weh,
Hilf, daß sich nun entfalte
Der fromme Blütenschnee,
Der nichts verschließt als Segen
In seinem reichen Schoß;
So sieht denn klein und groß
Mit Jubel ihm entgegen.

5. Ja klein und groß: es springen
Die Kinder all zuhauf
Und jauchzen laut und singen
Willkommen deinem Lauf!
Und selbst das Herz, das arme,
Des Greisen regt sich auch,
Daß es vor deinem Hauch
Noch einmal froh erwarme!

6. So bring denn deine Gaben
In reichster Fülle dar,
Daß sich daran kann laben
Weit aller Wesen Schar,
Daß sie in deinen Spenden
Erkennen Gottes Macht,
Der dich in solcher Pracht
Zu ihnen wollte senden.

7. Und ich — ich werde sehen
Neidlos all dieses Glück,
Mich ruft es ja zu gehen
Ins Vaterhaus zurück,
Zur rechten Lebensfülle,
Daraus du schöpftest nur,
Daß kurze Zeit die Flur
In deinen Schmuck sich hülle.

8. Komm denn, du Himmelsknabe,
Du langersehnter Mai,
Daß deine Freudengabe
Der Erde Zeugnis sei:
In sel'gen Höhen droben
Da blüht's in ew'gem Licht,
Nach Beß'rem sehnt sich nicht,
Wer dorthin ist erhoben.

9. So harr' auch ich der Stunde,
— O daß sie komme bald! —
Wo mir aus Engelsmunde
Der frohe Ruf erschallt:
Sei los von deinem Leibe,
Die Prüfung ist vorbei,
Geh ein zum rechten Mai,
Zu reiner Himmelsfreude!

13) An Bernhard und Minna Perthes. (4. Mai.)

Vorbemerkung: Bernhard und Wilhelmine (genannt Minna) geb. Mauke, verehelicht 1845, hatten ihrer beiden ältesten Kinder sich nur kurze Zeit erfreuen dürfen. Der fünfte, geb. am 22. Januar 1854, Wilhelm genannt wie der am 10. September 1853 hingeschiedene Großvater, entschlief am 3. Mai desselben Jahres.

Dem Leser mag es ergehen, wie dem Verfasser dieses Buches, daß ihm durch das hier mitgeteilte, am Tage nach dem Heimgange des Kindleins an die Eltern gerichtete Trostlied des der Vollendung entgegenreifenden alten Freundes von Anfang an die Melodie des Sterbeliedes von Johann Siegfried (gestorben 1637) zu Schleiz: „Ich hab' mich Gott ergeben" hindurchklingt, unter dessen Geleite Friedrich Perthes am Abend des 18. Mai 1843 entschlafen und am 22. bestattet war.

1. Ihr habt zurückgegeben,
Was euch der Herr erst gab,
Den jungen Geist zum Leben,
Die Hülle nur ins Grab.

2. Wohl eure Seele dachte
Sich ein so reiches Glück;
Die Muttersorge wachte
Mit nimmer müdem Blick.

3. Die Zukunft stand euch offen
Für seines Lebens Lauf;
Ihr bautet reiches Hoffen
Um euren Liebling auf.

4. Der Name jüngst verloren,
Um den ihr noch tragt Leid,
Ihr saht ihn neugeboren
Erblühn in ferne Zeit.

5. Doch anders war's entschieden
In Gottes heil'gem Rat;
Er wählte nicht hienieden
Für ihn den Lebenspfad;

6. Er spricht: „Gebt mir den Teuren
Zurück nach kurzer Frist!
Ihr wißt ihn als den euren,
Der es auf ewig ist,

7. Den euren, wenn auch ferne
Von euch bei Mir er lebt,
Wo selig Licht der Sterne
Ihn ungetrübt umschwebt,

8. Wo Engel ihn umschlingen
Mit kindlich frohem Tanz,
Ihm Himmelsblumen bringen
Zu nie verwelktem Kranz!"

9. Und der vorangegangen,
Erkennt ihn gar geschwind,
Hält ihn so traut umfangen,
Sein teures Enkelkind.

10. Dort harren sie denn beide
In ihrem Gott beglückt,
Bis Erdenmüh'n und Leide
Auch euch Sein Ruf entrückt.

11. Dann seid ihr alle wieder
— Auf ewig dann — vereint,
Seht froh zur Erde nieder,
Die wie ein Traum euch scheint.

12. Und ich auch mag begegnen
Euch dann mit heitrem Mut,
Mit euch den Herrn zu segnen,
Der macht das Ende gut.

14) An Karoline Benecke [seit 1848 Witwe]. (5. Mai.)

Wir stehn auf einem gleichen Grunde,
Da unsres Glaubens Anker ist,
Bekennen froh mit einem Munde
Den Herrn und Heiland Jesus Christ,

Den in die Welt zu neuem Leben
Der Vater mild herabgesandt,
Der Heil und Frieden und Vergeben
Uns bringt in Seiner offnen Hand.

Es war ein segensreich Geleite,
In dem du so dein Heil erkannt;
Von frühe an stand dir zur Seite
Dein treuer, frommer Ferdinand.

So habt ihr inniglich verbunden
Des Glaubens Kleinod treu gehegt,
Habt nicht gefühlt die bittren Wunden,
Die in das Herz der Zweifel schlägt.

So fand ich euch, als meine Pfade
Der Herr geführt in eure Näh';
Mir war, als ob ich Heil und Gnade
Auf euer Haus ergossen säh'.

Nicht viele Worte sind gewesen
Ihm not, dem teuren Mann, und mir;
Wir konnten Aug' in Auge lesen;
Denn eines Glaubens waren wir.

So ist er endlich eingegangen
Zu dem ersehnten Vaterhaus,
Den Lohn der Treue zu empfangen,
Vom Erdenlauf zu ruhen aus.

Ich darf ihm bald zu folgen hoffen,
Ihn lichtverklärt vor Gott zu sehn;
Schon stehn die Gnadenthüren offen
Und laden freundlich einzugehn.

Nicht mein Verdienst kann mir's versprechen;
— Wie wär' ich solches Vorzugs wert? —
Doch wird der Herr Sein Wort nicht brechen,
Das Er in Seinem Sohn erklärt,

Als er dem armen Volk auf Erden
Zum Tröster Ihn gesandt im Leid:
Wer an Mich glaubt, soll selig werden
Bei Mir in Meiner Herrlichkeit!

So ruf' ich denn zur Abschiedstunde
Den Brudergruß noch warm dir zu,
Bis daß zu der Verklärten Bunde
Heimkehrend eingehn wirst auch du.

Es ist ja nur ein kurzes Scheiden,
Wir andren droben, du noch hier;
Dann bin ich freudig mit euch beiden,
Und Gottes Führung preisen wir.

So walte denn der Geist der Gnade
Auf deinem Hause fernerhin
Und halt' auf rechtem Glaubenspfade
All deiner Lieben Herz und Sinn,

Daß frommer Eltern heilig Erbe
Sie halten fest mit Kindestreu',
Und wann ein jegliches einst sterbe,
Der Tod ein Pfad zum Leben sei!

15) Jubilate, Joh. 16, 16—23. (7. Mai.)

Ein Kleines noch — hast Du verheißen, —
Dann willst Du bei den Deinen sein;
Dann soll Dich nichts von ihnen reißen,
Dann sollen sie sich endlos freun.

Du hast's verheißen und erfüllt:
Von kurzer Grabesnacht verhüllt
Tratst Du hervor, Dein neues Leben
Auch ihnen ewiglich zu geben.

Dies Wort nehm' ich auch mir zum Pfande,
Du sagst es heute noch auch mir;
Verknüpfen mich doch heil'ge Bande,
Du Herr der Wahrheit, längst mit Dir.
Sind der Erlösung Güter alle,
So teuer durch Dein Blut erkauft,
Nicht mein, seitdem ich Dir getauft
In Deiner Jünger Scharen walle? —

Wohlan denn, Herr! Noch um ein Kleines —
So ruf' ich Dir vertrauend aus —
Dann geh' ich ein ins Vaterhaus,
Ins himmlische; es ist ja Deines!
Dort hältst in Deiner Freundlichkeit
Auch mir die Stätte Du bereit,
Da in der Engel Lobgesänge
Einstimmen meines Jubels Klänge.

16) Die Vorangegangenen und die Nachfolgenden. (10. Mai.)

Ich geh' auf einem ernsten Pfade
Nach einem heil'gen Ziele fort;
O wollte meines Gottes Gnade:
Es wär' erreicht, ich ruhte dort!
Denn lästig wird dem armen Kranken,
So nachzuzählen Schritt um Schritt,
Und jeder bringt ein Wehe mit
In seinem ungewissen Schwanken.

O zürnet nicht, ihr lieben Meinen,
Daß es mich ziehet von euch fern!
Der Trennung Stunde muß erscheinen,
Ob ich mit Angst sie seh', ob gern.
Ich sah in meines Lebens Jahren
So viele scheiden früh vor mir,
— Es ist für uns kein Bleiben hier,
Ich hab' es Tag für Tag erfahren —

So viele, die mein frühes Leben
Zur Bahn des Guten führten ein
Und warnend förderten mein Streben,
Daß ich es fröhlich sah gedeihn;
Ich muß sie ehren noch im Grabe
Und kann es nimmer zählen auf,
Wie viel in meiner Tage Lauf
Ich ihrer Huld zu danken habe;

So manche, deren Herz entzündet
In mir der Freundschaft heil'ge Glut,
Daß ich mit Jauchzen sie verkündet
Als gottgesandtes Himmelsgut,
Daß des vereinten Strebens Stunden,
Ob ich sie längst schon sah vergehn,
Mir leuchtend vor der Seele stehn
Und tausendfache Frucht gefunden;

Und du, der ersten Liebe Blüte,
In der mein Herz sich selber fand,
Die meines treuen Gottes Güte
Zum Segen mir ins Leben wand,
Zum Segen, ob wir auch im Leide
Geprüft ja worden mannigfalt,
Mit Danken fühlten wir es bald:
Nur inniger verband's uns beide!

Ihr meine Lieben, diese alle
Sie gingen lang schon mir voraus
Und ruhn in ew'ger Friedenshalle
Von ihren Erdenmühen aus;
Und ich — in meiner Seele trage
Ich ihr Gedächtnis stille fort,
Ob auch des Mundes kaltes Wort
Gar selten nur von ihnen sage.

Doch eure treue Liebe schlinget
Um mich so innig festes Band,
So immer neue Gaben bringet
Mir eure sorgsam offne Hand,
Daß mein ermattend letztes Sinnen
Zu euch, zu euch sich einzig kehrt,
Zu sagen, wie mein Herz euch ehrt,
Eh' ich nun scheide ganz von hinnen.

Und dennoch gönnet mir das Scheiden
Und jener Teuren Wiedersehn!
Nicht wird drum unsre Liebe leiden;
Sie trägt in sich ihr fest Bestehn;
Sie wird auch dorthin mit mir ziehen,
Sie reicht von droben zu euch her,
Vereinigt bald uns immer mehr,
Wie dieser Erde Jahre fliehen, —

Bis alle, die ich je geliebet,
In einem Kreis ich um mich seh',
Kein Scheiden mehr mich je betrübet,
Ich unter euch so selig steh',
Und all die teuren Liebenamen
Gehören so einander an,
Daß keins vom andren scheiden kann,
Und ist ein trautes Ja und Amen!

17) Sonntag. (14. Mai, Heys letzter Sonntag.)

1. Sonntag, du der Tage Krone,
Uns gesandt von Gottes Throne
Name mit so heil'gem Klange,
Daß auch selbst der Zeiten Lauf,
Wie er rollt in eh'rnem Gange,
Ehrfurchtvoll zu dir sieht auf.

2. Ringsum in der Erde Banden,
Wo dein Name je verstanden,
Horcht erfreut die Christgemeine
Deinem Ruf zum Heiligtum,
Eilet, daß sie sich vereine
Fromm zu ihres Gottes Ruhm.

3. So viel Sprachen, so viel Zungen
Auf der Erde je erklungen,
Alle geben Ihm die Ehre,
Jedes bringt sein freudig Teil,
Daß es auch Sein Reich vermehre
Und verkündige Sein Heil.

4. Die sich sonst so viel verbittern,
Sich in Groll und Haß zersplittern,
Die der Rede süße Gabe,
Frommer Liebe heilig Band
Selbst zu ihres Glückes Grabe,
Ach, zum Fluche sich gewandt,

5. Du laß wieder sie empfinden,
Was sie einen soll und binden,
Daß so traut sie alle stehen
Vor des Vaters Angesicht,
Alle sich wie Brüder sehen
In der ew'gen Liebe Licht,

6. Was auch jedes Herz beweget,
Ob von Sorgen schwer erreget,
Ob beklagend seine Sünden,
Ob voll frommen Dankes Drang,
Alle, alle sich verbinden
Dort in einem Lobgesang;

7. Die sich groß und herrlich meinen,
Die so klug der Welt erscheinen,
Alle kommen, um zu lernen,
Hangen an der Zeugen Mund,
Die aus hohen Himmelsfernen
Sel'ge Wahrheit machen kund.

8. Denn es ist nicht Erdenkunde,
Was sie so in frommem Bunde
An dem heil'gen Ort begehren;
Nein; daß Gott der Herr verheißt
Sie zum Himmel zu verklären,
Das ist's, was ihr Loblied preist.

9. So die frommen Christenmengen
Mit der tausend Sprachen Klängen
Flehen, danken froh versammelt.
Nur ein Kranker liegt allein,
Der mit mattem Hauche stammelt,
Stimmte gern mit ihnen ein.

10. Doch wie schwach in solchem Chore,
Deinem väterlichen Ohre
Ist sein Seufzen nicht entgangen;
Bald, o bald wird offenbar:
Herrlicher soll er empfangen,
Als sein schönstes Träumen war!

18) Der Pulsschlag. (17. Mai.)

1. Alter Pulsschlag, deine Pflicht
Hast in fünfundsechzig Jahren
Du auch Tag' und Nächte nicht
Einmal wollen lässig sparen.
Nährtest heil'ge Lebensglut
Treu in jedem Tropfen Blut,
Botest immer neue Stärke
Jedem Glied zu seinem Werke.

2. Achtet' auch niemand darauf,
Durch die vielen tausend Tage,
Du gingst stille deinen Lauf
Ohne Anspruch, ohne Klage.
Ungepriesen, ungesehen
Bleibst du nimmer müßig stehn,
Daß kein Glied sich ängstlich quäle,
Selbst nicht wissend, was ihm fehle.

3. Bist selbst du ermattet nun,
Machst schon langsamer die Schritte,
Möchtest endlich einmal ruhn,
Wenn die schwere Pflicht es litte?
Gehst nicht mehr so festen Gang,
Oder wenn des Fiebers Drang
Dir gebietet rasch zu eilen,
Mußt du bald erschöpft verweilen?

4. Ach ich gönne dir den Lohn,
Daß du darfst zur Ruhe kommen,
Und ich selber fühle schon:
Mir auch soll's zum Heile frommen.
Selbst nicht mehr genügen wir
Uns in unsrer Schwachheit hier,
Wird uns beiden nur zum Leide;
Drum mit Dank, in Frieden scheide! —

5. — Und horch! schon regt im Tiefsten drinnen
Fast ungeduldig zu beginnen
Ein neuer frischrer Schlag als du,
Klopft rings an alle Herzenswände,
Ob er denn nirgend Ausgang fände
Und eilte seinem Werke zu!

6. Denn neues Werk von kühnem Wagen
So träumt' er, das mit Flügelschlagen
Ihn zu dem Himmel trag' hinauf,
Wo Engeln gleich mit Engeln leben,
Vor Gottes Augen schaffen, streben
Er soll in ewig reinem Lauf.

7. Noch fühlt er jetzt sich wohl
mit Bangen
In dieses Leibes Nacht gefangen,
Den du um ihn hast aufgebaut.
Doch sieh — du kannst ihn nicht
mehr halten,
Durch seine Risse, seine Spalten
Ruft schon der Tag herein so laut.

8. Du treuer Pulsschlag, von den
Lasten
Der langen Jahre geh zu rasten!
Nun, junger Lebensschlag,
hervor!
Breit aus und rege deine Schwingen,
Du mußt nach hohem Ziele dringen,
Es ruft zum Himmel dich empor!

19) An C. Rödiger und F. Sennewald, seine Wärter. (18. Mai.)

Ihr liebe treue Männer faßt
So leicht des Kranken schwache Glieder,
Hebt sie empor und legt sie nieder,
Als wär' es eines Kindes Last.
Mit raschem Auge überblickt
Ihr, was ihm irgend kann gebrechen,
Und habt ihn hilfreich schon erquickt,
Eh' noch sei matter Mund kann sprechen.

Seid hartgestählte Männer doch
Von rauher Arbeit, rauhen Händen,
Müßt rastlos hin und wieder wenden
Des Tages mühevolles Joch;
Und doch — wie mild und schonend wißt
Ihr diese Hände anzulegen,
Daß nichts der Kranke je vermißt,
Was schonender ihn könnte pflegen!

O gottgesegnet edle Kraft,
Die beides so weiß zu verbinden,
Mit zartster Schonung zu umwinden,
Was sie so leicht und mühlos schafft!
Wie mußt du so das Leben reich
An Hilf' und Trost und Freude schaffen,
Wie wird gemeinsam dann und gleich,
Was schön dem Starken und dem Schwachen!

Und ist's denn so? Und sah ich nicht
Die Stärke tausendmal im Leben,
Wie sie der Ohnmacht Widerstreben
Mit schonunglosem Fuß zerbricht?

Und hört' ich nicht die Schwäche bang
Dem Nahen der Gewalt entfliehen,
Als könnte raschem Untergang
Sie anders nimmer sich entziehen? —

Die du zum Segen solltest sein,
O Kraft, was hat dich so verkehret,
Daß du dem Glücke nur gewehret
Und solltest fördern sein Gedeihn?
Das ist der Sünde schwere Schuld,
Die hat dein Lebensmark genommen!
Wenn dir's gebricht an Lieb' und Huld,
Was kann noch Gutes von dir kommen? —

O Liebe, lichter Himmelsstrahl,
Du heiligst allwas ist auf Erden;
Vor deiner Macht muß Segen werden,
Was sonst Verderben war und Qual!
Du brichst der Selbstsucht Übermut,
Du wandelst alles kühne Streben
In einen frommen Christenmut,
Zu dienen, treu sich hinzugeben!

So thut ihr, treue Pfleger, mir
In diesen letzten schweren Tagen,
Daß noch im bittren Scheiden hier
Ich von der Liebe Macht kann sagen:
Der Liebe, wie sie sanft und weich
Die sonst so rauhe Kraft verkläret,
Wie sie schon hier vom Himmelreich
Den ersten Vorgenuß gewähret!

Der Leser wird zugeben, daß wir nicht mit Unrecht unsren Hey einen Dichter von Gottes Gnaden genannt haben. Der Schwanengesang des gläubigen Gotteskindes von wahrhaft königlicher Geistesklarheit und heiliger Willenskraft bis ans Ende verstummte erst — so licht war sein Feierabend — am letzten Tage. Die Liebe, die Wunder ist und Gnade, die alles verträgt, glaubt, hofft und duldet, treibt auch im Angesicht des nahen Todes alle Furcht aus, wo der Glaube so das Herz

erfüllt und regiert, wie ihn die heilige Schrift selbst beschreibt Hebr. 11, 1 — in jener unübertrefflichen Beschreibung des Glaubens.

Am Dienstag den 16. Mai schon hatten die Hausgenossen an der Leibeshülle des teuren Mannes eine auffallende Veränderung bemerkt, und er selbst hatte sich gegen sie dem entsprechend geäußert, wie das auch nach seinen Strophen vom 17. an seinen Pulsschlag nicht befremden kann. Er konnte sich nicht mehr erheben und nahm gern die Hilfe der beiden Männer aus seinem Dorfe an, denen er in dem letzten Gedicht seinen Dank so lieblich spendet. Seine Sprache wurde in den letzten Tagen so unverständlich, daß er kaum die letzten Gedichte diktieren konnte.

Am 19. Mai Morgens brachte ihm seine Pflegetochter den Kaffee an sein Bett, wie sonst. Er aber winkte ablehnend, und zugleich vernahm sie ein sie überraschendes Röcheln. Schnell rief sie die Pflegemutter und den Dr. Hassenstein ins Gemach. Sie traten zusammen an das Sterbelager; der Sterbende sah sie freundlich an, die Sprache versagte ihm den Dienst, das Röcheln schwand, der Atem stockte — Hey war entschlafen, heimgegangen;

aus war die Erdenpilgerbahn,
sein neuer Lebenslauf brach an.

Im stillen Gemach war es lichter Maimorgen; und draußen sangen dem auserwählten Knecht des Herrn die Vöglein ein vielstimmiges Schlaflied, dem, der täglich über Tod und Leben nachgesonnen, ein Siegeslied zugleich, ein Halleluja.

Am Montag den 22. Mai fand sich eine große Schar in und vor dem Pfarrhause zusammen, auch aus anderen Gemeinden ringsumher. Den beiden Geistlichen, die bei der Bestattung das Wort führten, hatte der Heimgegangene hinterlassen, daß sie nur auf den Glauben verweisen und die Hörer zu

diesem ermahnen und in diesem befestigen sollten. Demgemäß hielt die Gedächtnisrede in der Kirche der am 24. Februar 1864 kaum 41jährig unserem Hey nachgefolgte Gatte der bei W. und A. Perthes erzogenen Rebekka Schröder aus Wandsbeck: Ludwig Tümpel, damals Subdiakonus in Gotha, dann Pfarrer in Ernstroda, über Hebr. 13, 7: „Gedenket an eure Lehrer, die auch das Wort Gottes gesagt haben; deren Ende schaut an und folget ihrem Glauben nach!“ Danach redete am Grabe Julius Kuntz, Pfarrer in Molsdorf, und widmete der lieblichen Verkehrsweise des Heimgegangenen herzliche Worte der Dankbarkeit. Zum Schlusse ließ der Generalsuperintendent D. Petersen die ganze Innigkeit seines tiefen und reichen Gemütes ausströmen in einem ergreifenden Schlußgebete, in welchem er insonderheit dem Herrn dafür danken durfte, daß Hey mit der ihm eigenen demütigen Bruderliebe ihn auf die schwere Verantwortung in seinem Amte hingewiesen habe. Auch dafür wird er dem Herrn zu danken nicht unterlassen haben, daß der nun zum ewigen Frieden Eingegangene seinen scharfen klaren Verstand und seinen unermüdeten Schaffenstrieb, seine nie erlahmende Arbeitkraft und seine umfassende Menschenkenntnis nicht allein dazu verwerten durfte, sich selbst in verwickelten Aufgaben entwickelnd zurechtzufinden, sondern auch dazu — was ja weit mehr ist —, die verirrten und verwirrten Geister entwirrend durch den Geist der Gnade und des Gebetes geräuschlos zu Dem zu führen, der den Weg, die Wahrheit und das Leben Sich Selbst nennt; so daß an seiner linden Hand und seinem warmen Herzen man aus Erfahrung lernte: daß Gott Licht ist und in Ihm keine Finsternis.

Auf seinen Sarg — so hatte es der selige Hey bestimmt — durfte man nur ein Kruzifix legen. Doch sein Grab ward von vielen Händen mit Kränzen bedeckt. Sein gegenwärtiger zweiter Nachfolger schreibt:

„Heys Grab ist gut erhalten und wird von mir, wie das meines ehrwürdigen Vorgängers Credner, mit Blumen stets geschmückt werden. Neben seiner Ruhestätte ist die seiner treuen Frau. Beide Gräber sind von einem Eisengitter umschlossen und mit einfachen Kreuzen von Gußeisen bezeichnet. Das eine trägt die Inschrift vorne: Johann Wilhelm Hey, geb. 26. März 1789 zu Leina, gest. 19. Mai 1854 zu Ichtershausen; auf der Rückseite: Christus ist mein Leben, Sterben mein Gewinn; ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein. Das andere trägt die Inschrift vorne: Luise Hey, geb. von Axen, geb. 20. September 1801 in Hamburg, gest. 31. Juli 1872 in Gotha; auf der Rückseite: Wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm."

Sein nächster Nachfolger Credner sagt in der Pfarr-Chronik von Ichtershausen sub ao. 1854:

„Am 19. Mai vollendete seine irdische Laufbahn Dr. theol. Wilhelm Hey, seit 1832 Superintendent in Ichtershausen, in einem Alter von 65 Jahren, ein wahrhaft frommer Mann, voll christlicher Demut und Gottergebenheit bis in seinen Tod, so daß man von ihm ebensowohl christlich leben wie christlich sterben lernen konnte. Er war ein reichbegabter Mann, ebenso ausgezeichnet durch seine Geistes- wie durch seine Herzensvorzüge. Ernste, ja strenge Wahrheitliebe, Glaubensinnigkeit, Eifer im Wirken verbunden mit edler Anspruchslosigkeit, Festigkeit der Überzeugung verbunden mit Milde gegen abweichende Ansichten, und Liebe im ganzen Sinne des Wortes bezeichnen wohl am besten seinen Charakter. Er, selbst ein lieber teurer Amtsbruder, wußte auch zwischen den ihm untergebenen Geistlichen ein amtsbrüderliches Verhältnis einzuleiten und zu erhalten. Was die Schule betrifft, so verstand er nicht bloß zu den Kindern auf eine über alles wohlthuende Art sich herabzulassen, sondern auch die Lehrer für ihren Beruf zu beleben und ihnen ein treuer

Ratgeber zu sein. Sein Tod erregte die innigste Teilnahme nicht bloß in seiner Ephorie sondern im ganzen Lande. Denn wer ihn kannte, mußte ihn auch achten und lieben.

„Ein Schüler und Freund des sel. Hey in Gotha überwies dem hiesigen Kirchenvermögen ein Kapital von 100 Thalern mit der Bestimmung:

a) Die Zinsen des Legates sollen dazu verwendet werden, Gesangbücher mit der Aufschrift: ‚Zum Andenken an W. Hey' am Todestage desselben den fleißigsten und wohlgezogensten Kindern zukommen zu lassen;

b) am Todestage des sel. Hey soll der Lehrer mit den Kindern am Grabe Heys den Vers singen: Laß mich Dein sein und bleiben, du treuer Gott und Herr!"

So die Pfarr-Chronik von Ichtershausen. Hören wir nun, was der mehrfach genannte Pfarrer Louis Zschetzsche aus dem gottgesegneten Leben des unvergeßlichen Mannes dem Verfasser dieses Buches bezeugt:

„— — Gern ergreife ich jede Gelegenheit, es unverhohlen vor jedermann auszusprechen, daß ich, wie die Wahl und Vorbereitung meines Berufes, so überhaupt einen großen Teil meines Lebensglücks nächst Gott dem seligen Hey verdanke, der mir heute noch als freilich unerreichtes Ideal vor Augen steht und dessen ich heute noch in herzlichster Verehrung gedenke, weil ich ihn gekannt habe nicht nur als einen Mann von enormem Wissen und vielseitiger Bildung, als einen vorzüglichen Theologen, Prediger und Seelsorger, sondern auch als einen der besten Menschen und Christen, die mir je begegnet sind. — —"

Mit Freuden sagt der Verfasser dieses Buches ja dazu, wenn ihm Dr. Georg von Bunsen aus Berlin den Ostergruß am 25. März des Jahres 1883, des Jubiläumsjahres der Fabeln, also am Tage vor Heys Geburtstage, mit den Worten spendete: „Oft gedenke ich Ihrer, nicht ohne Neid, daß Sie

Anlaß haben, sich so recht einzuleben in eines der lieblichsten Menschenbilder, die wohl je auf unserem heimischen Boden gewachsen sind."

Ja er war unser; er ist unser, wenngleich weit über die Grenzen unseres deutschen Bodens bei Tausenden von Kindern und solchen, die es waren, bekannt und vertrauter Genosse ihrer fröhlichen Spiele. Mit freudigem Stolze dürfen wir es miterleben, wenn wir die fiftly fables for children by W. Hey, illustrated by Otto Speckter, with a serious appendix, translated into English by Sophie Klingemann, denen die other fiftly nachfolgten, oder die cinquante fables pour les enfants etc. oder die cinquanta favole per i fanciulli etc. in die Hand nehmen und an die noch weitere Verbreitung unter noch anderen Völkern gedenken, wie der deutsche Name auch in dieser Weise bei Nationen selbst romanischen Stammes seine stillen Wege aus dem Herzen Deutschlands (s. oben S. 1) in die Kinderstuben findet, der fromme Sinn und Geist Martin Luthers und der Reformation seine verborgenen Siege feiert. Ja Hey durfte mit Wahrheit singen und sagen:

„Es hat manch schöner Segen
Weit über meines Hoffens Ziel
Auf diesem leichten Kinderspiel
Durch Gottes Huld gelegen!" —

Dieses leichte Kinderspiel ist das Denkmal, das er sich selbst gesetzt hat, ohne daran zu denken, ohne die Tragweite jener Worte zu ermessen.

Die Fabeln haben nicht nur einst und ursprünglich Otto Speckters Zeichenstift in Bewegung gesetzt, neuerdings auch auf Anregung seitens ihres Verlegers den Pinsel des Münchener Künstlers W. Pfeiffer, welcher unter den Tiermalern hervorragend zwölf große Bilder für das Haus, wie für die Wand

der Volksschule, hergestellt hat, die vor etlichen Jahren in 4 Lieferungen von je 3 Bildern erschienen sind. Die erste Lieferung enthält Bilder zu Nr. 1, 12 und 50, die zweite zu Nr. 13, 17 und 18, die dritte zu Nr. 11, 38 und 42, die vierte zu Nr. 37, 7 und 47 der ersten 50 Fabeln.

Darauf erschien zu Anfang des Jahres 1883, nachdem inzwischen auch in dem Organ unseres Oberlin-Vereins: „Die christliche Kleinkinderschule," Januarheft 1883, Fr. Ranke in Höxter an die Hey schen Fabeln durch praktische Exempel erinnert hatte, das dankenswerte Büchlein von C. Kehr: „Der Anschauungsunterricht für Haus und Schule auf Grundlage der Hey-Speckterschen Fabeln im Anschluß an W. Pfeiffers Wandbilder". Diesem hat Kehr eine sehr lesenswerte Vorrede vorausgeschickt, die dem Verfasser dieses Buches besonders willkommen sein muß, da sie direkt und indirekt diesen Blättern den Weg durch Volk und Vaterland bereiten hilft. Mit Kehr stimmt der Verfasser dieses Buches ein (nach Luk. 7, 4 und 5): Hey ist es wert, Herr, daß du ihm das erzeigest, das Gedeihen dazu zu geben, wenn unser viele ihm in einem Sinne ein Denkmal setzen; denn er hatte unser Volk lieb und die Schule hat er uns erbaut. S. das. S. XVII.

So hat auch H. Keck Recht, wenn er in Nr. 14 des deutschen Literaturblattes von 1883 schreibt: „Viele Tausende werden einen unverlöschlichen Eindruck von den Heyschen Fabeln empfangen haben. Wir haben hier ja freilich nicht mit Fabeln im Sinne Äsops zu thun, mit solchen, die eine Regel der Lebensklugheit durch eine Erzählung aus der Tierwelt illustrieren; aber W. Hey ist der Schöpfer einer viel höheren Gattung; er will nicht belehren; aber er vermenschlicht in heiterer Kindesphantasie das Tierleben und bringt es mit unseren Tugenden und Fehlern, mit den Gefühlen und Neigungen unseres Herzens in die innigste Beziehung. In der süßen Unschuld seines Ge-

mütes hat er meistens den Ton getroffen, der an das Ewig-Kindliche in unserer Brust anklingt; und dieser Ton eben ist der wahre Glockenklang echter Poesie. Die Verse z. B. von Wandersmann und Lerche gehören zu dem Schönsten, was unsere Literatur besitzt."

Anhang.

I. Kinderlieder. (Zu Seite 201.)

Sollten unter den hier folgenden in Heys Nachlaß vorhandenen Kinderliedern wider Vermuten schon einzelne irgendwo gedruckt sein, so wird der geneigte Leser darum nicht zürnen.

1.

Wenn die Wässerchen fließen
Und der Schnee zerrinnt,
Da kommt auf den Wiesen
Ein Engelkind.
Das trägt in der Hand
Einen Blumenstrauß
Und streut ihn aus
Übers ganze Land.
Und die Lämmer, die springen,
Und die Vögel, die singen,
Und in Blüten flüstert der Wind.
Wie heißt doch wohl das liebe Kind?
Ei, Frühling heißt das liebe Kind.

2.

Die beiden Eltern, der Tag und die Nacht
Sie haben sich fertig zur Reise gemacht.
Die Kinder kommen und bitten schön,
Da dürfen sie beide mit ihnen gehn.

Der eine, der's gar nicht erwarten kann,
Ist immer der erste bergab, bergan,
Erzählt es den Leuten und ruft es aus:
Der Vater wird kommen, ich gehe voraus.
Der andre, der ist noch zart und klein
Er drängt zwischen Vater und Mutter sich ein;
Er hält sich an jedem mit einer Hand
Und läßt sich so führen durchs ganze Land.
Nun sagt: wie werden die Kinder genannt? —

3.

Es läuft jemand durchs Land,
Hat weder Fuß noch Hand,
Er klopft an Thür und Fenster an
Und, wenn ihr ihm habt aufgethan,
So ist er schon mit Saus und Braus
Fern über Berg und Thal hinaus
Und lacht euch noch von weitem aus.
Nun lauft ihm nach,
Nun lauft den ganzen Tag,
Nun springet über Stock und Stein,
Ihr holt ihn dennoch niemals ein.
Wer mag der schnelle Läufer sein? —

4.

Heute hier und morgen dort —
Wasser, Wasser, fließe fort,
Diese Blümchen schenk' ich dir,
Aber mich selber laß lieber hier!

5.

Der Vater im Himmel giebt Sonnenschein,
Deß sich die armen Kinder freun;
Der Vater im Himmel giebt Regen
Den armen Kindern zum Segen;
Daß sie haben Freude und haben Brot,
Das thut alles der Vater, der liebe Gott.

6.

Meine Augen sind klar wie Morgenlicht,
Wie Rosen so rot ist mein Gesicht;
Ich hab' einen Mund zu freudigem Singen
Und Füßchen, die können so munter springen;
Mund, Füß' und Händ' und Augen und Leben
Hat alles der Vater im Himmel gegeben.

7.

Wenn die liebe Sonne so freundlich scheint,
Denk' ich gleich an den Vater und wie gut er's meint;
Und wenn der Mond so stille mich ansieht in der Nacht,
Das ist wie meine Mutter, die an meinem Bettchen wacht.

8.

Gute Nacht, nun geht's zur Ruh',
Die müden Äuglein fallen zu;
Es schläft die Mutter, es schläft das Kind
Und alle, die im Hause sind.
Nur noch der Vater im Himmel wacht
Mit hellem Auge die ganze Nacht
Und Der nimmt Sein Kind gar treu in acht.

9.

Du lieber Gott, nun schlaf' ich ein,
Du wollest treulich bei mir sein,
Mit milder Vaterhand mich decken
Und morgen wieder froh erwecken.
Und wo noch sonst ein Auge wacht
Und zu Dir ruft ein leiser Hauch,
Gieb ihnen eine gute Nacht,
Und meiner kranken Mutter auch!

10.

Ich schlief die ganze Nacht,
Da kam die Sonne so sacht,
Bis sie mir in das Fenster sah
Und rief herein: Holla, holla,
Nun fröhlich aufgewacht!

Die Blumen im Beete sehn
So munter umher, so schön!
Die Lerche droben in der Luft
Singt hell ihr Liedchen schon und ruft:
Willst auch in'n Garten gehn? —

11.

Mein Vater ist geschieden,
Und doch ist er nicht tot;
Er wohnt in Freud' und Frieden
Bei seinem lieben Gott.

Da sehen sie nun beide
Nach ihrem Kind auf Erden
Und haben ihre Freude,
Wenn es recht gut will werden!

12.

Über Tag, über Tag
Ich gar nicht weinen*) mag.
Aber auch die Nacht
Mich nicht traurig macht.
Lächeln doch die holden
Sterne mir so golden
Von dem Himmel zu:
Siehst du nicht die vielen
Gotteskinder spielen?
Gottes Kind, das bist auch du!

13.

Wenn ich so hin und wieder
Zur lieben Mutter geh',
Thun oft die müden Glieder
Vom langen Wege weh.

*) Im Text, d. h. in einer Abschrift (also nicht von Heys eigener Hand) steht „wandern", was wohl nur verschrieben ist.

Doch was ist Müdigkeit,
Doch was ist Weh und Leid,
Wenn nur die gute Mutter
Sich ihres Kindes freut!

14.

Wer Blumen pflanzt im Garten,
Der muß geduldig warten;
Der Winter ist gar streng und hart,
Da hält sich alles wohlverwahrt.
Doch tritt der Frühling erst heraus,
So bricht auch alles fröhlich aus!

15.

Habt Dank, ihr lieben Blümchen,
Daß ich euch wiederseh'!
Ihr schaut mit blauen Augen
Hervor aus Eis und Schnee.
Nun will ich euch fröhlich pflücken
Und der lieben Mutter schicken,
Die soll sich mit mir freun,
Daß auch in meinem Gärtchen
So schöne Blumen gedeihn!

16.

Christuskind, Du Himmelskind,
Bist so fromm und treu gesinnt,
Kehrest ein in jedes Haus,
Teilest schöne Gaben aus,
Gaben für die Deinen,
Für die lieben Kleinen,
Für die Großen auch dazu
Herzenstrost und Himmelsruh.

17.

Viel heller glänzt der Sonne Strahl
Als Mond und Sterne tausendmal,
Und hab' ich vor den andren allen
Am lieben Sonntag mein Gefallen,
Da rufen fromme Glocken aus:
Kommt her in eures Vaters Haus!
Von Seiner Liebe sollt ihr singen
Und freudig soll die Orgel klingen,
Und Gottes Wort und Vaterlehren
Sollt ihr am heilgen Altar hören
Und daß ihr alle lernt und wißt,
Wie gut Er's meint, wie treu Er ist.
Drum hab' ich auch den Sonntag gern,
Den schönsten Tag, den Tag des Herrn.

18.

Vorüber ist die dunkle Nacht,
Der frische Morgen ist erwacht,
Und alle Deine Kinder freun
Sich in dem schönen hellen Schein.
Du bist so treu, Du bist so gut,
Du hast sie all' in Deiner Hut.
So hast auf mich Du auch gesehn,
Daß mir nichts Böses ist geschehn.
So sei mit mir auch diesen Tag!
Ich fang' ihn an in Deinem Namen,
Daß ich ihn froh vollbringen mag
In Deiner treuen Obhut. Amen! —

II. Übersetzungsproben. (Zu Seite 403.)

Damit auch in die Übersetzungen der Fabeln in fremde Sprachen unsere deutschen Leser einen Blick thun mögen je nach Vermögen und Neigung, können wir nicht umhin, je eine Probe aus der englischen, italiänischen und französischen Ausgabe, also aus den dreien, die in dem Perthesschen Verlage erschienen sind, mitzuteilen.

1) „Hündchen und Böckchen" auf Englisch. (I, 11.)

The dog and the goat.

Dog. „Take care, goaty, now I shall bite!"
Goat. „Take care, doggy, then I shall fight!"
Dog. „My teeth are dreadfully sharp, I tell you!"
Goat. „I have two horns of no less value."
Dog. „Old fellow, I only said it in fun,
Let us be merry and have a good run!"

Goaty und doggo all that day
Went on together in merry play;
Doggy barking away without pause,
Goaty displaying his horns without cause.
And they capered and bounced so queerly,
That to have seen it I wish most dearly.

---

2) „Bär" auf Italiänisch. (I, 38.)

L'orso.

Ammirate il nuovo maestro di danza
Dritto come un fuso egli or s'avvanza.
Come ei gira con disinvoltura
Su due piedi, in gentil postura!
Peccato! sua voce è un po rabbiosa
E la persona assai poco graziosa.

Il pover oero, si reggeva a stento,
Sotto voce brontolava, e moveva lamento:
„Ah che potessi in bosco andare
Quieto quieto nella tana riposare!
Patisco la fame con tutto il splendore!
Che sentissi almeno del mielo l'odore!"

---

3) „Truthahn und Truthähnchen“ auf Französisch. (I, 41).

Le dindon et les dindonneaux.

„Écoutez, mes enfants, j'ai deux mots à vous dire;
Vous devez désormais poliment vous conduire.
Quereller, criailler, sont du plus mauvais ton.
Çà, prenez tout de suite un air riant et bon!
Que je n'entende plus glouglouter sans relâche,
Sinon, mes dindonneaux, gare à vous! je me fâche.“

Voilà que par la cour passe un bambin joyeux;
Son bonnet écarlate au loin frappe les yeux.
Le coq d'Inde à sa vue entre en fureur complète,
Se hérisse, va, vient, crie: „A bas la casquette!“
Et le bambin de rire: „Oh! calme-toi, pardon!
Qu'a donc fait ma casquette à monsieur dindon?“

Druck von Friedr. Andr. Perthes in Gotha.

Hansen, Theodor,

Wilhelm Hey, nach seinen eigenen Briefen und Mitteilungen seiner Freunde

Gotha 1886